BRIEFE AUS DER HAUPTSTADT

UND DEM

INNERN FRANKREICHS.

VON

F. J. L. MEYER Dr.

DOMHERRN IN HAMBURG,

Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften in Deutschland und Frankreich.

ERSTER BAND

TÜBINGEN

IN DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG.

1802.

Universitäts-
Bibliothek
München

BRIEFE AUS FRANKREICH,

GESCHRIEBEN IM SOMMER 1801.

ERSTER BAND.

I.

Brüssel
im Juni 1792.

„*Nous ne voulons pas être libres!*" — — Das eiserne Wort folgt mir in diesem Lande auf den Fersen. Ich höre es immer. Es scheint von den traurigen Mauern der entvölkerten Städte Belgiens, und besonders dieses verödeten Brüssels, wiederzuhallen. „Wir wollen nicht frei seyn." Es war doch wohl ein weiser Mann, der unserm Forster das antwortete, als er die Belgier wegen der erlangten Freiheit pries. *) O glaube mir, sie haben das sogenannte Geschenk dieses hochklingenden Wortes theuer, sehr theuer bezahlt. — Als jener Unglücksverkündiger das sprach, galt es ihre Befreiung von dem Despotismus der Priester, unter dessen Joch sich diese Naken willig beugten, gegen welchen Joseph für sie, aber nicht mit ihnen, fruchtlos kämpfte. Zur Sklaverei des Aberglaubens geboren, flofs für sie Egmont's edles Blut umsonst, verschwendete Joseph seine Kraft. Aber wahrlich, sie sind schwer dafür gestraft, durch die Gabe der Rechte des Menschen und des Bürgers. Immer, und noch immer wie eine eroberte Provinz der Mutterrepublik behandelt, wurden sie schwer gedrükt mit militairischen Steuern und Requisitionen, mit erzwungnen Anleihen. Ihnen ist alles entwandt. Sie sind ausgesogen, entnervt, erstorben. — Finsterer Mann! das ist der Kommentar zu deinem: „*Nous ne voulons pas être libres.*"

*) Forsters Ansichten II. 6.

Verzeih, dafs ich, dir vorgreiffend, mit einem Resultat meiner Beobachtungen anfange. Von der schnellen Reise hierher, ist mein Kopf noch etwas beraubt. Ich will nun ruhig und treu berichten, was ich sah und hörte; ziehe du selbst dann die Resultate.

Erst eine kleine Skizze meiner Reise von Euch, bis an die Grenzen Belgiens.

Mit Wohlwollen, Liebe und reiner, edler Gastfreundschaft vergüteten mir meine guten Bremer einige Wochen hindurch die Trennung von Euch. Unser biederer R. war mit mir in der Wahl des nächsten Weges nach Paris eines Sinnes. Defswegen nahmen wir, wie ich vor fünf Jahren mit unserm S., den Weg durch das unwirthbare Münster und einen Theil des westlichen Hollands. Um Frankreich zu erreichen, ist dies der geographisch kürzeste Weg; aber grofs das Opfer, das der Reisende seiner Eile bringt. Endlose Sandsteppen, unabsehliche Haiden, wüste Moräste wechseln bis Antwerpen mit einander ab. Schlechte Pferde in Westphalen, phlegmatische Pferdknechte, langsame Beförderung auf den Posten, elende und theure Bewirthung: gäbe es des Schlimmen noch mehr, so ist es dem Reisenden in diesem Lande beschieden, und das einzige Rettungsmittel dagegen, Schlaf und Durchfahren bei Nacht.

Vierzig Stunden brauchten wir von Bremen bis Nordhoorn, die batavische Grenze, ein Weg von fünfzehn Meilen, westphälischer Länge und Langweile; siebenzig Stunden, ein Nachtlager in Almelo ungerechnet, von Nordhoorn bis Antwerpen, ein Weg von fünfundzwanzig Meilen (ein und fünfzig holländische) Poststunden. Gegen die Langsam-

keit dieser Schneckenpost mit sechs Pferden, hilft kein Laufzettel; er verliert sich schon auf den ersten Stationen, oder wird verleugnet: kein vorreitender Kourier, um die Pferde zu bestellen, die erst weit her von der Weide geholt werden: keine Prämie, die von den neben jedem Paar Pferde herlaufenden drei Postillionen genommen, aber nicht gewonnen werden. Da hilft — selbst die „göttliche Grobheit" der Herren Athenäer nicht; sondern allein die göttliche Geduld, welche Menschen meines Blutes so kärglich verliehen ist. Rechne zu diesen Unbilden noch, die kriechende Höflichkeit der holländischen Postmeister, womit sie das unerhörteste Postgeld noch Willkühr fordern, und sich unverschämt auf die Nichtexistenz einer Postordnung berufen, die Prellereien eben dieser Menschen für ärmliche Bewirthung, das mit doppeltem Trinkgelde nicht zu beschwichtigende Murren der lumpigen Postillionen — — Kurz, alles das ist sehr arg, ist überstanden; aber beim unerbittlichen Merkur! zum leztenmal auf diesem Wege.

Die Erndte meiner Beobachtungen gleicht diesen Steppen an Magerkeit, und ich würde nicht dafür stehen, dafs der Spleen auf diesem fatalen Wege nicht mein Begleiter gewesen ist. Als hätte sich alles verschworen, um die Ansichten zu verfinstern, mufsten wir noch den Spuren jenes fürchterlichen Orkans, der in der Nacht des vorigen 9ten Novembers auch in Hamburg die Dächer abwarf, und mit unsern Thurmspizen spielte, allenthalben bis hierher in halbniedergeworfenen Fichtenwäldern, gebrochnen starken Baumstämmen und umgestürzten Hütten, begegnen.

Zuerst athmeten wir in den kleinen holländisch

freundlichen **Ameloo** wieder etwas frei und suchten da unser bequemes Nachtlager. Ueberhaupt glaube ich, mag es uns Norddeutschen in Holland ganz behaglich sein, wenn wir uns in den verwandten Wesen dieser Leute erst ein wenig gefügt haben. So war es hier, bei dieser holländischen Reinlichkeit, emsigen Industrie, haushälterischen Pflegsamkeit, und dem zutraulichen Entgegenkommen der ehrlichen Leute. Ameloo liegt mit seinem Verkehr den Leinwandbleichen, wie in einem Lustwäldchen, von in sich kreuzenden Alleen stämmiger Eichen und Buchen, schlanker Pappeln. Weit umher hat die Gegend eine üppige Vegetation. Baumzucht ist hier Liebhaberei und die Gesezgebung selbst begünstigt sie. Am Wege vor der Stadt steht ein Schandpfahl, mit den Insignien des Staupenschlages an dem Schilde und der Ueberschrift: *Strafe ter Boomeschanders* (Strafe der Baumschänder). Das Baumfrevel ist darunter wohl nicht verstanden. Dies geschieht ja in unsern Gegenden *ex officio*, wenn auch nur als Officiantenunfug. Auch will ich die Milde des Gesezes dabei anrufen, da wir aus Erfahrungen wissen, dass vernünftige Belehrung, mit etwas Satyre gepaart, hierin wenigstens langsam, doch noch wirkt, und jenes eingewurzelte Vorurtheil, wodurch unsere schönsten Spaziergänge verunstaltet werden, sich nach und nach vermindert. — Aber in Almeloo ist die republikanische Polizei strenger. „Das Tabakrauchen auf den Strassen ist verboten" — proklamirt, jedoch nicht bey Ruthenstreichen, ein anderer Pfahl am Eingange des Städtchens. Bei uns ist das Gesez gelinder, das Rauchen auf den Gassen, — einerlei, ob aus Pfeifen, oder mit brennenden Zigarro's — gehört zu

dem eleganten Kostume unsrer ungezogenen jungen Incroyables, und die Gasenpolizei mischt sich nicht in Sachen der höhern Modeinstanz. Wir müssen diese Mesquinerie den mit Kleinigkeiten krämenden Holländern zu gute halten. Aber ihre Pfahlgeseze erreichen doch ihren Zwek. Kein Baum wird geschändet, und der immer und allenthalben rauchende Holländer raucht auf der Gasse nicht.

Die Spuren voriger Wohlhabenheit trägt Zutphen; aber nicht mehr wie einst, den alten Namensruhm einer Hansestadt. Auch der erloschne Name gab der sonst wenig wichtigen Stadt für mich noch Interesse. Der ehrwürdige Name des Bundes aller dieser Städte ist nur noch in den geographischen Kompendien und Werken, er selbst ist mit seinem Rittergeist von dem Strom der Zeit hinweggespühlt; der Geist neuerer Zeiten, die bessere Kultur und Verfassung der Staaten, hat ihn aufgelöset. Dennoch sollte der Name selbst, sollten die Zeichen unserer Zeit, die auf dem Bundesgrabe sich noch erhaltenden drei Schwesterstädte des Nordens beeifern, die alte Treue zu bewahren, sich fester und fester zu verbinden, zu einem grosen und edlen Zwek, gemeinschaftlicher Wohlfahrt und Erhaltung gemeinschaftlicher Freiheit. Der Name und die Verfassung der drei kleinen nordischen Republiken werden geehrt von den mächtigsten Staaten. Die längste Dauer ihres Glüks ruhet in ihrem eignen Schoos, wird die Folge ihrer Selbsterhaltung seyn.

Vor Zutphen erschienen mir die ersten Denkmäler des lezten verheerenden Krieges; weit hingedehnte Schanzen, Linien, Batterien, von den Engländern angelegt, von den Franzosen vollendet. Eine Vorbereitung auf den traurigen Anblik der kleinen

Festung Grave an der Maas, die, von der Belagerung des Jahres 1794 her, noch zum Theil in Ruinen liegt. Hier widersezten sich die Regimenter von Waldek und der Schweizer zwei und zwanzig Tage dem Flufsübergang der Belagerer. Ihre bedeutende Lage fezte die Stadt schon in vorigen Jahrhunderten dreimal der Kriegsverheerung aus. Diesesmal werden die Gassen an der Flufsseite, die Thürme, die Mauren noch lange in Ruinen liegen bleiben. Die Stadt hat keine Mittel, um sich aus eigner Kraft wieder zu heben; und das geplünderte Mutterland ist arm.

Holländische Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit ist auf diesem ganzen Wege gepaart mit Eigennuz und Gewinnsucht. Kaum klappern die Pferde vor der Posthausthür, so eilt schon der Wirth mit der Magd heraus, den Kutschenschlag zu öfnen, und wieder in's Haus, Feuer anzuschüren, Kaffee zu kochen, Esen zu bereiten, ehe man es noch befiellt hat. Ihr mögt nun bestellen oder nicht, trinken, esen, oder nicht: bezahlen und schwer bezahlen müsst ihr doch, dafür aber habt ihrs gut und reinlich im altholländischen Kostum. Diele, Küche und Zimmer, sind zierlich gefegt, sind gescheuert, geklärt zum Spiegeln, gebohnert, gekämmt zum Entzüken der Kinder.

Viel weniger als vor fünf Jahren, da ich zuerst das der fränkisch-batavischen Freiheit wiedergeborne Land betrat, hält man jezt auf ihre äufsern Zeichen. Zufällig trug damals einer unsrer Reisegefärten ein orangefarbnes Halstuch, und wir hatten noch keine Kokarden. Vor der Thür des Posthauses paradirte die batavische Garnison. Das hätte uns in schlimme Händel verwikeln können, wenn

nicht K., der französische Gesandschaftsfekretair in Hamburg, dem wir hier begegneten, den Patrioten ein Machtwort zu unsrer Vertheidigung gesagt und uns gerathen hätte, Kokarden holen zu lafsen, und uns dem Volk damit zu zeigen. Im Hinterhalt diefes drohenden Angrifs aber lag ein holländischer Jude, ein Agioteur, dem wir fein Gesuch, Geld gegen Afsignaten zu wechseln, verweigert hatten. Die Freiheitsbäume fieht man noch in allen Dörfern, Flekken und Städten. Der üppigste fteht, von oben herab mit Sinnbildern geziert, auf dem Markt von Herzogenbusch. Die neuholländische Philosophie, Verzierungskunst und Malerei haben fich darin ein Denkmal gestiftet. Eine junge fchlanke Eiche wächst hier aus einem wie ein grofser Altar geformten Treibkasten hervor, und wird von republikanischen Fasces gehalten. Vier gesudelte Bildnifse des Junius Brutus, Olden Barnevelt, Hugo Grotius und der de Witt find daran gehängt, und der Altar ist mit Symbolen der Freiheit, der Gleichheit, des Akerbaues u. dgl. an zwei Seiten dekorirt. An der dritten Seite fieht der Freiheitsruf: *Eindelyk ouit te Onderdrükirg* (Endlich aus der Unterdrükung). Auf der vierten Seite lieset man in dem aufgeschlagnen Buch, das auf dem mit einem lodernden Herzen verzierten Altar liegt: *Fryheit van Godsdeenst.* Die leztere leicht mifsverstandne Inschrift könnte als Starkgeisterei erklärt werden. Mir wenigstens fiel, als ich fie las, die von einem berühmten französifchen Astronom vor einigen Jahren in Deutschland ernstlich und oft gesagte Phrase: *nous fommes Athées!* als Gegenstük ein.

Muth- und Kraftlosigkeit des Volks und Schwäche der unter Vormundschaft ftehenden Regierung

zeigt sich hier allenthalben. Der Karakter der Lähmung und Erschöpfung ist allem aufgedrükt. Man findet die Leute in einem Zustand der Resignation, welcher heinlich ist. Bei aller innern Unzufriedenheit mit der Administration, klagen sie nicht; mit Achselzuken fügen sie halblaut: „es wird ja wohl einmal besser werden." Nur ein Mann, den ich in Nimwegen traf, sagte im Ausbruch eines schmerzhaften Unwillens, der mich rührte: „Man muss stark sein, um den Kopf oben zu halten. Unsre Industrie allein ist es, die unsre Armuth lindert, seitdem wir die Geissel des Krieges nicht mehr bis aufs Blut fühlen." Holland hat alles eingebüsst, ist bis aufs Mark ausgesogen. Und unter dem Blinken dieser fremden Waffen blühet kein innrer Friede, wächst die zarte Pflanze des öffentlichen Kredits nicht, hebt sich kein Wohlstand durch Handel und Gewerbe. Der Friede mit England wird Hollands äusseres Schiksal entscheiden. Dass aber dann, auch in dem besten Fall der Rükgabe ihrer Besizungen jenseits der Meere, die militairische Vormundschaft Frankreichs über das Innre der Tochterrepublik aufhören werde, hofft keiner.

Das Harpyenlager der französischen Zollbeamten ist in Hoogstraten, einem belgischen Gränzfleken. Wir entgiengen, ohne es darauf anzulegen, ihren Neckereien glüklich. An einem anbrechenden kalten Morgen hielt, auf der unendlich langen Heidestation von siebenzehn Stunden zwischen Herzogenbusch und Antwerpen, der Postillion in Hoogstraten vor einer kleinen Herberge. Wir stiegen aus, um vor dem in der Küche angeschürten Feuer uns zu wärmen, und zu frühstüken. Der freundliche Wirth gesellte sich, als wir beinahe fertig wa-

ren, zu uns. „Man wird hier visitirt," sagte er halblaut, „wissen Sie das?" Nein — aber nur geschwind, wenn es so seyn muss. „Muss? Ei nun die Commissaire schlafen noch; Wollen Sie, dass ich sie weken lasse?" Weken? das hält zu lange auf. *On ne reveille jamais le chat qui dort.* Wir führen keine zollbare Waaren. „Ich glaube es. Dann aber fahren Sie gleich weiter." — Wir rollten zum Fleken hinaus, und kamen um Mittag in Antwerpen an.

Ich mögte lieber gar nicht von dieser öden Stadt reden, die als ein trauriges Denkmal eines vormaligen hohen Wohlstands und eines blühenden Handels da steht. Seit Jahrhunderten ward Antwerpen wie von einem Strafgerichte verfolgt, sein Fall durch Verwüstungen des Bürgerkriegs, durch Plünderungen, durch Pest vorbereitet, und durch den Handelsdespotismus der Holländer vollendet. Zweimalhunderttausend Einwohner, die es vordem zählte, sind zu fünfzigtausend geschmolzen. — Die seit anderthalb Jahrhunderten gesperrte Schelde ist zwar geöffnet, bis jezt aber noch ohne Erfolg: nur von Fischerböten und kleinen innländischen Schiffen wird sie befahren. Mit Wehmuth sah ich diesen solange in seiner Kraft gehemmten, herrlichen Fluss an den Mauren der Stadt leer hinströmen, diesen, von der Natur für tausend Schiffe gebildeten Hafen öde. Denn was sind etwa zehn kleine Fahrzeuge von Gouda, die eben entladen wurden, gegen diesen weiten Raum eines Stroms, der mit seiner achtzehn Fuss steigenden Fluth schwerbeladne Kauffahrer unter die Stadtmauern führt. Nur noch selten kommen Schiffe von Hamburg und andern Handelsstädten an. Dass es der französischen Regierung mit der Freiheit der Schelde Ernst sey, hoft man doch, obgleich

die Plane und Stimmen schon bekannt sind, welche sich von Holland und selbst von den französischen Seestädten aus bei der Regierung dagegen erheben werden. Man traut hier auf Bonaparte's festen Willen, die Schelde frei zu machen, und mit dem Hafen den Wohlstand der alten schönen Stadt herzustellen. Die Regierung fühlt, wie wichtig es für Frankreich sey, zwanzig französische Meilen im Lande einen solchen Hafen zu besizen, um den grosen Handel in die Departemente zu ziehen, und es wird in den Kabinetten der Minister zu Paris ein Plan debattirt, um für vier Millionen Franken Antwerpens Hafen zu verbessern, ihn für Kriegsschiffe von fünfzig Kanonen auszutiefen, Seearsenale zu bauen u. s. w. Der Befehl zur Vollendung des Kanals von Saint Quentin, welchen Bonaparte vor einigen Monaten besichtigte, hängt mit diesem Plan zusammen.

Der Kampf des lezten Jahrzehends hat die Verödung Antwerpens vollendet. Menschenleer und tod sind die breiten Gassen, die grösten Paläste, Klöster und Kirchen. Diese zogen vordem durch ihre Meisterwerke vaterländischer Kunst noch Fremde in die Stadt. Man sucht sie jezt in dem alles verschlingenden Paris. Nur die lächerliche Mönchsspielerei des sogenannten *Mont calvaire* mit seinen grotesken Figuren, Engeln, Heiligen und Mönchen, ist dem leeren Dominikaner-Kloster gelafsen. Mit einer Art von Gewalt wird man von den Plazbedienten hingezogen, um diese an die Kirchmauer aufgethürmte und eingeklammerte Steinmasen zu sehen, und den Orgelton eines tölpischen Exmönchen anzuhören, welcher auch erzählt, dafs dieses Golgatha, dieses heilige Grab, dieses Fegefeuer gerade so ist, wie einst in Jerusalem, nach ihrer Höhe, Breite

und Tiefe. — Ihre lieben Klöster wieder bevölkert zu sehen, ist einer der angelegentlichsten Wünsche dieses erschlaften von Pfaffengeist beherrschten Volks.

Ein vormaliger Adlicher des Landes, Marquis d'Herbouville ist Präfekt dieses Departements der beiden Nethen (von zwei kleinen Armen der Schelde so genannt.) Er gewinnt die öffentliche Stimme durch sein Bemühen, die Zweige der Administration zu ordnen, und die Besern unter den Bürgern an sie zu schliefsen. Eigennuz und Habsucht brandschazten bisher das Land; rechtliche Leute zogen sich von öffentlichen Geschäften zurük. Es ist Zeit, dafs die sich endlich wieder zeigen, welche das Zutrauen ihrer unglüklichen Mitbürger haben. Das Elend der Vergangenheit hat den Druk des gegenwärtigen Augenbliks herbeigeführt. Die Regierung erschwert diesen, statt ihn zu erleichtern. Die Armuth ist grofs und allgemein, und die neuen Auflagen betragen mehr als das Doppelte von dem, was sie vordem betrugen. — Ein Theil, aber noch nicht der gröfsere, der Ausgewanderten und Vertriebenen ist zurükgekehrt, und sucht sein verschleudertes Eigenthum. Einige, welche der erste Schrecken bei der Flucht nicht ganz betäubte, liefsen treue Bevollmächtigte oder entfernte Verwandte in ihren Häusern zurück, und finden nun ihr Eigenthum weniger zerrüttet wieder.

Die vordem prächtige, mit Kunstwerken überfüllte Kathedralkirche, läfst der Präfekt aus ihrem Schutt wieder hervorheben. Ein neuer Fufsboden ist gelegt, die Pfeiler und Mauren sind neu beworfen. Ein einfacheres Ansehn hat dieses stolze gothische Gebäude durch die Entwendung der sech-

unddreifsig Altäre und der zahllosen Denkmäler gewonnen. Den Hochaltar kaufte ein wohlthätiger Brüfsler, und hat ihn jezt der Kirche wiedergegeben. Eine grofse Anzahl Steinmezen und Maurer waren mit der Herstellung der Kirche beschäftigt. Ihre Hammerschläge und Stimmen begegneten sich an den hohen Gewölben und hallten dumpf herab. — Eine grofse Kirche am Hafen, ist ein Speicher geworden. Neben und auf den Altären und Todtenmählern liegen Warenballen und Fäfser.

Die mit Gold neu aufgefrischte Ueberschrift der grofsen Stammhalle des Hanseatischen Hauses: *Domus Anseae Teutonicae*, scheint ein Spottgedicht auf die äufsre und innre Gestalt dieses wüsten, leeren, verfallnen Gebäudes zu seyn, welches vor drittehalb Jahrhunderten auf kurze Zeit eine der grofsen Niederlagen des hanseatischen Handels war. Nachdem durch den Gebrauch zu Kasernen für verschiedne Armeen der kriegführenden Mächte dieser verödete und veraltete Handelspallast im lezten Kriege beinah in Ruinen verwandelt ist, die Finster zerschlagen, die Fufsböden im obern Stok aufgerifsen, und seine Wände umgeworfen sind, hat es der in dem noch bewohnbaren Theil wohnende hanseatische Agent durch die Kraft seiner Protestationen dahin gebracht, dafs das ehrwürdige Haus künftig vom Einlager befreiet bleibe, wozu es ohnehin nicht mehr taugt.

Vor den systematischen Kunstplünderungen und Requisitionen hatte man, als ich vor fünf Jahren hier war, die noch übrigen Privatsammlungen von Gemälden versteckt, vergraben, oder sie wurden insgeheim gezeigt. Aus ihren Kellern sind sie wieder ans Licht gebracht. Eine Wittwe Lanker besizt

eine solche Sammlung treflicher Gemälde, und unter der Aufsicht eines Kunsthändlers Beckmanns ist eine noch gröfsre öffentlich ausgestellt. Sie besteht aus mehrern Privatsammlungen, und wird zu bestimmten Preisen der einzelnen Gemälde feil geboten, da die vormaligen Besizer gelernt haben, ihre die Kunst belohnende Liebhaberei den höhern Bedürfnissen der Ihrigen und dem Druk der Zeit aufzuopfern.

Heute Mittag verliefsen wir das traurige Antwerpen, nachdem unsre Päfse auf der Präfektur berichtigt waren; ein Geschäft, wobei es diesesmal ohne Vergleich anständiger, höflicher und reinlicher zugieng, als im Jahr 1796, wo man von einem ekelhaftschmuzigen und mit groben, unwifsenden, fäuischen Menschen angefüllten Bureau in das andre getrieben, und erst nach dem Verlust mehrerer Stunden abgefertigt ward.

Die vormals schöne Strafse von fünf Posten über Mecheln hierher ist sehr vernachläfsigt, und es wird noch an keine Befserungen gedacht. Die malerischen Umgebungen des Brüfsler Kanals zogen uns von dem Mifsbehagen ab, das der traurige Anblik des faft verschlämmten und verwachsenen Kanals felbst weckt, welcher seit den Unruhen Belgiens nicht unterhalten ist. Man erreicht ihn bei Vilvorden, und fährt zwischen seinen schönen Ufern und einer mit Landgütern und Gärten bekränzten Höhe bis kurz vor Brüfsel. Eine malerische Anficht folgt der andern. Jenseits der Ufer des Kanals, breitet sich ein lachender Anger mit gestreueten Baumgruppen und Büschen hin an dem Fufs eines Hügels mit Parks und Landhäusern bebauet. Diefseits wechseln Dörfer, Wiesen, Obstgärten, Landhäuser, Blumengründe, Schlöfser, Wafserspiegel, und blühende Gebüsche,

Plötzlich schwanden die von der Abendsonne verklärten Hügel hinter einem dichten Nebelscheine. Im herabströmendem Regen fuhren wir in Brüssel ein.

Hier bin ich nun, seit fünf Jahren zum drittenmal wieder. — „Flüchtling"! — Wahr! aber ist reisen nicht leben? Ein verdoppeltes Leben? Eine Aussaat zu vieljährigem Genuss? das weisst du, und theilst es mit mir.

Nur, ihr fehlt mir, meine geliebten Hausgötter! Diese Leere allein fühle ich allenthalben, und die reizenden Ufern der Seine, der Loire, der Garonne und der Rhone, wohin mein Weg geht, können und sollen dieses Gefühl nicht von mir nehmen. — Lebe wohl. Lebt wohl, noch einmal.

Brüssel.

„*Hôtel à vendre. Maison à louer.*" Das ist an Reihen von Häusern und Pallästen, in ganzen Gassen, der Thüranschlag an den leeren, verschlossnen Gebäuden, und redend genug ist, beweiset dieses Zeichen, der traurige Zustand Brüssels. An allen Strassenecken sind unzählige Verkaufszettel von Patrimonial- und National-Gütern geklebt. Verlassen liegen die Palläste, leer sind viele Häuser der zweyten Klasse, Gewerbelos die Hütten des Arbeiters. — — Hier ist eine höhere Autorität der Klage über den tiefen Verfall Brüssels und Belgiens überhaupt. Der MunicipalRath der Stadt hat das dumpfe Schweigen endlich gebrochen, und in einer männlichen Vorstellung an den Präfekt von Brüssel und dem Dyle Departement, ein Gemälde dieses tiefen Elendes des Landes und der Stadt entworfen. Er war berufen, um den Tarif eines neuen Zolls der Wohlthätigkeit, einer von den süfslichen Namen, die den Druck unerschwinglicher Abgaben bemänteln sollen — zu entwerfen. „Während dieses ganzen Geschäfts," sagt der MunicipalRath in seiner Vorstellung unter andern, „hat die schmerzhafteste Empfindung uns fast betäubt. Allenthalben sehen wir das traurige Schauspiel des tiefsten Jammers. Mit wachsamer, weiser Sparsamkeit ist es vielleicht möglich, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe der GemeinheitsVerwaltung wiederherzustellen; aber diese Verwaltung drückt eine Schuldenlast von 200,000 Franken, die aus den für ihre eigne Rechnung und für die Rechnung der Regierung bestellten Lieferungen und Arbeiten entstanden ist. Die Regierung ist ihr überdies

eine Summe von 85,831 Franken für Vorschüsse zu den Kasernen der Soldaten, und dann noch für eben diesen Gegenstand 227,774 Franken in Afsignaten schuldig. — — Noch elender ist der Zustand unserer Verpflegungshäuser. Von einer Schuld von mehr als 257,000 Franken belastet, von Bedürfnifsen aller Art verzehrt, arm an den nothwendigsten Hülfsquellen, haben sie einen jährlichen Kafsenabgang von 84,000 Franken, und verlieren alle Jahr 114,400 Franken an Renten aus den öffentlichen Fonds: die Stiftung der wohlthätigen Haussammlungen hat ebenfalls jährlich eine Summe von 108,642 Franken verlohren. Diese Sammlungen erfüllen nach der jezigen Vertheilung, den Zweck der Stiftung durchaus nicht. Die Geringfügigkeit dieser einzelnen Almosen macht sie fruchtlos, und weit entfernt, den Armen zu trösten, dienen sie nur dazu, ihn sein Unglück noch bittrer empfinden zu lafsen. Nur durch Wiedereröfnung der Werkstätte des Arbeiters, kann die Armuth wirksam erleichtert werden, und jede andre Mafsregel die Betrelei zu unterdrüken, trägt ohne dieses vorbereitende Mittel das Gepräge der Härte für den Mann von Gefühl. — — — Erwägen Sie selbst, Bürger Präfekt, wie grofs die Erschöpfung einer Stadt seyn mufs, auf welcher die Revolution ſtärker als auf andern Städten gelastet hat, und der alle Quellen ihres Wohlstandes auf einmal vertrokneten. Unsre Abſicht ist wahrlich nicht, das Gefühl des gegenwärtigen Jammers, durch die Erinnerung an vergangnes Elend zu verbittern, noch uns durch leere Deklamationen der Pflicht zu entziehen, welche die Menschlichkeit uns auflegt. Wäre nur von alten Wunden die Rede, welche die Zeit verharscht hat, so würden wir uns hüten, sie wieder aufzureifsen: aber unsre Wunden bluten noch, und das Wohl des Ganzen heifcht es,

Bürger Präfekt, dafs wir Ihnen ihre ganze Gröfse zeigen. Der erzwungne Kours der Afsignaten, die MilitärSteuren, die Requisitionen aller Art, die Entführung der öffentlichen Sicherheitskafsen, die Zwangsanleihen, der Verlust der Renten und ihre bürgerlichen und kirchlichen Staatshypotheken, der Arbeitsmangel der Fabriken und Gewerbe, die Vernichtung des Handels, das ist mit wenig Zügen das Gemälde des gemeinschaftlichen Elendes aller vereinten Departementer; besonders aber trift unsre unglükliche Stadt, dieser gänzliche Verfall, worein die Gewalt der Umstände sie flürzt. Hinweggelöscht wird bald auch die lezte Spur ihres vorigen Glanzes seyn: die grofse Menge ihrer verödeten Häuser, bezeugt die Abnahme ihrer Bevölkerung, und die unendlichen Schwierigkeiten bey den wenigen Geschäften, welche noch gemacht werden, offenbart den Mangel an baarem Gelde. So scheint alles zu dem Ruin dieser Stadt zusammenzutreffen, und schon allein die fortdauernde Entfernung der abwesenden Belgier (*absens Belges*), die gröstentheils grofse Eigenthümer und in ihren Ringmauren ansäfsig sind, ist ein Uebel, welches keinerley Art der Entschädigung jemals aufwägen kann. Fügen Sie, Bürger Präfekt, dieser Darstellung, noch die der durch das Unglük der Zeiten herbeigeführten Anhäufung der Staatslasten hinzu, die auf liegenden Gründen, auf Personen, auf dem Mobiliar-Vermögen ruhenden Abgaben, die Patente, die Thür- und Fenstertaxen, die Kriegssteuer, der Loskauf von Werbungen, die Gebühren für das Einschreiben, für Stempel, für Umschreiben des Eigenthums. Nur mit einem Blick betrachten Sie diesen Druck, diesen ganzen Verlust, und alle diese Lasten, und fragen sich dann selbst offenherzig, mit welchen Empfindun-

gen wir, durch das Bild des öffentlichen Jammers selbst gezwungen, für neue Auflagen stimmen müssen."

Ich brech' hier das Klagelied Brüssels, diese traurig wahre Darstellung seiner Lage ab. Wohin mein Blik sich wendet, in dieser öden Stadt, sehe ich in lebendigen und leblosen Gestalten, die Urbilder zu diesem Gemälde, und in ihnen laute Vorwürfe gegen das Schiksal, und gegen die Menschen, welche es dahin brachten.

Auf diese öffentlich erschienene Vorstellung des MunizipalRaths, hat der Präfekt, Doulcet-Pontécoulant zwar öffentlich geantwortet, aber womit? Mit schönen Worten, mit allgemeinen Hofnungen, es werde bald besser werden, mit Misbilligung der Klagen, mit Hinweisen auf „die wohlthätigen Absichten, auf die Gerechtigkeitsliebe, auf das Wohlwollen der Regierung, auf das Zusammentreffen der Talente, des Patriotismus und des unermüdlichen Eifers der öffentlichen Beamten." u. dgl. Er nennt, was schon zur Verbesserung im Lande geschehen sei, was aber in der That kaum nennenswerth ist, und verspricht seine eifrigste Verwendung bei der Regierung zur Abhelfung aller Klagen, zur Wiederherstellung des vorigen Wohlstandes durch anwendbare und wirksame Mittel. Ich kenne Doulcet-Pontécoulant von meinem lezten Aufenthalt in Paris als einen edlen, wohlwollenden, kraftvollen und thätigen Mann — so aber muss man ihn kennen, um einen Theil dieser Antwort, wenn man sie mit der vieljährigen und noch fortdauernden traurigen Lage Brüssels vergleicht, nicht für Spott zu halten. Unterstüzte die Regierung den Wunsch und die Thätigkeit ihres Präfekten des Dyle Departements, so müsste die

Würkung davon sich unfehlbar für die Brüfsler zeigen. Ich fürchte aber, dafs bei dem eignen Mangel an Hilfsmitteln, um nachdrüklich unterstüzen zu können, bei den Zögerungen im Entschlufs und der Anwendung der Mittel, die der MunizipalRath, zur Wiederherstellung des Landes vorschlägt, und bei seiner Ortkenntnifs nur allein vorschlagen kann, nicht so bald viele und männliche Schritte für diese neuerworbnen Provinzen, adoptirte Töchter des Mutterlandes, geschehen werden. Und viele und männliche Schritte müfsen auf einmal geschehen; halbe Mafsregeln sind unwirksam. In dieser Lage wird vielleicht, „die Gewalt der Umstände, die der Sicherheit des Staates nothwendig zu unterordnende Gerechtigkeit, welche die französische Regierung nöthigt ihre Wohlthaten mit weiser Ansicht zu verbreiten, und diejenigen zuerst damit zu begünstigen, für welche kräftigere Rüksichten reden," diese und ähnliche in der Antwort des Präfekten ausdrüklich angeführten vorläufigen Gründe, werden die Schuzreden seyn, um Brüfsels zurükgeseztes Elend noch länger zu entschuldigen.

Doulcet-Pontécoulant geniefst hier übrigens die Achtung, welche mir sein Karakter zu verdienen scheint. Man rühmt sein Bemühen das vernachläfsigte öffentliche Erziehungswesen zu ordnen. Der Sonntag wird, seitdem er hier ist, wieder zur Freude des Volks gefeiert.

Ich komme eben von einer Abendscene zurük, welche nicht dazu geeignet war, die trübe Stimmung, worin die Ansicht Brüfsels mich versezte, zu zerstreuen und zu erheitern. Einem regnigten Nachmittag, folgte ein schwüler, stiller Abend. Finstere Gewitterwolken dekten den Luftkreis.

Ueber dem Park von Brüſsel, diesem ſchönen Garten in der Mitte der Stadt, und über den weiſsen Kolonnaden und Portale der ihn umſchlieſsenden Paläste, hingen ſie ſchwer nieder. Nur ihr gerollter Saum war von der untergehenden Sonne hoch geröthet. Eine gänzliche Windstille herrschte. Unbeweglich ſchien die düstre malerische Wolkendecke auf dem Park zu ruhen, unbewegt waren ſeine Bäume und Gebüsche, deren Zugang wie gewöhnlich nach dem Regen, verſchlofsen ist. Ich umgieng ſeine Gittermauer. Es war erst neun Uhr Abends und kaum noch ein Mensch auf den Gaſsen, um den Park her ſichtbar. Durch die Stille gewann das Feierliche, das Beklemmende des Anbliks, und der groſse Karakter des Ganzen dieser Ansicht. Die Reihen Palläste von ſolidem Bau, von reichem und edlem Stil, mit ihren Säulenportalen und groſsen Vorhöfen; das prächtige *Conseil de Brabant*, jezt die Staatstribunäle; der Pallast des Präfekten; die Palläste Aremberg, Walkiers u. a. Dort die hochgemauerte GartenTeraſse des Präfekten mit ihrem dichten Gebüsch und hochhervorragenden Birken, Pappeln und Platanen. In den Durchſichten der Palläste und gegen die offne Wallseite dieſes groſsen Vierecks, erheben ſich Gruppen italischer Pappeln, deren Pyramidalform, mit der edlen Architektur der groſsen Gebäude harmonirt. Einige dieſer ſtolzen Mauren ſind von der Zeit geſchwärzt, andre Façaden heller gefärbt. Die zauberähnliche röthliche Beleuchtung dieser Scene, durch die unter der Wolkendeke des Abendhimmels noch einmal hervorblickende Sonne, die tiefe, nur vom Nachtigallenſchlag im Park unterbrochne Stille umher. — Ich werde dieses groſse Bild voll Würde und feierlicher Wirkung nie vergeſsen! —

In keiner grosen Stadt wie diese, kenne ich eine Anlage, welche dem Park von Brüssel, in seiner Grösse, Einrichtung und malerischen Schönheit, ähnlich wäre. Er hat eine halbe Stunde mässigen Schritts im Umfang, und war vor fünfundzwanzig Jahren noch grösstentheils ein Sumpf. Aber auch eben daher, seine üppige Vegetation. Ihn umschliesst ein eisernes Gitterwerck; vier Eingangsthore sind auf ihren Säulen mit trefflichen kolossalen Marmorgruppen von Kindern und Thieren geziert. Mit grosser Sorgsamkeit wartet man die Pflanzungen, die Gänge, und Fussteige. Damit diese nicht von Fusstritten höckrig werden, verschliesst man den Park jedesmal einige Stunden nach dem Regen. Die breiten auf Ansichten von Palästen geleiteten Alleen durchkreuzen kleinere buschigte Steige. Zwei vormals grosse Sumpftiefen, sind sehr glücklich zu Grotten und zur Anpflanzung malerischer Baumgruppen benuzt. — Hier ist man, mitten in der Stadt, wie in dem Park eines Landsizes, in der Mittagshize in dichtem Schatten, Abends von einem Chor Vögel umgeben. Das Rollen der Wagen auf den Gassen, hört man nur von ferne, und kann in dem weiten Umfang immer Stellen wählen, wo man von Spaziergängern ungestört ist. In dem Umkreise des Parks liegt ein geräumiges Kaffee- und Speisehaus und das kleine Theater der vormaligen General-Gouverneure von Brabant. — Der mit grosen Gebäuden besezte vormalige Königsplaz ist neben dem Park. Ob die hier vordem stehende Bildsäule Karls von Lothringen blos entführt, ob sie noch versteckt, oder ob sie vernichtet ist, weiss man nicht bestimmt. An ihrer Steile wächst jezt eine wohlgepflegte Freiheitspappel aus einem Blumenhügel hervor. Die gegenüber liegende JacobsKirche, jezt *temple de la loi*, ist

von reicher, doch nicht ungemischter Architektur. Ihr Inures soll schön seyn. Der Tempel des Gesezes sollte immer und allen offen stehen: dieser war verschlossen.

Aus der alten ehrwürdigen S. Gudula Kirche, ward ich diesesmal nicht verjagt, wie vor fünf Jahren, von einem zahllosen Heer der schmuzigsten Bettler, die ich nur in Rom so zerlumpt, so zernagt sah. Sie drangen auf mich ein, griffen mich in der Mitte der Kirche, stürmend von allen Seiten an. Ich konnte mich nur dadurch retten, dafs ich, um den Haufen zu zerstreuen und zu beschäftigen, eine Handvoll Münze darunter warf — und nun schnell die Flucht durch eine Seitenthür nahm. In dieser Kirche, und in allen übrigen, lesen bis jezt nur konstitutionelle Priester die Messe. Es war Sonntag. Viel Pöbel, aber nur wenig wohlgekleidete Leute fand ich beim Gottesdienst. Man will, heifst es hier, die Messe nicht von diesen Abtrünnigen hören. — Die meisten Kramladen und Werkstätten waren übrigens offen; nur die Wagenfabrick des Sattlers Simon nicht. Diese Fabrick hat ihren Stifter und seine Söhne seit vierzig Jahren zum Millionäre gemacht, und verdient ihren Ruf. Solidität aller Theile der Fuhrwerke, ist mit dem zartesten Geschmak, die höchste Bequemlichkeit besonders der Reisewagen mit grofser Vollendung der Holz- Eisen- Leder- Maler- und Lakierer-Arbeit verbunden, und der Luxus erfindet noch immer neue Verbeserungen an den Fuhrwercken aller Art. Ich sah vor fünf Jahren in den grofsen Magazinen dreysig fertige Wagen von fünfzig bis zu dreihundert Karolinen. Dann war die Zahl von hundert achtzig Arbeitern auf dreysig gesunken, und bis jezt hat die Fabrik noch lange ihren vorigen Absaz nicht.

Auch die Tribunale waren offen. In dem Saal der Appellations-Instanz ward die Erbschaftsfache eines Halbbruders mit mehr äuſserem Anstand und Ruhe im Vortrage als mit Beredsamkeit verhandelt. Das Koſtum der Richter ist ein schwarzer, himmelblau ausgeschlagner Mantel, eine farbige Schärpe, und ein dreiekter Hut; die Advokaten und Redner ſind einfach ſchwarz gekleidet.

An Privatsammlungen von Kunstwercken war Brüſſel nie reich. Bei allem Geldumlauf, den der Hof der Gouverneure veranlaſste, bei allem Reichthum der Vornehmen war dieser Geschmack nicht ihr Theil. Ein Bankier Danhot besizt noch die einzige, nie bekanntgewordne Sammlung von Gemälden. Sie ist nicht groſs, besteht aber aus Meisterwerken der italiſchen und niederländischen Schulen.

Brüſſel besizt einen ſeltnen Mann, der mit ſelbstſtändiger Heldenkraft gerüstet, eine Eiche im Ungewitter, unerschüttert allein ſtand, als Zerstörung um ihn her ſtürmte und die Donner der Revolution rollten; der damals das Eigenthum ſeiner Mitbürger gegen die Räuber mit ſtarkem Arm ſchüzte, und den Plünderern öffentlicher Güter entſchloſsene Redlichkeit entgegen ſtellte. Dieser Mann ist de la Serna y Santander, ein Spanier von Geburt, der Erbe groſser Güter in Belgien, und ſeit vielen Jahren, Einwohner von Brüſſel. Er war der Retter und Erhalter vieler Menschen während der Revolutionszeit, der Beschüzer, Sammler, Wiederhersteller vieler von Räuberhänden zerstreuten, verschleuderten öffentlichen Schäze der Wiſsenschaften und der Künste, und Privatsammlungen, die er während dieser Periode an ſich kaufte, oder zu verbergen wuſste, um ſie dem Staat und den Eigenthümern zurückzugeben. Als

der heftigste Sturm vorüber war, sammelte er eine Gesellschaft, und forderte an ihrer Spize manches entführte Eigenthum der Nation, brachte verstekte oder vereinzelte Sammlungen von Büchern, Gemälden, mathematischer und phisikalischer Apparate, und Naturalien zurück — und ist jezt, nach wiederhergestellter innerer Ruhe neben seinen Arbeiten in mehreren Staatsverwaltungen mit der Anordnung dieser Sammlungen in dem ehemaligen Gouvernements-Schlosse, dem jezigen Gebäude der *ecole centrale* beschäftigt. Ein Schuzgeist des Landes, vertheidigte Santander mit eben dieser Kraft und mit gleichem Erfolg die Rechte der einzelnen Brüssler Bürger gegen die prokonsularische Eigenmacht der Juspié, Malarmé und andrer Räuber, und ward von dem achtungswerthen Niederländer Lambrechts, vormaligem JustizMinister des Direktoriums, jezigem Senator in Paris, mit Nachdruk unterstüzt. Das Lob dieses Freundes des Vaterlandes strömt von allen Lippen. Mir war es nicht vergönnt, dem grosen, edlen Menschen mit meiner Verehrung zu huldigen; er ist verreiset. Santander ist der erste Vorsteher des National-Museum's, das er sammelte. Die Bibliothek ist von ihm geordnet, und besteht in etwa hunderttausend Bänden, aus der ehemaligen öffentlichen Bibliothek, der des Jesuitenkollegiums, einiger Klöster und der Universität zu Löwen. Die Gemäldesammlung ist in zehn Sälen aufgestellt, sehr gemischt und noch nicht geordnet. Man hofft auf Verwendung Santander's, der jezt deswegen in Paris ist, einen Theil der dahin entführten Gemälde, und der trefflichen Hand-schriftsammlung wieder zu erhalten. Die aus den Kirchen hierhergebrachten Gemälde, werden denen zurückgegeben, welche sie reklamiren. — Die

Aufsicht des, grösstentheils aus Löwen gebrachten, phisikalischen Apparats, führt der hiesige gelehrte Apotheker und Chemiker van Mons, welcher öffentliche Vorlesungen darüber hält. Man beschäftigte sich mit Aufstellung des Naturalien-Kabinets, und nach Santander's Plan ist hinter dem Schlosse der Anfang zu einem botanischen Garten gemacht worden, wozu aber die treffliche Orangerie, welche Malarmé aus dem Schlosse Laken — auch Schooneberg genannt — hierher bringen lies, nicht gehört. Der Erzherzog Karl, dem dieses Schloss von seiner Tante der Gouvernantin Christine vermacht ward, hat sie zurückbegehrt.

Die Lage des Schlosses Laken, an dem Brüsler Kanal, ist äuserst angenehm, und ich kenne nichts heiterers und nichts, was den schönen und leichten Stil übertrüfe, worin es vor etwa zwanzig Jahren von einem französischen Architekten Montauger erbauet ist. Die Erzherzogin Christine hatte selbst die Lage, auf einer Anhöhe sehr glüklich gewählt. Das Schloss besteht bloss aus einer Hauptetage, über deren reichem Portal von sechs korintischen Säulen, sich ein leicht gewölbter Dom erhebt. Dieser bildet den runden, von oben herab beleuchteten herrlichen Hauptsaal, von einem zartkörnigten weisen Sandstein. Seine Verhältnisse und Dekorationen sind gefällig und edel. Das Gesimse wird von zwölf jonischen Säulen getragen, zwischen welchen eben soviel Basreliefs eingemauert sind. — Die prächtige zu einer Mezzanine führende Treppe, scheint mir der einzige Misgriff in dem Plan des Schlosses zu seyn. Sie ist schön, aber zu reich, zu breit, und zu viel fordernd für den Zweck zu einem Zwischenstok von kleinen Wohn- und Schlafzimmern für die Hofleute

und Bedienten zu führen. — Die Gipsdecken und eingelegten Fufsboden der untern Säle, sind geschmackvoll, mit erfinderischer Mannigfaltigkeit angelegt und unverletzt. Uebrigens ist das Schlofs ausgeleert und öde. Schon während der innern belgischen Unruhen unter Joseph II ward ein grofser Theil der kostbaren Hausgeräthe und bei der Annäherung der französischen Armee das übrige feste und unfeste in dem Schlofse nach Deutschland gebracht. Alles, selbst die marmornen Kamine und vergoldeten Thürbeschläge, ward mitgenommen. Dann hielt die belgisch-französische Armee mit dem Volksrepräsentanten Juspié an ihrer Spize, die Nachlese von Sachen geringern und des geringsten Werthes, welche auf hundert und dreyzehn Wagen, nach Brüssel geschleppt, und verkauft wurden. Der Repräsentant Juspié, räuberischen Andenkens, seines Handwerks ein vormaliger Pariser Trödler, verschleuderte das alles an seine Zunftgenofsen. Die äufsern Beschädigungen des Hauses und in dem Parck, an Tempeln, Statuen und Denkmälern (unter welchen auch das Todtenmal, welches die Tochter ihrer edlen Mutter Maria Theresia fezte, nicht verschont ward) werden allein der rasenden Verheerungswuth der vormaligen belgischen Truppen von der Zucht der van der Noot und Eupen zugeschrieben. Nachdem diese Pöbelhelden ihr Spiel geendigt hatten, warfen sich ihre Lohnknechte in die französischen Armeen, rückten mit diesen zuerst in das Land ein, und fielen nun wie wüthende Hunde das Eigenthum ihrer vormaligen Herren an. Sehr naiv antwortete ein französischer General den Aufsehern des Schlofses, die über diese Zerstörer bei ihm klagten: „schiefst die Hunde nieder; nur muthet mir nicht zu, dafs ich sie von ihrer

Arbeit abhalte." Von der Gallerie des Doms herab beherrscht man weit umher die Gegend, den Park mit seinen buschichten und lichten Partien, die Wiesen mit den malerischen Bäumengruppen und dem Wasserspiegel, den Kanal bis nach Brüssel, die Felder und Hügel des jenseitigen Ufers. Eine grosse lachende Landschaft. Sie ist noch reicher von dem chinesischen Thurm auf der Höhe des Parks anzusehen, wo man hundert und vier und zwanzig Fuss von der Erde, aus dem elften Stockwerk den ganzen Horizont Belgiens umfasst. Schön und traulich liegt in dem Park der Tempel der Freundschaft, gegen die Nordstürme von einer dichten Buschwand geschützt, und gegen den milden Himmelsstrich hin offen. Von den übrigen Anlagen dieses Parks läfst sich nicht urtheilen, da alles wild verwachsen, und seit zwölf Jahren keine Durchsicht zwischen den Bäumen und Büschen hin, geöfnet ist. Doch scheint es, dafs der Ort zu malerischen Ansichten und Gesichtspunkten nichtgenug benuzt ward, und das ist wenigstens nicht die Schuld der Natur und des Bodens von Laken. — Ueberhaupt steht die Gartenkunst mit andern Künsten des Friedens, unter den Neubelgiern noch auf einer niedrigen Stufe, soweit ich ihre Früchte gesehen habe.

Die dramatische Kunst in Brüssel ist verfallen, seitdem vor sieben Jahren die damals vortrefliche Hofschauspieler-Gesellschaft nach Hamburg auswanderte. Künstler — und nichts als Künstler, figuriren jezt auf allen Bühnen; das ist Sprachgebrauch in unsrer die Worte schlecht wägenden Zeit. Der Name des Handwerks, das, bis auf wenige Lieblinge der Musen, von diesen Leuten getrieben wird, ist in dem Umwälzungsstrudel unsrer Sprachen ver-

lohren gegangen. Die Künstler (*les artistes*) also, welche ich heute nach dem Anschlagzettel im Gesang und Tanz zu sehen begierig war, gehören zu der ambulanten Klasse. Eine stehende Gesellschaft konnte sich in diesen Jahren hier nicht halten. Ihr Bankerott allein war in Permanenz. Seit kurzem ist sie durch eine Asociation von Brüssler Bürgern fixirt; doch ihre Kunst ist wandelbar geblieben. Man tanzte mit allem seinem Spectacle das grosse „anakreontische Ballet, *Atalante, vaincue par Hypomene.*" — Durch einen unglüklichen Fehltritt aus dem Gleichgewicht gebracht, fiel die arme besiegte Nympne *premiere artiste* — platt auf den Boden nieder; sie erhob sich mit sehr wenig Grazie, und ward theilnehmend beklatscht. Die *prima Donna* der Oper Mlle. Hyacinthe ist, höre ich auch in Rastatt gewesen, wo sie sich den Beyfall des Kongresses erwarb. Mit dem meinigen konnte ich der Operngöttin nicht huldigen; wohl aber mit meinem Bedauern: Sie war zum Erstiken heiser.

Paris.

Von irgend einer unwegsamen Sierra Morrena, würdest Du glauben, dafs ich rede, wenn ich dir alle die Mühseligkeiten und Gefahren, welche ich in den beiden Tagereisen durch fast unwegsame lange Streken, einer der befahrendsten und vordem schönsten Landstrafsen, gesehen und erfahren habe. Es giebt Stationenlange Streken, besonders zwischen Brüssel und Valenciennes, wo gar keine Landstrafse mehr ist. Dahin hat es ein zehnjähriger Mangel an Ausbefsrungen gebracht. Die breiten grofsen Steine des Weges sind ausgerifsen, übereinander hergeworfen. Einem anrükenden Feinde hätte man den Durchzug nicht befser verfperren können. In den Löchern und Tiefen dieser fogenannten Landstrafse fah ich, viele arme Kärrner mit ihren fchweren zehnfpännigen Frachtfuhren, bis an die Axe versunken, fich Brüken von den losliegenden Steinen bauen, wechselseitig fich die Pferde vorspannen, um aus den Abgründen zu kommen. Der Posthalter zu *Braine-le-Comte* hatte an einem Regentage einem Wagen, der Steine zur Wegebefsrung anfuhr, dreifsig Pferde vorlegen müfsen, um ihn nur zwei Stunden weit, bis Hall zu bringen. In der regnigten Jahrszeit fieht man auf diefem Wege dreifsig und mehrere Steinkohlenwagen, zerbrochen liegen, oder im Morast ficken. *)

Selbst die fogenannten Sommerwege neben dem Steindamm, find weder ficher noch bequem. Her-

*) Ein folches Beispiel von mehr als vierzig Kohlen- und andern Frachtwagen, welche auf den Wegen dieser Gegend zerbrochen oder versunken lagen, erzählt von diesem Herbst das *Journal de Paris* vom 13ten Brumaire d. J.

abgerollte Quadersteine liegen hier. Dort sind tiefe Löcher gerissen. Der grossen Sorgsamkeit der französischen Postillione haben wir allein unser und unsers Reisewagens Erhaltung zu danken. Seit zehn Jahren ist keine Hand an den Wegebau in Frankreich gelegt. Die Arbeiter, woran es nicht mangelte, wurden nicht bezahlt; es fehlte an einer ordentlichen Organisation der Arbeiten, welche erst jezt wieder angefangen werden. Wir fanden an mehrern Stellen viele Hände beschäftigt; allenthalben wurden Steine und Sand angefahren, und einzelne Streken sind schon hergestellt. Die Regierung hat grosse Summen dazu ausgesezt, und will, dass noch vor dem nächsten Winter zwanzig grosse Heerstrassen durch Frankreich, die alle in gleichem Verfall sind, wieder hergestellt seyn sollen. Wie aber lässt sich bei dem so allgemeinen und grossen Ruin aller Landstrassen hoffen, dass dieser präcipitirte Befehl der Regierung, welcher offenbar ohne Sach- und Ortkenntniss gegeben ist, werde befolgt werden, oder wenn er befolgt werden könnte, dass die Arbeiten gut gerathen. *) In dieser Gegend wird für das Land und für alle Klas-

*) Es liess sich vorhersehen, was jezt im November d. J. erfolgte. In dem officiellen Blatt, der Moniteur, vom 14ten und 15ten Brumair steht der ausführliche Bericht eines (angeblichen) Reisenden, über den Zustand der zwanzig französischen Heerstrassen, beim Anfang des Winters. Der übereilte Befehl der Regierung ist, wohl mehr aus Mangel an Gelde und ordentlicher Bezahlung der Arbeiter, als aus Mangel an den leztern, grösstentheils unbefolgt geblieben. Die Landstrassen sind mit wenig Ausnahmen jezt noch alle so schlecht, als sie im Frühling waren, und, was denn noch fast schlimmer ist, die mit schweren Kosten hie und da ausgeführten Wegebesserungen sind meistens schlecht gerathen.

sen seiner Einwohner so wohlthätige Unternehmen mit Nachdruck befördert. Auf eine Streke von zwei Stunden, bei Castiau, zählte ich gegen dreihundert Arbeiter und fünfzig ungeheure Sand- und Steinwagen. Den französischen Kriegern ist hier eine Gelegenheit geboten zu zeigen, dafs Arbeiten zum Wohl des innern Vaterlands, von ihnen mit eben der Kraft und dem guten Willen übernommen werden, als womit sie das Vaterland gegen äufsre Gefahren zu vertheidigen wufsten. Bis jezt aber sind keine Soldaten bei dem beschwerlichen Wegebau angestellt.

Die Gefahr, besonders auf den ersten zehn Meilen von Brüssel, jeden Augenblik umzuwerfen, oder den Wagen zusammenzubrechen, verminderte unser Vergnügen an den schönen Gefilden von Flandern. Fruchtreiche Thäler, Aecker und Viehtriften, mit zahllosen Dörfern und Landgütern überstreut, am Fufs, im Schoos waldigter Hügel: Saaten im vollen Glanz des Sommers einer schönen Erndte entgegenreifend: allenthalben Fleifs des Landmanns, allenthalben Fülle an arbeitenden Händen: nirgend eine Spur vom Abgang der Bevölkerung. Heere von Kindern, flaschsblonde Stuzköpfchen von zwei bis sechs Jahren sangen und lebten um uns her, warfen Blumensträufse in den Wagen, und jubelten, wenn eine Handvoll Sous ihnen entgegenflog.

In Mons ehrt man sich noch, wie ich sah und hörte, mit dem Titel Bürger. *Ici on s'honore du titre de Citoyen*! ward vor einiger Zeit als Ueberschrift der Bureaus und über Häuser öffentlicher Anstalten angeschlagen. Ich fand einige solcher Zettel hier noch an mehrern Orten; andre waren durchstrichen. Der Thorschreiber von Mons hatte kaum Athem genug, um diesen Titel jedem Wort der Vor-

und Nachrede für das erhaltne Trinkgeld ſeiner flüchtigen Unterſuchung unſrer Päſſe einzuſchieben. — Alles ſcheint hier im Lande verkäuflich zu ſeyn. Viele Aushängeſchilder verkündigen den Verkauf *des lois et arrêtés du Gouvernement.* An dem Portal einer Kirche ſteht mit groſſen Buchſtaben die unerbauliche Ueberſchrift: *Salle de ventes publiques.* An groſſen und kleinen Häuſern lieſet man: *bien national à vendre*; *propriété à vendre.* An dem hölzernen Gehege des FreiheitsBaums zu Quivrain war, ſehr am unrechten Ort freilich, ein groſſer Zettel geklebt, mit dem *Avis au public*: *Bien à vendre.*

Der Anblick der Trümmer in Valenciennes nach der furchtbaren Belagerung von drei und vierzig Tagen, in welchen es unaufhörlich beſchoſſen ward und brannte, war ſelbſt, als ich bald darauf vor fünf Jahren hier war, nicht ſo ſchrecklich, und die Verwüſtung nicht ſo allgemein, als die deutſchen Zeitungen ſie darſtellten, und als der Poſtmeiſter in der Stadt, — dieſe erſten und übertreibenden Referenten für Fremde — ſie machte. „Die Hälfte der Stadt, rief dieſer mir damals entgegen, liegt im Schutt, zwölftauſend Bürger und ſechstauſend Soldaten ſind während der Belagerung getödtet. Haufenweiſe liegen die Todten noch unter den Trümmern der Häuſer, die die Einwohner lebendig begruben. Eine Peſt würde entſtehen, wenn man unter zehn Jahren den Schutt wegzuräumen wagte. Kein neues Haus kann bis dahin auf dieſen Todtengrüften gebauet werden." — „*Vous allez voir* ſagte mir der Cit. T. damals *Directeur des subsistances militaires*, dem ich einen Brief übergab. *Vous allez voir les décombres de Troy. Valenciennes n'est plus!* („Sie werden Troja's Trümmer ſehen. Valenciennes iſt nicht mehr.") Das alles

waren schrekhafte Vorbereitungen auf den Anblick der verschütteten Stadt. Ich bestieg die Wallhöhe gegen die Seite des Angriffs hin. Der Anblick war traurig genug, doch minder erschütternd als diese Beschreibungen, die meine Erwartung aufs peinlichste gespannt hatten. Etwa hundert und fünfzig Häuser des unmittelbar am Wall gelegenen Quartiers Poterne lagen mit einem Kloster, einer Kirche und einem grosen öffentlichen Gebäude halb oder ganz zertrümmert. Nur auf dieses Quartier richteten die Belagerer ihre Brandkugeln. Eine nicht unbedeutende Zahl Häuser der innern Stadt, ist hie und da von Bomben leicht getroffen oder gestreift. Achtausend Menschen sollen geblieben seyn. — Tief erschütternd aber, war der Anblick der allgemeinen Armuth. Heere von beynahe nackten Mannern, Weibern, und Kindern verfolgten mich mit Jammergeschrey über Gewerb- und Nahrungsmangel. So sah ich Valenciennes im Jahr 1796. — Jezt fand ich die traurige Ansicht gemildert. Ohne gerade an die sieben Millionen pünktlich zu glauben, welche, nach den Worten des in's Grose rechnenden Postmeisters, schon an die Herstellung der Stadt verwendet worden, ist ihre Wiederaufnahme doch sichtbar. Aus dem Tode keimt Leben. Zwischen den Trümmern des Quartiers Poterne steigen Gebäude hervor. Reihen neuer oder ausgebeserter Häuser sind wieder bewohnt. Der Schutt wird weggeräumt, Linien zu neuen Gasen werden gezogen; der lere Raum einer umgestürzten Kirche ist zur Esplanade, und zum Marktplaz geebnet; in einem auf ofnen Markt angelegten Gärtchen von Blumen und Stauden wächst üppig ein Platan — als Freyheitsbaum. Das Spizenklöppeln ist in den einzelnen Häusern, wieder im Gange, und die Linon-

und Battist Manufacturen arbeiten stark. Die Betteley hat sich vermindert, ist aber doch lange noch nicht gehoben, und der Schmuz nistet in den engen und finstern Gaſsen der Stadt und in ihren Häusern mehr, als wie in andern französischen Städten. Der Präfekt dieses Departements du Nord, mit dem ominösen Namen Dieudonné, wird ein rechtlicher und thätiger Mann genannt. — Merkbar ist in Valenciennes der Abgang von Menschen, an dem grosen Tag lohn der Bauhandwerker. Ein Zimmermann wird täglich mit 4 Liv. 10 Sous, ein Maurer mit 3 Liv. bezahlt. Diese Theurung hindert den Fortgang der Herstellung der Stadt.

Da, wo ichs am wenigsten erwartete, zwischen den Misthaufen des Posthofes zu Valenciennes begegnete mir in Frankreich der erste republikanische Incroyable, im vollen Kostum der Journalkarrikaturen. Dieser Sohn des hiesigen Posthofes, machte die Honneurs seiner mittelmäſsigen Wirthschaft und, noch unberufener, den Lobredner der jezigen Regierung. Frech, wie er sagte und — seine Tracht zeigte, war er aus der *grande et belle Capitale*, wieder angelangt, und drükte mit Wort und Blick, sein Entzüken über dieses „*paradis terrestre*" aus. Mit dem Kinn in sein dikes Halstuch wühlend, bald die Haarzotteln über seine blauunterlaufnen Augen zupfend, bald die Hände in den Hosensak stekend — denn das ist jezt das Höchste der unglaublichen Mode! — sprach er: *on voit pourtant, que peu à peu les tems antiques reviennent* (man sieht denn doch, daſs nach und nach die alten Zeiten wiederkehren). Es klang lächerlich genug, diesen erzmodernen Burschen von der Antike flottern zu hören. Einer seiner *freres d'armes* (Waffenbrüder) auf dem

Fecht- und Tanzboden, hatte ihm eben heute einen *coup d'armes* (Rapierstofs) in's Auge versezt, die davon die Ehrenmarbe trug: *mais*, sagte er, *il faut bien ainsi se delasser un peu de l'ennuyeuse politique de ce pays-ci* (aber, man mufs sich doch wohl von unsrer langweiligen Politik ein wenig erholen). Mir vergieng die Lust, ihn über seine Politik weiter zu hören, und ich nahm den Rückzug in mein Schlafzimmer. — Die abscheulichen Wege hatten uns von dem nächtlichen Reisen abgeschreckt. Erst mit Tagesanbruch fuhren wir weiter.

Die Umwandlungen und Zerstörungen der Kirchen und leeren Klöster in dieser Gegend ist noch ein Nachlafs der RevolutionsZeit. Nach dem Geist der jezigen Regierung, würden sie nicht mehr geboten werden. Eine gewifse Zahl Kirchen bleibt jeder Stadt und jedem Districkt. Andre Kirchen und Klöster sind Privatleuten, mit der Bedingung sie abzubrechen, verkauft. Diese Arbeiten gehen langsam; allenthalben sieht man daher Kirchen halb in Ruinen. Noch andre sind in Magazine verwandelt oder werden vom Staate sonst benuzt. Über der Pforte des grofsen Jesuiter Kollegiums, dem nachherigen Kloster der *peres d'oratoire*, zu Cambray steht: *poste aux chevaux* (Posthaus). Der Posthalter wohnt in dem vormaligen Kloster; der Hörsaal des Kollegiums ist zum Pferdestall, die Kirche zum Wagenschauer und Heumagazin gemacht. Einige Esel standen auf dem vormaligen hohen Chor der Mönche, und kreischten bei ihrem Heufutter. — Landstrafsen werden mit Abteien gepflastert. In dem schönen Thal bei dem Posthause von Bonnavis lag ein grofses Abteigebäude. Ich erinnerte mich der malerischen Landschaft. Jezt sah ich abgetragne Mauren dort. „Wo

ist," fragte ich den Postillion der die Pferde wechselte, „die Abtei dort im Thal geblieben?" *la voila* antwortete er, und wies auf ein grofses Stück neugemachter Chaufsée. Unsrer Republik, fezte er bitter lächelnd hinzu, fehlt es an Materialien zum Wegebau. Sie braucht unsre Kirchen und Klöster dazu."

Zwischen Belicourt und St. Quentin sah ich die von Bonaparte befohlnen Anstalten zur Vollendung des Kanals von St. Quentin. Vor dreifsig Jahren ward er nach den Planen des Ingenieur Laurent angefangen, um die Schelde vermittelst der Oise mit der Seine zu verbinden. Er ist damals von der Oise ab, nur bis St. Quentin geführt worden, und blieb dann liegen. Bis dahin ist er schiffbar, und ward jezt gereinigt. Bei Belicourt steht ihm eine felsigte Höhe entgegen, unter welcher er durchgeführt werden soll. Mehrere hundert Arbeiter waren schon damit beschäftigt und eine Compagnie Minengräber von der Armee war angekommen, um den Felsenkanal zu sprengen. Bonaparte selbst besichtigte im verwichnen Februar den Ort, und machte den Weg von Paris, drei und dreisig fr. Meilen, in acht Stunden. Er befahl die thätigste Fortsezung der Arbeit, zu deren Anordnung er einen alten verdienten Ingenieur Namens Carrier berufen hat. Es ist sein Wille, dafs bis zu fünftausend aus dem Krieg zurükkehrende Soldaten bei dem für das Vaterland nüzlichen Kanalbau angestellt werden sollen. Mir bürgt die Liebe des grofsen Mannes bei der Armee, und der Karakter des französischen Soldaten, für die glükliche Ausführung des weisen Plans, den Soldaten mit solchen Arbeiten im Lande zu beschäftigen, und die entlassenen Krieger so nach und nach wieder an das bürgerlich thätige Leben der Heimath zu gewöhnen.

Diſseits St. Quentin zerbrach endlich unser Reisewagen auf den bösen Wegen. Der Fall ist an ſich ſelbst unbedeutend, aber man lernt dabei die franzöſischen Postillone im Gegensaz des grösten Theils ihrer deutschen Amtsgenoſsen kennen, welche neben jenen in sehr unvortheilhaftem Licht erſcheinen. Wirklich ſind diese gewandten, gefälligen, ſorgsamen, nie verdroſsnen, immer fröhlichen Bursche in Frankreich eine nichts weniger als gleichgiltige Menschenklaſse für den Reisenden, der ſchon aus dem Intereſse ſchnell befördert und gut gefahren zu werden, ſich gern mit ihnen befreundet. Sie kommen diesem Wunsch zuvor. Das Vorspannen friſcher Pferde, ist auf jeder Station die Sache weniger Minuten; ſie ſind fertig, aufgeſchirrt ſchon im Stall, und jeder der umherſtehenden Postknechte beeifert ſich ſie vorzulegen. Besteigt nun der Postillon, mit den gewaltigen Kourierſtiefeln, die ihn gegen den Beinbruch ſichern, ſein Sattelpferd, und giebt er, ſtatt des unreinen deutschen Posthorngeblöckes, erst den Dreischlag mit ſeiner kleinen Hezpeitsche, ſo geht es, wo die Wege es nur irgend gestatten, unaufgehalten und unaufhaltsam im ſcharfen Trott fort bis zur nächsten Station. Am Sonntage oder am Dekadi ist dieser Mensch ein wahrer Elegant. Ein leichtes Kourierwestchen von den Nationalfarben, den republikanischen Schild am Arm, weiſse Wäſsche und Halskrause, ein gepuderter Kopf unter dem runden Hut mit der Kokarde dran, rein gewaschne lederne Pantalons, das ist ſein Kostum; und ſein Weſen ist, Höflichkeit gegen die Reisenden, Gewandheit in Sprache und Ausdruck, freundliches Zuvorkommen, wenn etwas an dem Reisezeuge fehlt, oder bei irgend einem Unfall Hilfe zu leisten ist, immer

sorgsame Aufmerksamkeit auf Wagen und Gepäcke. Das Hauptmotiv dieser Leute, der Eigennuz selbst, trägt bei ihm ein gefälliges Gewand. Er wägt sein empfangnes Trinkgeld, wenn es ihm zu wenig dünkt in der Hand, sieht den Geber freundlich an, sagt ein bescheidnes oder ein wiziges Wort — da widerstehe wer da kann! Gegen seine Pferde ist er bald ein Tyrann, bald ein allzugefälliger Herr. Dicke Striemen der Hezpeitschenschläge liegen auf dem Rücken des saumseligen Rosses; — führt hingegen die Chaussée auch nur unmerklich aufwärts, so ist es Postillonensitte, zur Schonung der Pferde, im langsamsten Schritt zu fahren, bis er oben ist, und dann seinen Trott verdoppeln kann. Wenn es schlechte Wegestrecken giebt, hören seine Klagen und Entschuldigungen wegen des langsamern Fahrens nicht auf; theilnehmend versichert er dabei seine Vorsicht bei bösen und gefährlichen Stellen der Heerstrafse. Man zahlt in Frankreich das Postgeld dem Postillon, wenn er auf der Station hält, und rechnet den Ueberschufs an ein oder mehrern gegebenen Karolinen, mit ihm für die nächste Station ab, wovon er denn beim Abfahren, seinen Nachfolger auf dem Sattelpferde, ehrlich berichtet, und dann von seinem Reisenden mit freundlichem Dank und dem Grufs: *bon voyage* Abschied nimmt. — Die Parallele zwischen diesen Burschen und den meisten deutschen, besonders den niedersächsischen schwerfälligen phlegmatischen, immer mürrischen, groben, verdrofsnen, nie zufriednen Postknechten, giebt einen eben so grellen Kontrast, wie die Vergleichung der schnellen Beförderungen auf den Posten in Frankreich, mit der unerbittlichen Langsamkeit in mehrern Ländern Deutschlandes. Die Postordnung in Frankreich ist vortreflich, wie sie es im-

mer war. Sie ist in vielen Punkten selbst noch verbeſsert: die Geseze sind billiger und begünstigen den Reisenden mehr als vordem unter der königlichen Regierung, wo sie nur gegen den Reisenden gerichtet waren, und dieser von den Postmeistern unwillkührlich übersezt und geneckt ward. Es mangelte jezt in keinem Posthause an vorräthigen starken und wohlgenährten Pferden. — Nur mit den gepflasterten Herrstraſsen Frankreichs habe ich mich, auch wenn sie aufs Beste unterhalten waren, nie aussöhnen können. Dieses unaufhörliche Rütteln auf den vierekt gehauenen und eingefügten Steinen, ist, auch in den bequemsten Wagen unbehaglich, Ermend, für das bis in die innersten Fugen und Schrauben erſchütterte Wagengestelle, und für alles Gepäcke abnuzend und nachtheilig. Ein einziger sich lösender Stein verursacht bald ein gröſsres Loch, einer drängt den andern heraus, und die Stöſse gegen diese scharfgehauenen dann blosliegenden Quadern sind höchst empfindlich. Eine nur mäſsig unterhaltne Heerstrasse von klein gestampften Steinen (*Chaussée*) die man im innern Frankreich auch antrift, ist bei weitem angenehmer und für das Reisefuhrwerk zuträglicher.

Der Feldbau wird mit allen seinen Zweigen in diesen Gegenden, sorgsam gewartet. Zwischen St. Quentin und Ham ist viel Obstkultur. Wege und Felder sind mit treflichen Fruchtbäumen besezt, zwiſchen deren schwer niederhängenden Zweigen die hohen Kornähren durchspielen.— In einigen Gegenden ist das Schwerdt in Sichel verwandelt; aus dem Kriege heimgekehrt. Soldaten beschäftigen sich wieder mit Feldbau, und mit andern längst entwöhnten Arbeiten in den Städten. Als ich in Ham aus dem Wagen stieg, begegnete mir ein Soldat, der mit der

aus dem Kriege nur zurückgebrachten linken Hand, die Postpferde aus dem Stall zog. Ich gesellte mich zu ihm, und hörte, dafs er in der blutigen Schlacht von Gemappe gefochten, und durch einen Hieb den rechten Arm verlohren habe. „*Le grand Capitaine Dumouriez*," war sein Losungswort. Als ich ihm sagte, ich kenne den General und spräche ihn oft, erkundigte er sich mit sichtlicher Rührung nach seiner Gesundheit, nach seinem Wohnort, nach seinem Schicksal. Ich gab ihm Auskunft; er hörte mit grossem Antheil. „*Un bon français* sagte er, *plaindra toujours, d'avoir perdu ce grand Général.*" (Jeder gute Franzose wird auf immer den Verlust dieses grofsen Feldherrn bedauren). *Permettez* sagte er beim Abschied der ihm ein Trinkgeld galt, *qu'un militaire estropié vous touche la main.* (Erlaubt einem verstümmelten Soldaten diesen Handschlag.) Ich nahm ihn, und versprach, dem General diesen Handschlag seines Waffenbruders nach Deutschland zu bringen. Er war dem fortfahrenden Wagen nach dem Markt vorangelaufen, stand hier im Regen, und schwenkte uns den Hut mit seiner Linken nach. — Als wir zur Stadt hinaus fuhren, lachten die Weiber, zischten die Kinder hinter uns her. Die Farce, welche unser Fuhrwerk gab, war Lachens- und Zischens werth. Da fafs, statt eines Postillons, im bunten Pierrotskostum, ein Stallknecht auf dem Sattelpferde, in der Nachtmüze, Pantoffeln, weifsem Futterhemde, und schlotternden Pantalons: — eine Licenz gegen die Postordnung, die man in Frankreich sonst nicht gewohnt ist. Wir konnten sie dulden, denn der Pierrot trabte so gut, wie seine Stallgenofsen.

Gegen Compiegne hin, wird die Gegend fast

mit jedem Schritt malerischer. Jede Lage und Ansicht ist ein schönes Landschaftsgemälde. Bebolzte Hügel, hinter fruchtreichen Gründen, Dörfer zwischen wallenden Saatfeldern im Duft eines umwölkten Abends. Den Horizont umzog ein hochgeröthet er Kreis. Dann senckte sich die Nacht über die Wälder von Compiegne nieder, der Mond blickte durch die zerrissnen Wolken. Bedenklich sey die Nachtreise in dem unsichern Wald, fabelte man uns bei der Ankunft in der Stadt vor. In einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen, schreckte uns die Erzählung von Gefahren. Wir sahen wohl den Plan des eigennüzigen Gastwirths, fügten uns aber doch der Einladung hier einige Stunden den Morgen zu erwarten, und mufsten unsre panische Furcht dem Wirth schwer mit Golde bezahlen. — Dafür fuhren wir am Morgen in ungestörtem Frieden durch den gefürchteten Wald, und auf der schönsten Heerstrasse bis nach Paris.

Diesesmal kam ich um Mittag; vor fünf Jahren um Mitternacht an. Damals schlief Paris, gestern wachte es im vollen lärmenden Gewirre der Mittagsstunde. Das Lästigste unter dem Lästigen bei dem Aufenthalt, auf den Gafsen, war die Schwierigkeit in einem Gasthofe der Gegend der Tuillerien und der innern Stadt unterzukommen. Alle sind voll Fremde, und besonders voll deutscher Solicitanten bei der Konsular-Regierung, in ihren Friedens- und Entschädigungsgeschäften. Die *la loi* Strafse ward auf und abgefahren. Endlich fanden wir Zimmer in dem *Hôtel de Toscane* (also noch nicht *d' Etrurie*!) neben dem Pallast des Tribunats — vormals *Palais royal*, später *de l'Egalité* genannt.

Der jezige Zeitpunckt in Paris ist merkwürdig.

Ein von Bonaparte gekrönter König Ludwig aus dem Hause der aus Frankreich vertriebenen Bourbons, besucht den Konsul, seinen Wohlthäter. — Die dem König von Etrurien gegebnen Feste sind vorbei; am vorigen Montag (25sten Prairial) feierte er das lezte, zum Andenken des Sieges von Marengo. Nicht Bonaparte, aber der Ambassadeur von Oesterreich, war, im vollen Ordensstaat, dabei gegenwärtig.

4.

Paris.

J'ai fait des Souverains, et n'ai point voulu l'être, ſagt in Voltaires Oedipe, der ſtolze, edle Philoctetes. Hätte man je in Paris eine ſolche Scene geahnet, bei welcher dieſes Wort denkwürdig, und von jedem Munde würde nachgeſprochen werden? Als der junge König von Etrurien das Pariſer Schauſpiel, im *théatre français*, zum erstenmal beſuchte, gab man das Trauerſpiel Oedipe, den von dem Zorn der Götter verfolgten und geſtürzten König. Die Wahl des Stücks war wenigstens nicht freundlich von der Schauſpiel-Direktion. Zudem liebt der Prinz, im Geſchmack der Italiener, fröhliche Schauſpiele. — Im vierten Auftrit des zweiten Akts ſagt der groſsherzige Philoctetes:

Le trône est un objet qui n'a pu me tenter.
Hercule à ce haut rang dédaignait de monter.
Toujours libre avec lui, sans sujets et sans maitre,
J'ai fait des Souverains, et n'ai point voulu l'être. *)

— — — — — — — —

Der Schauſpieler ſprach dieſe bedeutenden Worte ſeiner Rolle, mit merklicher Erhebung der Stimme, mit Begeiſterung und mit einer Wendung nach der Gitterloge des Proſceniums, in welcher Bonaparte, wenn er dem Schauſpiel ungeſehen beiwohnen will, ſizt. Ueber dieſer Loge iſt die jezt ſehr

*) „Des Thrones Glanz reizte mich nie. Herkules verſchmähte es, dieſe hohe Stufe der Ehre zu erſteigen. Frei wie er, ohne Unterthanen, ohne Herrn — ſchuf ich Könige, und wollte König ſelbſt nicht ſeyn."

reich dekorirte, für den König von Etrurien. — Die Verse waren das Signal zu einem enthusiastischen Beifallklatschen des Publikums. — Genug von dieser Scene, und nichts von andern ähnlichen Vorfällen. Die Pariser äufserten nach der angeerbten Art, auch bei dieser Gelegenheit ihren gewöhnlichen Muthwillen, ihren Egoismus und ihre Ungastfreiheit, platt genug; und gegen einen Prinzen, der sich in das Gesez der Politik fügte, und geschehen lafsen mufste, was es über ihn verhängte. Uebrigens glaube nur nicht, dafs diese denkwürdige Epoche der Erscheinung dieses Königs in Paris, Eindruk mache. Dann mufs man die Pariser nicht kennen. Sie ist, als eine Neuigkeit des Tages längst wieder vergessen. Eine neue Operndekoration von gestern, der Auftritt einer jungen Schauspielerin, giebt Wochenlang Stoff zur Unterhaltung; nicht aber wenn ein Ludwig von Bourbon kommt, um dem Konsul von Frankreich für das Geschenk einer Krone zu danken. Nur die Pariser Journalisten folgen ihm auf den Ferfen, und berichten in dem ersten Artikel ihrer Blätter jedesmal treu, was er gesehen und gehört hat. Auch was er fagte, erzählen sie. Hier ist zur Probe ein solcher Bericht, aus dem Pariser Journal: „Der Minister des Innern führte den Grafen von Livorno in die Säle und in die Bibliothek des National Instituts. Der Prinz bemerkte, als er die Büchertitel durchlief, die Geschichte der Fische von dem B. Lacépède. Er nahm das Buch, blätterte lange mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit darin, und fagte dann, indem er es selbst wieder in den Bücherband schob, zu den Personen, die ihn umgaben: Welch ein schönes Werk!" Bei dem Empfang des Grafen von Livorno in den Departementern, durch welche

er nach Paris geführt ward, hatten die Präfekten Befehl ihn als König zu empfangen, und dem gemäfs zu behandlen. Seitdem er in Paris ist, begegnet man ihm mit ſtrenger Beobachtung ſeines Inkognito als einem reisenden Privatmann vom Stande, und mit einer Politik, welche deutlich die Abſicht Bonaparte's zeigt, ſich nicht das Anſehn geben zu wollen, als ob er die Huldigung, die ihm durch diesen Beſuch geschieht, provocirt habe. Der König von Spanien ſelbst hat ihm den jungen König zugesandt. Wenig Stunden nach ſeiner Ankunft, fuhr er mit dem ſpaniſchen Gesandten nach Malmaison, und einige Tage nachher, als Bonaparte zur wöchentlichen Musterung nach Paris kam, war er mit ſeiner Gemahlin in den Tuillerien, wo ſie der Parade zusahen. Nun erst erhielten ſie einen Gegenbesuch von dem ersten Konſul, und ſpeisten bei ihm zu Mittag. Die Ehrenwache vor dem Hotel des ſpanischen Ministers, wo der Graf wohnte, besteht aus leichten Truppen; der ruſsische Gesandte hingegen hat vor ſeinem Hotel, KonsularGarden zur Ehrenwache. Der erste Konſul war bey keinem der Feste, die dem Grafen gegeben wurden, gegenwärtig, und als ein Journal von der Gegenwart der Konsuln bei einem der Feste gesprochen hatte, ward es am folgenden Tage in eben diesem Journal widerrufen, und Cambacerés und Lebrun ausdrüklich genannt. Wo der zweite Konsul mit der Königin zusammentrift, giebt er ihr den Arm; ſonst führt ſie Chaptal der Miniſter des Innern, und begleitet ſie zu den Schenswürdigkeiten in Paris. Wenn ſie in das Schauspiel kommen, und es verlaſsen, wird geklatscht, doch nicht mit ſo allgemeinem und enthusiaſtischem Beifall, als bei ſchönen Stellen des Stüks. Die Gräfin ist nicht

schön, und kleidet sich mit recht gewählt schlechtem und unmodischem Geschmak. Grund genug, und schon zu viel, dafs sie den Parisern selbst als eine Königin misfällt; wie es das ungezogene Parterre ihr denn deutlich genug zu verstehen giebt.

Den niedern Volksklafsen ist der Name des neuen Königreichs, Etrurie, ein barbarisches, unaussprechliches Wort. Dem verwöhnten Ohre selbst dieser Klafse ist jede Härte der Sprache unleidlich und in diesem Etrurie sind zuviele *r*, woran ihr zartes Organ sich stofst. Zudem haben sie nie von dieser *terre inconnue* (Land im Monde) gehört. Es gilt ihnen folglich gleich, wie sie es aufsprechen; statt d'Etrurie, — de Turquie, de Tuerie, sogar d'Ecurie. Ja, eine Poissarde ereiferte sich, als sie von einer ihrer verständigeren Schwestern über den Galimathias ihrer ungeläufigen Zunge zurecht gewiesen war, so sehr: dafs sie ihrem Fischmarkt laut im Zorn erklärte: *qu'il n'y avoit pas de sens commun dans ce d'Etrurie, mais qu'il faudroit dire: Roi des Tuilleries.* (kein Menschenverstand sey in diesem *d'Etrurie*, es müfse heifsen des Tuilleries). In der That, ein wahrer Bosheitsteufel besizt diese Lieber, selbst bei ihren Fischmarkts-Beobachtungen und Späfsen.

Das Nationalinstitut, dessen Privatsizung der Klafse mathematischer und physischer Wifsenschaften der König beiwohnte, beeiferte sich, ihn einige Stunden mit lehrreichen Vorlesungen zu unterhalten. Huzard der berühmte französische Pferdearzt fieng mit einer Abhandlung über den Zustand der aus Spanien gebrachten Schaafheerden zu Rambouillet an. Dann las der Minister Chaptal über seine neu erfundene Methode die Hauswäsche zu bleichen; Cuvier las

über Fischzähne; diesen folgten die vorzüglichsten Mitglieder des Instituts. Unter ihnen ertheilte der alte Lalande dem Könige väterlichen Unterricht, mit einer kurzen Note, über die von ihm erst aufgefundene geographische Länge der Lage seiner künftigen Residenzstadt Florenz und über ihren Ruhm in der LiterarGeschichte: die Pariser Spötter, die über alles, was der alte Astronom nur noch vornehmen mag, lachen und ihren Witz daran üben, fanden hier Stoff dazu. — —

Bei den ministeriellen Festen, welche der Konsul zur Unterhaltung der königlichen Gäste geben lies, herrschte der feinste Geschmak neben der gröfsten Pracht. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand machte den Anfang mit einer ländlichen Belustigung zu Neuilly auf dem Landgut eines seiner Freunde. Diesem folgte Chaptal, der Minister des Innern, mit einem Feste in der Stadt, zu dessen Verschönerung alle Künste sich die Hand geboten hatten. Den Beschluss machte der Kriegsminister Berthier mit dem Fest von Marengo. Bonaparte war an eben diesem Tage nach Paris gekommen, aber nur seine Gemahlin erschien bei dem Feste mit ihrer Tochter Mlle Beauharnais, und der König tanzte mit dieser eine Quadrille. Es ward in dem herrlich erleuchteten Garten gespeiset. Wachfeuer wie im Felde umgaben den Tisch, um sich bei dem kühlen Abend daran zu wärmen, und ein Feldlager stand umher, worin die siebzehnte Halbbrigade, welche den noch sehr zweifelhaften Sieg von Marengo entschied, kampirte, und einige Kriegsevolutionen machte. Unter dem Donner der Kanonen und dem Krachen der Raketen erhob sich ein durch-

scheinender Ballon mit dem Namen Marengo zu den Wolken.

Mehr jedoch als alle diese Feste, schien dem jungen Könige die schöne Musterung der Konsularsarden, die grosse Parade genannt, welche Bonaparte am fünften Tage jeder Dekade auf dem Vorhofe des RegierungsPallasts (Tuilerien-Schloss) hält, zu gefallen. Wirklich läst dieses herrliche glänzende Schauspiel alles, was militairische Pracht aufbieten kan, hinter sich zurük. Die Konsularsarden sind, man darf es behaupten, die schönsten Regimenter zu Fuss und zu Pferde, unter den europäischen Armeen, schlanke, sechsfusshohe Männer im kraftvollen Alter, ausgesucht aus den Heeren der Republik, von martialischem Ansehen, das durch den äussern Anstand, den eine sorgfältige Erziehung und Bildung giebt, gemildert ist. Bei der Auswahl der Garden ist auf ihre Geburt von Aeltern aus dem wohlhabenden Mittelstande des Bürgers Rükficht genommen, und die Stellen werden von guten Familien für ihre Söhne sehr gesucht. Sie scheinen, mögte man sagen, alle von einem Stamm sich gleichende Söhne einer Familie zu seyn: eine Täuschung, welche der sich ähnliche Anstand, das urbane Betragen und die gleichen Formen, worein sie geworfen sind, bewirkt. Man sieht es ihnen an, dass sie die vorzüglich begünstigten Söhne des Vaterlandes und seines Oberhauptes sind, auch Bonaparte kann auf ihre Anhänglichkeit und Treue rechnen. Ihre Uniform ist von feinem blauem Tuch, mit weissen Aufschlägen und Unterkleidern; eine hohe Bärenmütze dekt den Kopf bis tief auf die Augen; mit dem starken schwarzen Backenbart ist der Untertheil des Gesichts halb bedekt; das Seitengewehr tragen sie an einem schma-

ten weifsen Schultergehänge, die ganze Kleidung mit Wäsche und weifsen Kamaschen ist glänzend reinlich. — Das sind die Personen in dem militairischem Prachtschauspiel der wöchentlichen Parade. Ich sah sie aus den Fenstern des Tuillerienschlosses, wo ich vermittelst meiner von dem Minister Talleyrand unterzeichneten sogenannten Hospitalitätskarte, in den Konsularischen Audienzsaal eingelafsen ward. Diese zierliche Karte, ein Hauptschlüssel und sicheres Geleit bei allen Vorfällen in Paris, trägt den Stempel des in Kupfer gestochenen Bildes der Republik und zur Unterschrift: *jus gentium*. Die andre mit dem Namen des Inhabers ausgefüllte Seite hat zur Umschrift: *respect au droit des gens* (Achtung für das Völkerrecht). Bei irgend einer directen oder indirekten Bekanntschaft mit dem Minister der auswärtigen Verhältnifse, erhält man leicht eine solche Karte blofs als Fremder, auch ohne öffentlichen Karakter. Sie ist bei vielen Gelegenheiten von grofsem Nutzen, und wird von allen Aufsehern, Thürhütern und Schildwachen, vorzugsweise für den Inhaber, geachtet. Auch zum Einlafs in das Tuillerienschlofs am Paradetage, überhebt diese Karte das oft mühsame Nachsuchen von Billeten, welche dann von den Offizieren des Generalstabs der Konsulargarde vertheilt werden.

Um das schöne Schauspiel ganz zu geniefsen, und alle Vorbereitungen dazu, mit dem prächtigen Aufzug des GeneralStabes, und vor allen, um das bewunderte Oberhaupt der Republik in der Nähe zu sehen, mufs man an diesem Tage in dem Schlofse selbst seyn.

Gegen eilf Uhr fieng der Einzug des in Paris versammelten Regiments der KonsularGarden zu Fufs

und zu Pferde und des andern beorderten Militairs mit klingendem Spiel durch das Gitterthor des Karouzelplazes an. Um Mittag ſtanden etwa fünftauſend Mann vor dem Schloſs aufmarſchirt, der erste Konſul gieng von der Generalität begleitet aus ſeinen innern Zimmern zwischen doppelten Reihen von Garden durch die Säle, die Treppe hinab, und bestieg unter dem groſsen Portal ſein Pferd, einen ſchönen Schimmel, den er von dem König von Spanien zum Geſchenk erhalten hat. Im Gefolge der Generalität und einiger Leibtrabanten durchritt er die Reihen, ſtellte ſich dann dem Hauptportal gegenüber, und lies die Garden vorbeiziehen, und besonders von dem ſchönen Korps der reitenden Artillerie, worin er vordem diente, und es daher besonders liebt, einige Kriegsübungen machen. — Während des Paraderitts des ersten Konsuls musizirte das treffliche Hautboistenchor der Garde, das aus ſechzig auserlesenen Leuten besteht. Ich erinnere mich nie eine ſchönere Feldmusik als die rauschende Kriegssymphonie dieses Chors gehört zu haben. — Unter Bonaparte's Trabanten zeichnet ſich der bekannte Mameluk Rustan in ſeiner Landestracht aus. Bonaparte brachte ihn mit aus Aegypten, wo er ihm einmal das Leben gerettet haben ſoll, und Rustan ist jezt von ſeinem geliebten Gebieter unzertrennlich. Durch ſein Aeuſseres zeichnet der Mameluk ſich nicht aus; eine breite unbedeutende Araber Physiognomie. Sein fröhlicher Humor und ſeine Anhänglichkeit an ſeinen Herrn machen ihn zum Liebling der Familie. Ich ſah ſein Bildniſs von Mlle Beauharnois nach dem Leben treflich gezeichnet. Auf der Parade tummelte ſich der begünstigte Rustan auf ſeinem arabischen Klepper zwischen dem Generalsgefolge des Konsuls.

Das Manöuvre der Garden geschieht mit vieler Präcision und Schnelligkeit; nur in den Schwenkungen, sowohl der Kavallerie, als auch der Infanterie, vermifst man noch preufsische Taktik. — Gegen zwei Uhr war die Parade geendigt, die Garden zogen durch das rechte Seitengitter des Schlofsplazes wieder in ihre Quartiere, und der Konsul gieng in seine Zimmer zurük, um die gewöhnliche Militair-Audienz zu halten. Den Helden, auf den die Augen der Welt sehen, dessen Ruhm den ihn umstralenden Glanz der höchsten Stufe der Ehre verdunkelt, dessen Name die Hoheit des mächtigsten Regenten überfliegt — Bonaparte — sah ich schon zweimal sehr nahe. Sein einfaches Aeufsere stimmt zu seiner Gröfse. Von glänzenden Generalsuniformen umgeben, trägt er selbst gewöhnlich die einfache Offizieruniform der Garde, ohne Gold, ohne Abzeichen, ohne Federbusch auf dem Hut. — Bonaparte ist bei weitem der kleinste, in seiner Haltung der ungezwungenste und jugendlichste, in seiner Kleidung der einfachste unter den Generalen und Officieren seines Gefolges. Sie alle sind stämmig, grofs, und von Goldstikereien auf ihren Uniformen bedekt. Im leichten, fast eilenden Gang, schritt er vor ihnen her. — Du weifst, ich physiognomisire nicht, und nur ungern mache ich bei diesem aufserordentlichen Mann eine Ausnahme. Dafür dafs ich sie mache, weil ich es euch versprach, rechte keiner von euch mit dem Ausdruk meiner Empfindung, die ich mit dem ersten Eindruk euch gebe, den Bonaparte auf mich machte, als ich ihn zuerst erblickte, und ihn zwei Stunden lang auf der Parade vor mir sah. Er schien sehr heiter. Mit leichtem Anstand und freundlicher Miene trat er aus seinen Zimmern, wo er, nach der

Ankunft eines Kouriers aus London, mit dem Minister Talleyrand konferirt hatte. In diesem ersten Augenblik sah ich nur den Menschen, so wie das Ideal von ihm, mir und euch, meine Freunde, vorschwebt; der Held stand dann vor mir, als von seinen Kriegern umgeben Bonaparte auf dem Musterungsplatz hielt. Hier erschien er mir anders als vorher: ich will nicht sagen besser, sondern mit mehr Ausdruk von dem was er ist — und meiner minder gespannten Phantasie täglich mehr wird. — Ein hohes Selbstbewustseyn seiner Gröfse und seiner Kraft erhebt sich auf dieser breiten offenen Stirn, mit zuversichtlicher Ruhe gemischt, welche jene Besorgnifs für sein Leben ableugnet, womit er von aufsen her mit Bajonetten umgeben wird. Feste Selbstständigkeit des Regentenkarakters steht unverkennbar an dieser männlichen Stirn. Der vorher Zutrauen lächelnde Blik des tiefliegenden Auges, strahlte nun starker; es war der Blik des Kriegers und Staatsmannes. Um den feingeschnittenen Mund, — der auszeichnende Zug dieser Physiognomie — schwebt, wenn er gegen Freunde und Bundesgenofsen sich öffnet, das Lächeln der Milde und Duldung, aber der Ernst des Heerführers, der Stolz des Mächtigen, schwellt diesen Mund, wenn er gebietet. — Wenn Bonaparte an den Reihen seiner Krieger im mäfsigen Trott hinreitet — und er reitet schön — faltet die Stirn sich ernster, das Auge blikt gröfser und fester; mit kurzen Worten und ungezwungenem leichtem Hinschleudern der Hand giebt er Zeichen der Misbilligung oder ertheilt er Befehl, ohne seinen ruhigen Sitz und Anstand dabei zu verändern. Ohne durch Figur, durch Haltung und durch Sprache zu imponiren, flöst er, selbst durch dieses Einfache und

Ungezwungene seines ganzen Wesens Ehrfurcht ein; und mancher am Hofe reif und alt gewordene Staatsmann, sagte mir ein Gesandter, zeigt sich verlegen und etwas kindisch, wenn in der öffentlichen Audienz des diplomatischen Korps, Bonaparte ihn anredet. In eben dem Grade aber ist sein Ausdruk gültig und Zutrauen gebend gegen einige andre Gesandten kleinerer Staaten, die er in der Audienz auszeichnet, und ihnen wenn auch nur im Vorbeigehen jedesmal ein freundliches Wort sagt: der Zustand seiner Gesundheit schien mir besser, als ich nach der Sage erwartet hätte. Sein rascher Gang, sein gewandtes Schwingen aufs Pferd hatte nichts von dem Erschöpften, Schwerfälligen und Schleppenden eines von Kränklichkeit und Kriegsanstrengung gebeugten Körpers, wie man uns den seinigen beschrieben hat. Auch seine etwas italienische Gesichtsfarbe war diesesmal im Abstich mit dem kurzgestuzten schwarzen Haar, blafs, doch nicht kränkelnd. Sein Körper ist mager; der Muskelnbau aber zeugt von einem straffen Nervensystem. — Seit einigen Tagen ist er krank in Malmaison und seine Gestalt soll, wie man sagt, durch heftige rheumatische Anfälle sehr gelitten haben.

Mit nicht geringerm Verlangen, den grofsen General — man kann ihn den grösern nennen — Moreau, als Bonaparte zu sehen, spähete ich auf der Parade nach ihm. Er war nicht da, der grofse, bescheidne, edle Mensch. Zurückgezogen in einem kleinen Landgut einige Meilen von Paris, lebt er hier ganz seiner Neigung zur ländlichen Ruhe, zum Feldbau und zur Jagd, der glückliche Gatte einer jungen liebenswürdigen Frau. — Eine, wie man sagt, tiefe Abneigung gegen Arbeiten im politischen Fach,

entfernt ihn von Staatsämtern, die er doch, aus Vaterlandsliebe, nicht ablehnen würde, wenn er sie gleich gewifs nicht sucht. An seinem freundschaftlichen Verhältnifs mit dem ersten Konsul mag ich nicht zweifeln. Man kennt den schönen Gruſs, mit welchem Bonaparte Moreau empfieng, als dieser aus dem grofsen lezten Feldzuge in Deutschland zurükkam: *Général*, sagte *Bonaparte, j'aifait mes campagnes en jeune homme, mais vous les avez fait en capitaine accompli.* (Gleich einem Jüngling habe ich meine Feldzüge, Sie, General, haben wie ein vollendeter Feldherr sie geführt). Moreau kommt selten nach Paris, und vermeidet grofse Gesellschaften. Diese philosophische Abgeschiedenheit von der Welt, diese erhabene Bescheidenheit, bei dieser Gröfse und diesem Ruhm des Mannes, zeigt ihn den Augen der Franzosen, ich mögte sagen, in einer vergötternden Glorie; man spricht im Enthusiasmus der Liebe von ihm, wenn man mit Bewundrung von Bonaparte spricht; man verehrt ihn, als einen unsichtbaren Gott. —

Ein braver Officier unter meinen Bekannten, welcher in der Schlacht von Marengo gefochten, und mit Moreau den berühmten Rükzug aus Deutschland gemacht hatte, sagte mir: „Moreau würde die Schlacht von Marengo verloren haben: denn er kennt Menschenblut, und schont es." — Er erzählte mir die gräfslichen Scenen dieser Schlacht, wo mehr Blut, als man je erfahren würde, in Strömen flofs. — Jenes schöne Wort karakterisirt Moreau ganz; nur auf Kosten Bonaparte's müfse es in diesem Fall nicht gelten. Eine Reihe blutiger Schlachten ward unstreitig durch die eine mörderische bei Marengo erspart; sie gab der erschöpften Menschheit den Frieden. —

Wenn doch mein glüklicher Stern mich diesem edlen Manne zuführte, mich nicht dafür ſtrafte, daſs ich gestern, ohne es zu ahnen, ihn zu ſprechen verſäumt habe. Ich muſste in eine Gesellschaft bei dem Senator P. absagen, und zu meinem Schmerz hörte erfahren, daſs Moreau ſeit langer Zeit wieder zuerst in Paris und in dieser Gesellschaft war!

Die Generäle Lannes, Clarke, Caffarelli und Bezier, welche zu dem Staab der Garden gehören, und der Kriegsminister Berthier umgaben den ersten Konsul bei der Musterung zunächst; viele andre Heerführer versammeln ſich in dem Pallast ſelbst, und gehen nachher zur Audienz.

Um den Plaz, auf welchem die Parade gehalten wird, zu vergröſsern und zu verschönern wird nichts gespart, und der Pallast der Regierung — ſo wird das Tuillerienschloſs jezt genannt — erhält dadurch eine groſse, freie Ansicht. Man hat ihn durch das Abbrechen einiger Seitengebäude geregelt, und mit einem Gitterwerk umschloſsen, an deſsen Mittelthor zwei kleine Wachhäuser in gutem Geſchmak erbauet ſind. Vor diesem Mittelthor ſollen zwei mit ſtarken Vergoldungen dekorirte eiserne Thüren, wie es heiſst, wahre Kunstwerke in dieser Arbeit, eingehängt werden. Auch der diesen Vorhof des Pallastes begrenzende, Karouzel Plaz — künftig wird er Friedens-Plaz heiſsen — wird jezt von allen Seiten vergröſsert und geebnet. Die Kasernen und Baracken, die auf der rechten Seite die Ansicht des Pallastes des Konſuls Cambacerés decken, werden weggeräumt, und auf der andern Seite, die von der Regierung angekauften vorspringenden Häuser der Straſse Nicaise abgebrochen. — Mir bebt die Hand, indem ich den Namen dieser Gaſse niederschreibe! Diese Ecke am

Karouzelplaz, war am 3ten Nivose der Mordplaz, um Bonaparte zu zerschmettern. Gräfslicher, und zugleich ungeschickter, verkehrter, ist nie ein Plan ersonnen und ausgeführt worden, als dieser Plan der Hölle. Lafst uns einen Augenblik den Gegenstand des Anschlages vergefsen; vergefsen, dafs er auf den Mann gemünzt war, der, ein Werkzeug höherer Macht, der Welt den Frieden giebt, und gerade damals diefem grofsen beglückenden Geschäft seinen Schlaf opferte, seine Tage widmete; auf den Mann, von welchem Frankreich alles Heil erwartet, und der sich redlich damit beschäftigt, es dem Lande zu geben; auf den Mann, defsen Tod, wenn der Plan dieser Teufel gelungen wäre, neue blutige Revolutionen, neue Zerstörungen zur unmittelbaren Folge gehabt haben würde. — Er lebt, er wirkt; die Vorsehung hat ihn gerettet, gleichviel, durch welche geringscheinenden Mittel. — Aber einen Blik auf den Anschlag selbst! Um Einen Menschen meuchelmörderisch zu tödten, schmieden feige Bösewichter einen Plan, defsen Gelingen, wie der Erfolg gezeigt hat, vom Zufall allein, von dem Zusammentreffen von zwei unsichern Momenten abhieng, und defsen Gelingen, oder Nichtgelingen — zugleich den Tod vieler Menschen, das Elend ganzer Familien, den Ruin des Theils eines Stadtviertels mit sich führte. Bei seiner Popularität, die seit diesem Mordtage verschwunden ist, zeigte sich Bonaparte vorher oft an öffentlichen Orten, auch ohne das Gehege von Bajonnetten, welches ihn jezt umschliefst. Aber es fehlte diesen feigen Mördern an Muth ihn persönlich anzugreiffen: aus einem Hinterhalt wollten sie ihn, und mit ihm hunderte morden! Schon die Wahl eines solchen Mittels hätte den Tod der Theilhaber verdient. — Nur zwei

der nächsten Agenten, Carbon und SaintRegent wurden hingerichtet. Ein grofser Theil der Meuchelmörder war auf dem Mordplaz zusammengeströmt. Ein ruhiger Beobachter, der wenig Minuten nach der Explosion, nicht fowohl aus Neugier die Zerstörung zu fehen, als um den Menschenhaufen zu beobachten, hingieng, fagte mir, redend genug fey auf vielen dieser Gesichter in den zusammenrottirten Gruppen die Theilnahme an dem Plan und die verbifsne Wuth, über fein Mislingen bezeichnet gewesen: die Polizei würde die bei der Verschwörung unmittelbar Geschäftigen hier alle haben fangen können. Bei dem ersten fchreklichen Tumult, dem Schreken, dem Jammergeschrei der auf der Gafse und in den beiden Reihen Häuser, welche durch die Explosion bis zum Einsturz erschüttert waren, Verwundeten und Sterbenden, läfst es fich allenfalls erklären, warum in diesen ersten Momenten die Polizei unthätig blieb, und ich will die Mäfsigung und Milde, womit die Justiz nachher verfuhr, nicht tadeln — aber — Cerachi und Topino-Lebrun! die beiden treflichen Künstler, mufsten doch unter der Guillottine fterben, weil fie beschuldigt wurden, kurz vorher in der Oper ein Verbrechen zu begehen beabsichtigt zu haben, von desfen klar erwiesener Wirklichkeit ich wenigstens mich nie habe überzeugen können!

Das Werkzeug der Rettung Bonaparte's war — fein Kutscher. Sie ist zu merkwürdig, diese Rettung, um des Vorfalls nicht noch einmal aus authentischen Erzählungen zu erwähnen.

Der erste Konsul fuhr mit einigen Begleitern neben fich, in die Oper nach der Strafse *la loi*, wo Haydn's Oratorium, die Schöpfung — die boshaften Parodisten nennen es hier *la récréation du monde* —

aufgeführt ward. Der nächste Weg dahin geht über den Karouzelplaz links in das vorspringende Ende der Strafse Nicaise herein. Hier war ihm der Tod bereitet. Bonaparte's Wagen fährt gewöhnlich sehr schnell. Die etwa fünfzig Schritte voranreitenden Garden finden, als sie in die Strafse einbiegen, vor der offnen *porte cochere*, eines der ersten Häuser, einen der gewöhnlichen leichten zweirädrigen Karren, mit einem Fafs beladen, queer über die Gafse geschoben. Befehl, ihn in die *porte cochere* zu schieben. Es geschieht. Die Garden reiten weiter. Schnell wird der Karren wieder an seinen vorigen Plaz queer übergeschoben. Nun lenkt Bonaparte's Wagen in die Gafse herein. Der Kutscher war nicht ganz nüchtern nach der Mahlzeit. Er sieht die Gafse durch den Karren halb gesperrt, aber hinter den Tragstangen des Fafses noch etwas Raum, um vielleicht zwischen jenem Karren und der Häuserwand durchzuschlüpfen. Ein nüchterner Kutscher würde sich besonnen, und einen Augenblik gehalten haben, um den Karren wegschieben zu lafsen: denn der Zwischenraum war eng; leicht konnte der Wagen an dem Karren hängen bleiben, oder auf der andern Seite über einen GafsenAbweiser umwerfen, oder wenigstens im Anfahren aufgehalten werden. Das bedenkt zum grösten Glük der brave Schwindelkopf nicht. Glükliche Unbesonnenheit! Bonaparte ward dadurch gerettet. Gerade dieser Moment des Aufenthalts war von den Meuchelmördern berechnet; dann wäre der Plan gelungen, der schon gezündete Lunten hätte das Pulverfafs erreicht, zersprengt, und der Wagen, mit den Personen darin wäre zerschmettert. Nun aber schlüpfte der Kutscher durch die Wendung der Räder gegen die Häuserseite schnell, mit dem Gar-

dentrupp hinterher, hindurch. Kaum biegt der Wagen nach der Gaſse *Honoreé*, donnert die Explosion, und nur die hintersten Gardenpferde, die noch in der *Nicaise* Gaſse ſind, werden verwundet. Die Gaſse ist mit Erschlagenen und Blutenden bedekt, in den umliegenden Buden und Häusern winseln hunderte von Verwundeten. Es giebt Leute, welche als Thatsache behaupten, man habe noch keinen gefunden, welcher in der *Affaire de la rue Nicaise* — wie man diese meuchelmörderische Kartätschen Mezelei nennt — von der Maschine verwundet worden ſei; und will daraus ſchlieſsen, daſs der ganze Vorrath von Kugeln, gehaktem Eisen, Glas u. ſ. w. in dem Faſs vergiftet gewesen, und folglich keiner von den vielen dadurch Verwundeten gerettet ſei. — Genug, genug von dieser grauſslichen Geschichte!

Laſst uns eine wohlthätige Ansicht wählen, die uns hier nahe ist; den herrlichen Garten der Tuillerien, ſeine ſchönen Blumengründe, blühenden Citronengänge, den duftenden Lindenwald, und die allenthalben aufgestellten Kunstwerke von Marmor und Bronze. Mir ist ſo wohl in diesem Garten; nach meiner Stimmung und Willkühr kann ich hier mit Vielen ſeine Schönheit genieſsen, oder allein ſeyn in dem weiten Raum. Mich nimmt die Menge unter ſich auf, die hier besonders in den ſchönen Abendſtunden wandelt, ich ſeze mich zu den Leuten, in der Seiten-Allee neben den Orangebäumen, oder ich entferne mich von der groſsen Welt in die Tiefe des Lindenwaldes oder nach der Seineterraſse. — Wir ſind im Erndtemonat (Meſsidor) und hier ist es

immer noch Floreal. Der Blumengrund, mit seinen Beeten zwischen lichtem grünem Gitterwerk wird sorgsam mit Blumen unterhalten; wo eine welkt wird sie durch frische ersezt. Die Beete und Steige sind von dürren Blättern rein gehalten, die Grasplaze gekämmt, bewäfsert. In diesem Garten erwartet keine erkünstelte Buschpartien, englische Irrgänge und was der Spielereien der neuen Gartenkunst mehr sind. Einfache Würde, Hoheit, Pracht, ist sein Karakter. Es ist der Garten des Regierungspallastes, und die Regierung zeigt sich hier wirklich republikanisch, indem sie das Volk ihn mitgenieſsen läfst, und ihn für das Volk schmükt. Den zweiten Konsul Cambacerés, der sich gern und fleifsig sehen läfst, trift man hier oft mit seinen Adjutanten unter der Menge. — Eine Tulpenflur blühet jezt an beider Eingängen des Waldes in zwei mit vielem Geschmak neu angelegten Amphitheatern: hier stehen Apollino, der junge Faun und vier Wettläufer, von Marmor. — Viele Statuen und Gruppen von Marmor und Bronze sind zu denen, welche immer hier standen, hinzu gekommen, noch täglich werden sie vermehrt, und die alten beſser gestellt. Es ist eine ununterbrochene Arbeit den Garten zu verschönern, den Genufs zu vervielfältigen. Die runden Plätze in dem Wäldchen, sind für Ballspieler und für Kindertänze unbesezt gelafsen, und sind jezt, wie vordem die elyseischen Felder, der Tummelplaz der Fröhlichkeit. Reihetänze und spielende Gruppen, Jagen, und Gewimmel von Kindern wechseln hier den ganzen Tag. Sobald der Regen aufhört, — und es regnet jezt alle Tage, — sind sie, wie aus der Erde gewachsen wieder da, und tanzen, toben, jagen, auf dem hartgewalzten Boden. Oft mische ich mich un-

ter die jubelnden Haufen, dulde ihre Neckereien gern, werfe ihnen den an mich abprellenden Ballon mit einem bravo! zurük, gewöhne sie an mich — schwärme in der Erinnerung an die Blüthezeit des Lebens und an ..... Ihr wisst es.

Den Ehelosen will ich, statt dieses geistigen Genusses, den materiellern bei Very, jezigem Matador der Pariser Restaurateure, in seinem reizenden Pavillon im Tuilleriengarten bestens empfohlen haben, und ihren Dank damit verdienen. Mit Marmor, Spiegeln, Mahagonyholz, Silber, köstlichen Geräthen aller Art, sind die mit Geschmak dekorirten Speisesäle und Kabinete besezt, und — was mehr ist, — Very hat eine auserlesene Küche! Der Wein ist vortreflich, die Eiserfrischungen unverbesserlich, bei der schnellsten Aufwartung und grösten Reinlichkeit. Damit nichts fehle, hat der Pavillon die Aussicht unmittelbar in den blühenden von Menschen wimmelnden Garten. Und das Alles, im Verhältniss für mässige Preise. Ich frage, was empfehlender sey? und mag es nur gestehen, auch für mich ist dieses Very's Refektorium ein Magnet. Man findet hier immer Bekannte, interessante Freunde aller Nationen, Landesleute. Selbst die Gesandten und Deputirten verschmähen dieses öffentliche Spielhaus nicht, das alle Sinne befriedigt, und eine der schönsten Weiber von Paris, wie eine junonische Gestalt, zur Wirthin hat.

Auf meinen Nachmittagsgängen im Garten, unterhalten und belustigen mich in diesen Tagen die artistischen Disertationen, welche in den Volksgruppen über ein Paar neuaufgestellte Statuen gehalten werden. Man debattirt hier die Zeichnung, Stellung, den Ausdruk, und in der That manchmal mit natürlichem und richtigem Gefühl des Schönen. So

ſtritten gestern zwei gemeine Handwerker in ihrem Plattfranzösisch, über das Für und Wider, der Lage des Arms eines der Brüder Kastor und Pollux, die erst neulich bei den Blumenbeeten hingestellt ſind. Unverkennbar ist dies ein Beweis der Wirkung öffentlicher Aufstellungen guter Kunstwerke auf die Bildung des Kunstsinnes des Volks. Dieser Bildungstrieb der Pariser, geht bis ins Burleske. Vor den Budenfenstern der Friseure ſieht man ganz gut gerathene Kopien griechischer Büsten, von Pappe, als Perükenstöke: und die Benennungen: *à la Cleopatre*, *à la Niobé*, *à l'Ariadne*, *à la Faustine* ſind in den Winkeln dieser Künstler und Alterthumsforscher zu Hause.

Eine der ſchönsten Partien dieses köstlichen Gartens, ist die Terraſse an der Seite der Seine, welche vom Schloſs ab, längs hin bis zu dem Ausgang nach dem Eintrachtplaz fortlauft, und mit Bronz- und Marmornachbildungen von antiken Statuen besezt ist. Links, die Aufsicht, auf das Quaygewirre zu Waſser und zu Lande, rechts, auf den herrlichen Garten. Am Ende, wo die Terraſse ſich gegen das groſse Baſsin hinschwenkt, ſteht Rouſseau, ein halb verwitterter Gipsausguſs, nach Houdon's Statue in einer buschichten freundlichen Eke, einsam an diesem lebendigen Ort: ein Gehege von Blumen, blühenden Stauden und Pappeln um ihn her, ein Gemüsegärtchen hinter ihm. — Die Musen und ihr Muſaget, ſtehen auf der Schwingung dieser Höhe gegen das Ausgangsthor nach dem Eintrachtsplaz. Nichts gleicht dieser Aussicht an Gröſse, Umfang, und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände. Rechts der groſse Waſserspiegel, der Wald, die breiten Alleen des Gartens mit ihren Menschenmaſsen und Gruppen, der

Regierungspallast im Hintergrunde. Gegen über die Terrafse mit den Statuen, Pallästen, Pappeln dazwifchen. Vor fich das grofse bewegliche Gemälde der Tausende, welche durch das Gitterthor aus- und einströmen. Links endlich der fchöne Plaz der Eintracht. Hier im Hintergrunde der Wald, die elyseifchen Felder. — Entstellt ist dieser Plaz jezt durch das unförmliche, häfsliche hölzerne Modell der National-Säule *)... — Sie ist im ächten Geschmak der RevolutionsKünstler Robespierre erfunden, ein monströses Unding. Wie macht man's, um ohne Satyre davon zu reden? Auch jezt unter der KonsularRegierung, fcheint es noch nicht das Loos der Republik zu feyn, geschmakvolle National-Denkmale zu errichten. Die Unform dieses gezimmerten Kunstwerks ist davon ein neuer Beweis. Die Säule ist hundert und achtzig Fufs hoch und mager. Sie hat einen unermefslichen viereckten Fufs, und dieser wieder eine noch unermefslichere cirkelförmige Unterlage (*Sousbassement*), die allen Seiten die freie Aussicht hindert und deckt. Die auf dieser fchwindelnden Höhe winzig klein erscheinende Figur der Republik fteht auf der Spize. Ringsum an dem ungeheuer runden Fufs, find die karakterlosen Figuren der fämtlichen Departementer mit dem einförmigen Kostum der alten Gallier, in einen Cirkel-

*) Von Todten, heifst es, nichts als Gutes: denn die Zeitungen fagen, diese hölzerne Ungestalt fei jezt abgebrochen, und mit vielen Abänderungen an einer andern Stelle wieder errichtet. Sie hat nun aber einmal fechs Monate fo ungestaltet dagestanden, und dem guten Geschmak getrozt. Man mufs davon, als von einer Merkwürdigkeit der Zeit, doch etwas berichten. Schade! dafs ich fie hier nicht zeichnen kann.

tanz gestellt, der an den holbein'schen Todtentanz zu Basel erinnert. Dieser Reihentanz, so wie alle Dekorationen und Ornamente der Säule, sind für jetzt nur in Wasserfarben gemalt, und das, wie die vierfachen Inschriften sagen: *à la gloire des armées françaises*. Der Anschlag zur Ausführung dieses Modells in Granit, Bronze u. s. w. soll fünf Millionen Livres betragen; und schon das hölzerne Modell kostet sehr grosse Summen. Das Publikum murrt laut über die häfsliche Form dieses Denkmals; Männer von Geschmack tadeln sie in allen öffentlichen Blättern, die Journalisten ziehen dagegen mit der Satyre auf. Im Pariser Journal steht heute ein Gebet an den Regen: „O du wohlthätiger Re„gen! der du unsre Aecker befeuchtest, unsre Nach„matt keimen machst, die Bäume unsrer elyseischen „Felder abstäubst, unsre Strafsen säuberst — dich „rufe ich an, Erbarmer! spühle weg, wasche ab, lö„sche aus, vertilge von dem Piedestal, welches „unsre NationalSäule trägt, die sie verunehrenden „hundert Figuren der Departementer mit ihren häfs„lichen Kleidern, ihren steifen Stellungen, ihren „hölzernen Bewegungen. An diesen unbedekten Köp„fen, an dieser Tunika, die kaum ihre Blöfse dekt, „glaube ich einen Tanz von Sklaven zu erkennen, „die man unter der Statue ihres Herrn eine Stunde „tanzen läst." u. s. w. „Das Wetterglafs fällt .... „Der Himmel erhört mein Gebeth ..... O Jupiter, „Rächer des Ruhms der Künste! .... es reguet."—— Und in der That, reguet es in diesen Tagen anhaltend. Schon jetzt sind die Departementsfiguren, die Ornamente, die Inschriften rein abgewaschen, das Wachstuch, über einem Gestelle, die Figur der Republik, die oben aufstafiert ist, flattert in Lumpen

aufgelöset umher, und die Göttin steht gleich einer Venus Callipygis etwas unanständig entschleiert da. Die Frage, wie man ein solches Modell zu der Säule habe wählen können, ist etwas schwer aufzulösen; man müfste dann, wie am vormaligen Hofe, Gunst und Intrigue dabei voraussezen wollen: denn alle Künstler von Geschmack und Einsicht, haben diese Wahl längst laut getadelt, und gegen ihre Stimme ward das Modell doch angenommen. Moreau, ein wie man sagt sonst braver Architekt, hat sich hierbei vergriffen, und bei der Regierung den Preis vor seinen vielen Mitbewerbern davon getragen. Oder war in der grofsen Konkurrenz, der aus Paris und von allen Seiten der Departementer her eingesandten Risse, kein befsrer als dieser? Ich weifs es nicht; soviel aber, dafs der Minister des Innern, der Chemiker Chaptal, aufmerksam gemacht durch die vielen gegründeten Kritiken, welche zeither über das den Augen des Publikums bloßgestellte Modell erschienen sind, einer Kommission von Künstlern die nähere Untersuchung [illegible] etragen, und dafs der Erfinder, Moreau selbst, schon mehrere wesentliche Veränderungen daran vorgeschlagen hat. Dafür lohne ihn der Genius der Kunst und des Geschmacks, mit Erleuchtung.

5.

Paris.

In der zweiten Woche bin ich nun hier, und noch ist mir der ruhige Genuſs deſsen versagt, was ich hier zurüklies, jezt wiedersehe, neues zu sehen erwarte und finde. Meine vorigen Bekanntschaften selbst sind noch kaum wieder angeknüpft; nur das Aeuſsre von Paris habe ich gesehen. Ich woge noch auf diesem unruhigen Meer, fortgeriſsen hiehin und dahin. Man verliert kaum zu berechnend viel Zeit ungenuzt auf diesem Tummelplaz unendlicher Zerstreuungen, auf diesem Markt des Luxus und der Sinnlichkeit, der Selbstsucht und des Eigennuzes. Das war Paris immer, blieb es unter allen Stürmen, wird es stets bleiben, welche äuſsre Form, welche Form und Namen die Verfaſsung Frankreichs auch haben mag. Muthet mir, meine Freunde, — denen ich diese Briefe zum Umlauf bestimmt habe, und versprach über die Veränderungen, die ich seit meinem lezten Hierseyn, in den Formen, in dem Innern, in dem herrschenden Geist der Pariser finde, meine Beobachtungen mitzutheilen — muthet mir nicht zu, daſs ich auf diesem schlüpfrigen Boden, der, wenn ich fest zu treten glaube, immer wieder unter meinen Füſsen sinkt, als Richter dieses ewigen Kampfes der Meinungen, des Widerspruchs in Wort und That aufstehe. Fordert keine Vergleichung der Menschen und Sitten, der jezigen Zeit mit der vorigen. Die Maſse ist dieselbe: die Menschen sind sich gleich, noch immer die alten nach stets erneuertem Genuſs des Augenbliks jagenden Pariser; nur manchmal sind die Farben verschieden, die Formen haben sich hie und da etwas geändert; das Gewand ist bunter, aber

auch schmuziger geworden. — Vor allem aber wähnt nicht mehr, wie Ihr thatet, dafs die Riesenkraft eines einzigen Mannes sichtbare Wirkungen auf dieser Menschenmasse hervorgebracht habe, dafs durch ihn eine neue Schöpfung hervorgegangen sey, sein Geist diesen Chaos schon jezt entwikelt, und zur Ordnung umgebildet, den leidenden Zustand des Volks wieder in einen gesunden verwandelt, die alten Wunden geheilt habe. Mögte der grofse Mann diesen Triumph erleben! dazu aber gehört ein Menschenalter; ein andrer Geist als der dieser Generation ist, ein Wiedererweken aller Erwerbszweige, eine Organisation des Ganzen, die dieser Eine, nicht allein ordnen und erhalten kann. — Euch mögen dieses die Resultate einzeln gesammelter Erfahrungen künftig bestätigen. Aber erwartet keine systematische Darstellung, kein Gemälde, sondern nur Umrisse und Züge der einzelnen Theile des sich langsam aus dem zwölfjährigen Wirrwarr wieder hervorarbeitenden grofsen Ganzen Frankreichs.

Eingelenkt also in meine Pariser alltäglichen Gleise! Ich bin hier — fast ist es mir ein Traum — und will von nun an diese Wirklichkeit zu geniefsen, die mannigfachen Quellen des Unterrichts und des Vergnügens zu benuzen, mir angelegen seyn lafsen. Wenn nur der enorme von dem Pariser Wesen unzertrennliche Zeitverlust nicht wäre! Man mache sich jeden Tag seine Tagesordnung: umsonst; am Abend finden sich allenthalben Lücken darin, und die Vorsäze des Morgens sind halb vollbracht. Allenthalben ist Aufenthalt, mögt Ihr Eure Wege zu Fufs oder im Wagen oder im Kabriolet machen: die Wege werden verrennt in den volk- und wagenreichen Gafsen der bewohntesten Quartiere. Die weiten Wege,

der Transport von einem Quartier in ein oft sehr entferntes; das ſpäte Frühſtüken, ſpäte Mittageſsen;—— ſpät alles iſt ſpät in diesem Paris. — Die Tageszeiten ſind verrükt. Sonne und Mond bezeichnen die Stunden vergebens. Das Eistigste, dem man ſich zu unterwerfen hat, ſind die verfehlten Besuche, die Laune der Leute, nicht ſichtbar ſeyn zu wollen. *„Monſieur vient de ſortir* (diesen Augenblik iſt der Herr ausgegangen) ruft mir der Portier entgegen, um den verfehlten Besuch mir noch empfindlicher zu machen, wenn ſein Herr auch gleich ſchon ſeit einer Stunde ausgegangen, oder ein Gegenbefehl niemand zu melden an der Thür iſt. *Monsieur va rentrer dans la minute* (er kommt in einer Minute wieder zu Hause) ruft ein andrer, wenn ich gleich zwei Stunden vergebens auf ihn warten würde. Verdrieſslich und zeitspielig ſind ferner die unordentlichen Bezeichnungen der Häuser, durch doppelte, oder unterbrochne, oder ausgelöschte Nummern, die manchmal von ein hundert bis zu tausend überſpringen, wenn eine Quergaſse ſie trennt. Ja! Paris iſt der Ort des Betrugs, der Täuſchungen aller Art. Meint Ihr, daſs ich von geringfügigen Dingen rede? das ſind ſie nicht, wenn man in Paris hauset, an Benuzung ſeiner Zeit gewöhnt iſt, und ſie nun ſo ſchändlich verlieren muſs.

Bei diesem Herumtreiben vor den Häusern ſeiner Bekannten, und Halbbekannten lernt man eine nicht unmerkwürdige Klaſse von Menſchen, als Hausgenoſsen kennen. Das ſind die Thürhüter (*portiers*) gewöhnlich verheurathete Leute, und Bediente des Hauses, und ihre Familie. Sie bewohnen ein Paar kleine Kabinetter und Küche, neben der Thür, und halten ihre Wache. Der Mann iſt zugleich der

Gewerbebesteller des Hauses (*commissionaire*) und Zimmerpuzer, (*frotteur*) die Frau ist Näterin u. dgl. Alle Hausthüren (*portes cochere*) in Paris sind verschlossen. Man klopft; und in demselben Augenblik springt der innre Riegel, vermittelst eines in das Kabinet des Thürhüters geleiteten Zuges auf. *Parlez au portier*, (man wende sich an den Thürhüter) steht mit grosen Buchstaben über dem kleinen Kabinet, und: „*que demandez vous Monsieur*" (was suchen Sie) rufts Euch aus dem Kabinette nach, wenn Ihr dieser Weisung vorbei geht. Unordentlich und schmuzig, im Pariser Geschmak, siehts in diesen Buden freilich aus. Verschliesst Augen und Nase, und er fragt, was ihr suchet. Die bestimmteste Nachweisung, der pünklichste Bescheid, das sicherste Versprechen zur Bestellung des Gewerbes, wenn der Herr oder die Dame nicht zu Hause ist, erfolgt. Bedenkt Euch nicht, selbst Briefe oder Geld zu überliefern; alles wird genau mit dem Namen dabei, aufgezeichnet und richtig besorgt. Diese Leute haben meistens das volle Vertrauen des Hauses, und entsprechen ihm durch Pünktlichkeit, Treue und Aufmerksamkeit. Das ist besonders in den Gasthöfen der Fall. Komme ich Abends zu Hause, so finde ich alles, was den Tag über, an Besuchkarten, Billette, Briefe, oder sonst für mich abgeliefert ist, sorgsam hingereihet auf dem Tisch des Portierzimmers, oder sind nur mündliche Bestellungen Besuchender zurükgelaisen, diese auf einem Bogen geschrieben. Man gewinnt diese Thürhüterfamilien, als Hausgenosen, durch ihre Sorgsamkeit lieb — deswegen thut es mir weh, erfahren zu müssen, dass während einer gewissen Zeit, — die ich des Schreckenswortes wegen nicht mehr nenne, — wo der

Einfluſs eines böſen Gestirns das Pariser Volk beſeelte, ein groſser Theil dieser *portiers* die gefährlichsten Spione der Blutgerichte, Verräther und Ankläger derer waren, die im Hause wohnten oder sich verstekt hatten. — Ob es wahr ist, daſs die Polizei diese Leute noch jezt, als ihre besoldeten Spionen hält, sei dahin gestellt.

Das erste, wovon man sich in Paris im täglichen Leben überzeugt, ist die Vortreflichkeit der Polizei in allen ihren Zweigen, unter dem jezigen Vorsiz des bekannten Fouché, als ihr Minister. Allzu groſse Strenge wirft man dieser Polizei zwar oft genug vor. Strenge aber ist die Seele einer guten Polizei, ernste Vollziehung der Befehle ihrer Beamten, schnelles Gehorchen; und schwer mag in einem Paris und bei einem an Zügellosigkeit lange gewöhnten Pöbel, die Mittelstraſse zwischen dieser Strenge und dem Despotismus zu treffen seyn. Nur gegen Willkühr der Behörde, und gegen beleidigende Angriffe ihrer Diener, sollten feste Schranken den Bürger schüzen. Sie sollten nicht klagen dürfen, wie es jezt laut genug geschieht, über Ueberrumplung in seinem eignen Hause, über scharfe Eingriffe in das Eigenthum des Bürgers, ohne vorhergegangne Untersuchung; nicht über übereilte Verhaftungen unschuldiger Personen, welche hinterher mit einem Versehen oder mit Verwechslung der Personen entschuldigt werden. Man sollte vor Mishandlungen durch Bajonnette sicher seyn. Unzweideutige Beweise von diesem allem sind nicht selten. — Die Aufmerksamkeit der Pariser Polizei zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung — Sittlichkeit mögte ich's nicht nennen — erstrekt sich bis ins Lächerliche und Kleinliche. An einem heiſsen Tage, geht einer meiner

Bekannten, ohne Halstuch, aber mit zugeknüpftem Hemde, nach dem Tuilleriengarten. „*Pardonnez Citoyen*, ruft ihm die Schildwache der KonsularGarde am Gitterthor entgegen, *on n'entre pas ici fans cravate*" (um Verzeihung, ohne Halsbinde kommen Sie hier nicht herein). Das war nun wohl höflich erinnert, — und diese wohlerzognen Gardesoldaten reden nur eine höfliche Sprache, und beschämen darin oft selbst ihre Officiere — aber ist es nicht, wenigstens sehr inkonsequent, den Männern das Nichttragen eines Halstuches an dem bedekten Hals, zu verbieten, und die bis zur völligen Nacktheit unbekleideten Weiber ungehindert passiren zu lassen, ohne dass die Wache sie — wenigstens an die kalte Abendluft erinnert, der sie alle ihre Reize Preis geben? Verhüllen nicht die jungen Pariser ihre ganze Blösse, und verbergen selbst die Hände, in den Hosenlaz? — — Tyrannin, Mode! du bist ein bestechlicher Sittenrichter.

Nüzlicher ist das Amt der Polizei, wenn es das Verbrechen bis in seine tiefsten Schlupfwinkel verfolgt. Jede grosse Stadt ist der Lärmplaz losen Gesindels aller Stufen, und Paris steht hierin auf der höchsten. Mehr als hier ist nirgend der Diebstal und jede Art der Gaunerei, in ein System gebracht, und planmäfsiger organisirt. Aber die Polizei wacht, und weifs sich die Diebe selbst als Kundschafter ihres Verbrechens, oft noch ehe es begangen wird, zu verbinden. Eins der gefährlichsten Komplotte, ward in diesen Tagen entdekt. Es hatte seine Zweige durch die ganze Stadt verbreitet. Man fand eine grofse Tabelle der im Werk begriffnen nächtlichen Einbrüche und der Beraubungen bei Tage durch Hauseinschleichen, und durch alle die alten und neuen

Räuberkünste dieses Gesindels. Die Häuser, die Lagen der Zimmer, die Schränke und Chatoullen mit den darin befindlichen Diamanten, Silbergeräthe und andere Sachen von Werth waren nach ihren Namen und Gewicht verzeichnet, die Tagesordnung der Diebsstücke angesezt, Dietriche und Modelle zu den Zimmerschlüsseln vorräthig. Die Eigenthümer der bezeichneten Häuser wurden sogleich von der Entdeckung benachrichtet, und wegen der ihnen entwandten Schlüsselmodelle gewarnt.

Im Verhältnifs einer grofsen Stadt voll Armuth, ist die Bettelei auf den Gafsen leidlich. Am häufigsten sind die Bettler noch vor den Buden der Kleinhändler, wo man gewifs ist, beim Kauf um einige von dem Verkäufer gewechselte Sous angesprochen zu werden. Die Industrie der Bettelei ist in Paris höchst erfinderisch, wer mag es tadeln und überflüssig finden, wenn der verschämte Arme unschädliche Künste anwendet, um das harte Herz der Vorübergehenden zu erweichen! — Unter diesen humanen Künsten rührt mich besonders ein Schauspiel, jedesmal wenn es mir begegnet. Es ist ein blinder Bettler mit dem Vorspann eines Hundes, den ich meistens in der Strafse Vivienne oder in den Gafsen hinter dem TribunatsPallast treffe. Hier geht er, sein date obolum leise absingend an den Häusern hin; hält in der Linken einen Stab, womit er die Eksteine erspühet, und in der Rechten eine an dem Halsband seines Hundes befestigte Schnur, woran das treue Thier mit einem Glökchen am Halse seinen Herrn leitet. Es weicht nicht von der Mauer, drängt sich vielmehr dicht hinan, wenn ihm was in den Weg kommt, kriecht um die Gafseneken hin. Geduldig sieht es nach seinem Herrn um, wenn er den Strik

etwas straffer zieht, um stille zu stehen, und geht auf das Berühren mit dem Stok weiter. Findet der Hund auf seinem Wege einen Knochen für seinen wohl selten gestillten Hunger: er steht nicht still, um ihn zu verzehren, er nimmt ihn mit, und benagt ihn, wenn sein Herr ruhet. — Nun nenne das alles Instinkt, wer da mag!

Unreinlichkeit des stinkendsten Grades und kothige Gasen selbst mitten im Sommer sind noch immer das karakteristische Zeichen, wovon das Pariser Weichbild den alten Namen Lutetia trägt, und alle Anstrengungen der Polizei vergebliche Arbeit selbst gegen die empörenden Sauereien, welche man sich auf den Gasen, vor und in den Häusern, besonders aber in den sogenannten *allées* oder *passages*, (Durchgänge der Häuser, um von der einen Gase in die andere mit ihr parallel laufende zu kommen) erlaubt, und wodurch besonders die Abendluft verpestet wird. Diese eckelhafte Unsittlichkeit ist in dem Grade arg, dafs selbst in Staatsgebäuden, wie auf der grofsen Treppe zum Vorsaal des JustizPallastes mit ellenlangen Buchstaben die *defense de faire des ordures ici* (Verbot diese Treppe nicht zu verunflätigen) angemalt steht. — Eben so ungefegt und noch viel unflätiger, als ich es ehemals fand, sind die Gasen durch andere *Ordures* der verworfensten Menschenklasen, die ihre Dienste, — nicht mehr anbieten, sondern selbst in den volkreichsten Gasen, sobald der Abend nur eintritt, sie mit Gewalt und in ganzen Haufen mit vereinten Kräften aufdringen, und griechischer als griechisch gekleidet, — ihre Reize dem Mond oder den Gasenlaternen entschleiern. Ueber diese Geschwüre der öffentlichen Sittlichkeit verschliest die Polizei, — oder vielmehr ihre im

Sold dieser Kreaturen stehenden Knechte — gefällig die Augen.

Ein Uebel in Paris, wie in den meisten grosen Städten, wogegen sich die laute Klage umsonst erhebt, und die Polizei vergeblich befiehlt, ist das schnelle Fahren. Es ist kaum glaublich, wie viel Opfer dieses schändlichen Unfugs jährlich in Paris fallen. Fast nur durch ein Wunder entgeht man besonders Abends und Nachts der Gefahr an den Ecken und Queergasen gerädert zu werden. Prompte, selbst despotisch geübte Justiz an dem Kutscher und nach den Umständen an dem Herrn im Wagen selbst wäre an ihrem Plaz. Aber die Kutscher der Fürsten und der öffentlichen Beamten geben darin das schlimmste Beispiel. Auch in Paris beruft man sich auf das tobende Fahren der Kutscher der Minister und selbst des ersten Konsuls. Vielleicht mag dies die Ursache seyn, um dem Aufenthalt des pfeilschnellfahrenden Konsuls und den dabei möglichen Unglüksfällen vorzubeugen, warum alle Gasen, welche zu dem Schauspielhause führen, wo sich Bonaparte den Abend befindet, weit umher gesperrt sind, und die aufgestellten reitenden Jäger unter keinerley Vorwand einen Wagen durchlasen, bis der Konsul nach Hause gefahren ist. Diese gar zu humane Vorsicht, wenn es eine ist, brauchte man nicht einmal unter der königlichen Regierung, bei aller auch damals gutgeordneten Polizei, und bei allem Wagenrennen des Hofes. — — —

Dieses heillose Schnellfahren treiben zum Verderben der Fusgänger, alle seit einigen Jahren vierfach vermehrten eigenen Kutschen und Kabriolette, und die Miethkutschen — (*carosses de remises.*) Schlimm daran sind die armen geschlagenen und selbst

von der Polizei gedrükten Gaſsenkutscher (*fiacres.*) Die Ohnmacht ihrer ausgehungerten Roſse gestattet ihnen auch nicht einmal den Versuch ſchnell zu fahren. Tief demüthigt ſie dafür das Jagen ihrer vornehmen Kollegen auf dem Bok, und oft genug ist ihr Wagen und Geschirr das Opfer davon. Daher liegt die Kutscherrepublik in Paris beſtändig in offener Fehde mit einander. Die Herren-und Miethkutscher ſehen die armen demüthigen Fiacrekutscher tief unter ſich, toben und ſchimpfen, weil ſie durch ihr Langsamfahren und Halten ihnen den Weg verſperren. Diese wagen nicht ſich gegen jene zu erheben, üben aber dagegen ihre Rache bei aller Gelegenheit an den Kabrioletburschen, die ſie für nicht höher als ſich ſelbst achten, aber von ihnen eben ſo geneckt werden. Beide Theile vereinigen ſich in ihrem Haſs gegen die erſten, welche allein das Vorrecht haben, in die *portes cocheres* und Höfe einfahren zu dürfen, vor welchen die Miethkutscher halten müſsen. Die ganze Kutscherzunft endlich wüthet gegen die ſchwerfälligen handfeſten Kärrner und andere Fuhrleute, die die Gaſsen von Paris beklemmen, und ſich mit Peitschenhieben Recht verſchaffen. Ewiger Hader und Rangſtreit herrscht unter diesen niedern, hohen und höchsten Pferdebändigern in Paris.

Nichts ist übrigens bequemer für den Fuſsgänger als die Einrichtung mit den längs den vornehmsten Gaſsen, auf den Plätzen faſt aller Stadtquartiere haltenden Fiacres und Kabriolette. Da ist Zuflucht gegen Regen und Ermüdung. Für den geringen von der Polizei verordneten Preiſs von dreiſsig Sous fährt man den längsten Weg von einem Quartier in ein andres und in die Vorſtädte. Diese Kutschen, jezt viel bequemer und eleganter wie vordem; ſind de-

gradirte Herren- oder Miethwagen. Nur Pferde und Geschirr sind höchst elend. Ein Pariser Ortbeschreiber, ich glaube Mercier, nennt Paris die Hölle der Pferde, und so ist es wirklich. Mit einem Miethwagen vier oder sechs Meilen, in der grösten Sommerhize, in der Gegend von Paris zu machen, nachdem man schon in der Stadt einen halben Tag umherkutschirte, ist eine Kleinigkeit. Gejagt und gepeitscht ihr Lebenlang, sterben die armen Thiere endlich den Hungertod vor dem Fiacre. — — Doch genug vom PariserPolizei- und Gassenwesen.

Wir wollen in den Pallast des Tribunats (vordem *palais royal*) einkehren, wer weiss es nicht, dass er die Pariser kleine Welt ist — und auf immer der grosse Weltmarkt des Luxus und der Moden. Diese versteigen sich jezt in das höchste Alterthum der Kunst und der Geschichte. Egyptische Sphinxe sind an der Tagesordnung, egyptische Erde ist die Leibfarbe der Männer und Weiber; zu den alten Persern und zu den neuen Muselmännern schweifen sie hin, in der Form des Kopfputzes, der Schleier u. s. w. doch, der Mittelpunkt, darum die PariserModen sich drehen, ist — Griechenland und *à la grec* oder *à l'antique* die Losung unter diesen Arkaden. Allenthalben herrscht das griechische Kostum. In der That war nie eine französische Lais, von dem Genius des Geschmaks glüklicher inspirirt, wie die, welche diese weibliche Tracht erfand, und das allgemeine Gebot davon in die Welt sandte. Keine war jemals einer hohen schlanken Figur günstiger, keine verschleierte mehr einen leichten Fehler des Wuchses. Dieser edel einfache Haarputz, diese mässige Entblösung eines schönen Halses, eines runden Armes, dieser gefällige Schnitt und leichte Wurf des hoch-

geschürzten Gewandes. Aber nie ist eine Tracht auch so gemisbraucht, so ausgeartet als diese. Ich rede — mufs das Wort denn genennt seyn! — von der Nakthheit der jungen Weiber unsrer Zeit, und besonders der Pariserinnen. Dieser, den lezten Funken der Schaamhaftigkeit, den Ueberrest alles Sittlichen vollends vertilgenden wilden Mode, sollte der Gesezgeber alle nur erfinnlichen Mittel entgegenstellen; die Menschheit sollte vereint sich gegen diesen Misbrauch verbinden. Es gilt hier das Wohl einer Generation; und wer kann den Einfluss dieser Mode auf künftige Generationen durch die Schwächung der jetzigen berechnen! Allgemein ist die Klage der Aerzte, dafs diese unsern Klimaten unangemessne, leichte, durchsichtige Bedeckung des Körpers, diese völlige Entblösung seiner zartesten Theile, die Gesundheit untergrabt, das Mädchen für seine künftige Bestimmung, das Weib für seine jezige, schwächt und unfähig macht. Der leicht erfolgende Tod einer heftigen Erkältung ist gegen jenen Nachtheil das geringste Uebel. Unwirksam bleiben hierin noch alle Belehrungen, alle Geifsel der Satyre, alle Klagen an den Bahren der vielen Opfer dieser Mode. Das *Journal de Paris*, das sich von den hiesigen öffentlichen Blättern durch Aufsäze auszeichnet, die den scharfen Beobachter, den wohlwollenden Mann und den feinen Kopf verrathen, belehrt, spottet, klagt oft über diese Ausschweifungen. "Sie war", — sagt der Journalist in einem dieser Aufsätze — "einziges Kind, von ihren Verwandten angebetet, sechszehn Jahr alt, ohne schöne Gestalt; ausgezeichnet durch Geist und durch Talente, ihre Aeltern genieſsen öffentliche Achtung. Die glüklichste Zukunft öffnete sich ihr — sie ist gestorben, in das Grab gestürzt,

durch eine schleunige Brustkrankheit.« Da steht der schwarze Leichenwagen vor ihrer Thür — der Sarg wird herausgetragen — er fährt fort. Durch diese Gasse *Chabanois*, wo, wenn ich unter ihrem Fenster vorbeigieng, ich den melodischen Gesang der Verstorbenen hörte, hallt nun das dumpfe Getöse des Leichenwagens. Ihm folgt der Trauerzug derer, die dieses neue Opfer der griechischen Mode beweinen, dieser unglüklichen Gewohnheit, welche die Sittsamkeit selbst, bei Strafe lächerlich zu werden, zwingt, eine Tracht anzulegen, die sie misbilliget. Wie viel junge Weiber sind schon dadurch hingeopfert, wie viel andere noch dem Tode geweiht! Aber man muss sich der Gewohnheit unterwerfen: man muss zu sterben wissen, wenn es die Mode befiehlt. Die Klagen verhallen über diesen Gegenstand; sie anzustellen ist nur *Zeit*verlust."

Der Tribunats-Pallast, und sein neuer Garten ist kaum wieder zu erkennen. Das Basin mit dem Schlammwasser, das Wachhaus, die Trödler, Buden sind weggeräumt. Die Flamme hat den zu Orleans Bachanalien bestimmten unterirdischen Pavillon verzehrt, in welchem das Lyceum der Künste in den lezten Jahren unter Trommelschlag und Trompetenstoss Bürgerkronen auswarf. *) Mit Gras- und

*) S. Fragmente aus Paris im 4ten Jahr der fr. Republ. 1ster Th. S. 28. 2ter Th. S. 172. u. f. — Indem ich hier mein eigenes Werk anführe, fühle ich mich zu der Erklärung gedrungen, dass ich ein Unfreund aller Selbstcitationen, mich nur ungern, aber deswegen dazu entschliesse, um Wiederholungen zu vermeiden, und die Leser, welche es der Mühe werth finden, die Vergleichung der einen und anderen Darstellung verschiedener Zeiten — in Paris nachzuweisen. — Diese an meine Familie und an Freunde mit Auszügen meines Tagebuchs, geschriebenen

Blumenbeeten ist der Plaz belegt; diese sind zwar gegen den Anlauf mit zierlichen Gehegen umzogen, aber der kalkartige Staub kann dadurch nicht abgehalten werden, welcher Blumen und Gewächse ertikt. Statt der krüppelichten Kastanienpflanzung, auf welcher der Fluch zu ruhen schien, seitdem Orleans das von den Parisern noch immer bedauerte Wäldchen alter Kastanienbäume zerstören lies, sind junge Linden, der schönsten Art, gesezt und Orangebäume dazwischen gestellt. Aber auch ihr Wuchs, will aller Wartung ungeachtet noch nicht gedeien. Ein reinlicheres und hübscheres Publicum, aber kein uneigennüzigeres und sittsameres, als das vorige war, treffe ich in dem Garten und unter den Arkaden. Noch immer ist es der Tummelplaz der Gauner, Taschendiebe und Wucherer; noch immer verscheuchen die allzugriechisch drapirten Sirenen mit ihren feilgebotnen Reizen, die Klasse der anständigen Weiber. — Uebrigens wechseln täglich, oft stündlich noch immer die künstlich und mit Geschmak ausgestellten köstlichen Waaren des Luxus und der Mode unter den Arkaden. — Als ich den Pallast zuerst wieder betrat, glühete zwischen den Kolonnaden des Eingangs, eine Schmiedeesse, sprühten Funken und Schlaken, donnerten die Schläge der Cyklopen-Keulen auf dem Ambos mir entgegen. Wahrscheinlich ist diese Schmiede nur zu dem jezigen Bau des Vor-

Briefe, die ich, in etwas veränderter Form, dem Publicum übergebe, sind zugleich als ein fortgesextes und erweitertes Gemälde von Paris vom innern Frankreich anzusehen. Das mag diese und die künftig noch oft vorkommende Aufzählung meiner Fragmente entschuldigen.

dertheils des Tribunatspallastes hier angelegt: auffallend und sonderbar wäre sonst der Einfall, wie der Kontrast, diese Vulkanshöhle mit ihrem schwarzen Apparat mitten in diesen Ausstellungsort aller zarten und nur erdenklichsten Waaren des feinsten Geschmaks und des reichsten Aufwandes zu verlegen. — Blendend sind die Arkaden, in der üppigen Abendbeleuchtung mit Argant'schen Lampen. Argant ist, als Erfinder einer Beleuchtungsart, ein wahrer Wohlthäter der Pariser Welt; man sollte ihm doch die Bürgerkrone nicht versagen, deren manche auf einen minder verdienten Scheitel fällt. Seine Lampenglorien umstralen alles in Paris; sie beleuchten Mode und Putzbuden, Schauspielhäuser und Bühnen, Tanz- Musik- Speise- und Kaffeesäle, Lyceen, Museen, Gesellschaftszimmer. Jeder erleuchtete Ort und Mensch in Paris ist es auf Argant'sche Art. Nirgend sieht man Wachskerzen oder Lichter. Schöner aber und heller ist auch keine Beleuchtung, als durch diese reinen und starken Flammen, die ihr weisses Licht bis in die innersten Winkel der Waarenhallen werfen, in den öffentlichen Sälen den Glanz des Putzes und der Schönheit erhöhen und ihre Stralen allenthalben in den Spiegelwänden vervielfachen. Keine Beleuchtungsart ist ausser den mit Wachskerzen auch deswegen vortheilhafter, weil, bei dem bekannten chemischen Mechanismus dieser Lampen, die Flammen ihrer Stärke ungeachtet, nicht schwärzen und dünsten; aber auch keine ist kostbarer da, wo das gute Oel nicht einheimisch ist: denn nur das beste Oel leistet, was man auch sagen mag, diesen lezteren Vortheil ganz.

Einer der interessantesten Gegenstände im Umkreise des Tribunatspallastes ist das Kaffeehaus

der Blinden (*Caffée des aveugles*). So proclamirt die Neugierlokende Ueberschrift den Namen eines Salons unter den Arkaden, in welchem alle Abend sechs Zöglinge aus dem Institut für Blinde des bekannten Haüy ein Instrumentalkonzert geben, und dafür von dem Eigenthümer des Saals ein Gehalt ziehen. Es ist nicht etwa eine herumziehende alltägliche Spielerbande: man darf diese interressanten Unglüklichen Virtuosen auf ihren Instrumenten nennen. — Mit Bewunderungswürdiger Zartheit und Präcision tragen sie die grosen auswendig gelernten Kompositionen vor. Die Erfahrung lehrt, dafs die Blinden vorzügliches musikalisches Talent haben. Ihr Gefühl ist durch den Verlust des äufsern Sinnes geschärfter, und sein Ausdruk zarter und eindringender.

Eine musikalische Unterhaltung gröberer Art findet man den gröfsten Theil des Tages nicht weit davon in einem Keller (*Caffée du caveau*). Es ist ein Kaffee-Bier und Weinsaal unter der Erde, phantastisch als Felsenhöle und Laube decorirt, aus welchen ein rauschendes Konzert, wie aus Wohnungen der Untergötter, tief aus der Erde hervortönt. Hier versammlet sich vorzugsweise die Klafse der Biertrinker. Die Stikluft in diesem mit animalischen Dünsten und Knoblauchsgeruch angefüllten, jedem Luftzuge verschlofsenen Keller, und der betäubende Lärm der Mufik darin, trieb mich zurük, als ich den Versuch machte zu den Unterirdischen hinabzusteigen. Ein Mensch, der mich schon in dem Keller ins Auge zu fafsen schien, folgte mir in die Gallerie auf dem Fufse "*Ah*, rief er, *mon cher, est il possible? vous revois-je enfin! comme on se rencontre à Paris!*" (Ei, Lieber! ist es möglich! sehe ich Sie end-

lich wieder! Wie man doch in Paris einander trift!) und seine ausgebreiteten Arme droheten mich zu umfangen. — *Arrêtez!* fuhr ich den ehrlichen Mann ziemlich deutsch an, und machte einen Schritt rükwärts, *je ne vous connois pas, Monsieur!* (Halt Herr! ich kenne Sie nicht!) "*Comment?*" fuhr er fort, *vous n'êtes donc pas le cidevant receveur général — —*" (Wie? sind Sie denn nicht der vormalige General Einnehmer — — ich verstand den Namen nicht) *Non!* — „*Grand Dieu, quelle ressemblance.* (mein Gott welche Aehnlichkeit!). Ich beg ab. Solche Taschenkünstler, denn das war der unbekannte Freund nach seiner ganzen Form, treiben vornehmlich in diesem Bezirk ihre Alltagskünste, um fremde Neulinge in Paris zu überraschen und zu prellen. Um ihm auszuweichen war ich in eine sogenannte Allée oder Durchgang nach der Strafse hineingegangen, glaubte hier in Roberts Restaurationshause zu seyn, und flieg die Treppe hinan. Ich hatte die rechte Thür verfehlt, stand vor einem offnen mir unbekannten Vorsaal, und wollte wieder zurük, als man mir nachrief: wen ich suche? die Restauration. "Hier sind die Spielsäle", (*salles de jeu*) sagte ein Mann an der Saalthür. Das Begegnifs war mir recht; die Merkwürdigkeit dieser Gaunerhölen in Paris hatte ich noch nicht gesehen; ich trat hinein. Der Aufwärter im Vorzimmer forderte mir höflich meinen Stok ab. "Warum das? — " Es ist die Ordnung so, sagte er, dafs man hier Stok und Waffen ablegt. Schon in dem Vorzimmer safsen zwei Aufwärter, die auf ihren Knien Karten umschlugen. — Eine Reihe von Spielsälen war vor mir. Das honette Billard ist in ein Seitenzimmer verwiesen, damit sein Geräusch die Stille der höhern Spielsphäre nicht störe. Eine

Roulette-Tafel ſtand im nächsten, ein Pharaotisch im folgenden Saal. Alle waren ſchlecht beleuchtet, ſchlecht meublirt, Schmuz hatte die Wanddekorationen überzogen. — Ich ſah noch keinen Menſchen, hörte nur meinen eigenen Fuſstrit. Horchend trat ich an eine vorgeſchobene Thür. Im klagenden Molton ſchallte leise heraus: — *Meſsieurs — faites vos jeux — je fais — il n'y en a plus.* Diese eintönig in kurzen Absäzen mehr gesungnen als ausgesprochnen Worte, ſind die Losung, womit der Bankier, ehe er die Karte umſchlägt, zur Ordnung ruft. In einer Viertelstunde hört man ſie wohl zwanzigmal. Ich werde diesen unerträglichen Gesang des lungenſüchtigen Spielers noch lange hören. — Ich faſste Muth; stieſs die Thür auf. Ein langer bedekter Tisch ſtand in dem ſchmalen Saal. Gleich Zauberzeichen, waren auf der grünen Fläche, rothe Linien, Quadrate, Cirkel gezogen. Man ſpielte *Rouge et Noir.* Umher ſaſsen dreiſsig Spieler, die Pointirkarte in der Hand, die Augen ſtarr auf die des Bankiers gerichtet. Vor ihm und ſeinen gegenüber ſizenden Croupiers ſtand eine Gruppe offner Gefäſse mit Gold und Silber: Louisd'or in Rollen, groſse und kleine Thaler lagen in langen Schweifen geordnet in der Mitte. Vier andre Spielgehilfen waren an den Tisch, mit kleinern Gold- und Silberhaufen vor ſich, vertheilt. Jeder von ihnen hielt eine lange Harke zum Einſcharren des gewonnenen Geldes. Schenswerth iſt der Harpyengrif dieſer Menſchen, wenn ſie das ausgeſezte Geld in ihren Abgrund zielen; der Wurf, um den Gewinnenden die Thaler weithin zuzuſchleudern. Dann dieſe verzogenen Gaunerphysiognomien, der leidenſchaftliche Kampf in den Gesichtern der Verlierer, unter welchen arme

Wasserträger und Tagelöhner waren, die den grosen Thaler, wovon Weib und Kinder zwei Tage leben konnten, der Spielwuth opferten. Hier ist für den Maler Raum zu Beobachtungen des Ausdruks, der verderblichsten aller Leidenschaften — — Eine Räuberbande hatte im vorigen Winter den Anschlag gemacht, einen solchen Spielsaal mit Sturm zu erobern. Der Plan dazu war die Wiederholung einer Höllenmaschine im kleinen. Während die Gesellschaft im Spiel vertieft sas, legte einer der Verschwornen eine mit Pulver gefüllte Bombe in den Ofen, und schlich davon. Krachend erfolgte die Explosion, sprengte den Ofen, zerschmetterte Fenster und Spiegel, warf die Stühle um, das Gold auf dem Tisch durcheinander. Nur der Spielregent verlohr den Kopf nicht. Er zog zwei geladene Pistolen, legte sich mit dem Leib über seine Geldhaufen und drohete unter gräslichem Fluchen, jeden der sich nähern würde, niederzuschiessen. Diese Entschlossenheit zerstörte den Plan der wahrscheinlich unter den Spielgästen selbst verkappten Räuber, die den allgemeinen Tumult zum Plündern benuzen wollten.

6.

Paris.

Ich habe sie gesehen, und oft schon wiedergesehen, die Meisterwerke griechischer Kunst, Italiens Tribut, und mich jezt an diesen Anblik in Paris gewöhnt. Die Erinnerungen an den klafsischen Boden, auf welchem ich sie einst sah, begleiteten mich in ihrer vollen Stärke, als ich, in einer unruhigen Spannung, das Museum der Antiken zum erstenmal betrat. Es war an einem Tage, da der Eingang dem Publikum nicht offen ist. Der Aufseher lies mich herein, als ich ihm meine FremdenKarte zeigte. Langsam, ohne vor einer der Statuen zu verweilen, durchgieng ich die Säle, suchte schüchtern umher nach dem Erhabensten dieser Kunstwerke. Durch das weite Thürgewölbe eines grofsen Seitensaal's — erblickte ich nun — Ihn Selbst, Apollo von Bellvedere! Unwillkührlich trat ich zurük, wandte mich ab. War es die abstrahlende Hoheit des Gottes; oder was sonst? — ..... Genug! ich habe mich nun an dieses Wiedersehen gewöhnt, und schwelge seitdem in seinem vollen Genufs.

Unbillig wäre die Forderung, dafs eine grofse Sammlung von nahe an zwei hundert antiken Statuen und Büsten ganz so aufgestellt seyn sollte, dafs jedes einzelne Stük in der vortheilhaftesten und ihm gehörigen Beleuchtung erschiene. Das war bei weitem nicht der Fall selbst in Rom, und vielleicht weniger noch als hier. Dort aber verzieh man es eher, in Hinsicht des Totaleindruks, den diese Kunstwerke in Rom machten, wo sie umgeben waren mit ihnen nahe verwandten Gegenständen der Natur, der Kunst, des Alterthums; wo sie dem milden

Himmel der klassischen Erde angehörten. Dieser Eindruk fällt in Paris weg, und durch keinen Aufwand von Kosten, bei der Aufstellung, läßt sich dieser Zauber erkünsteln. — Apoll steht hier, besser beleuchtet, als in dem lichten Hofe des Bellvedere im Vatikan; wenn nehmlich Nachmittags die Sonnenstralen nicht auf die Saalfenster fallen. Man hat die unterste Scheibenreihe des am nächsten grofsen und hohen Fensters bedekt, um so viel möglich das Licht von oben her auf ihn zu leiten. Die ganze Schönheit des Gottes zeigt sich am besten, von dem Standpunkt, rechts an dem Eingang des Musensaals. Hier ist die Wirkung des über den schönen Formen seitwärts herstreifenden Lichts am vortheilhaftesten. Die Gruppe Laokoon's hingegen ist zu sehr von der Seite beleuchtet. Ein Theil des schönen Unterleibes und der Seite, ist durch die starken Schlagschatten, die von der Figur des Sohns zu seiner Rechten abstreifen, verdunkelt. Das Lokale selbst hindert bei diesem wie bei vielen andern Statuen die gute Beleuchtung. Nur in Sälen, welche kein andres Licht als von oben her erhielten, würde dieser Zwek allein erreichet, und alle Schwierigkeiten gehoben werden können. Am vortheilhaftesten stehen die Statuen an den schmalen Seiten der Säle, und einige neben den breiten Fenstern in den Geschofsen selbst: denn sie sind hier von der Seite und zum Theil von oben beleuchtet. Die Reihen an den geschlofsnen Wänden, den Fenstern stehen nicht so glüklich In der breiten Lichtmasse. Fast ganz unsichtbar stehen an den schmalen Zwischenwänden der Fenster die Statuen: nur in einigen Stunden des Tages empfangen sie einiges Licht durch die von dem Fufsboden zurükprallenden Sonnenstralen, und der Zuschau-

er wird dann durch die Fenster von beiden Seiten geblendet.

Sechs einfach dekorirte Säle im untersten Stok des NationalPallastes der Wissenschaften und Künste sind mit diesen Antiken besezt. Die alten Plafonds von Romanelli, welche man in einigen Sälen gelassen hat, schaden den Kunstgegenständen: die Einheit wird gestört, und das Auge durch die bunten Farben, und Vergoldungen der Decke abgelenkt. Die Fufsgestelle mehrerer Statuen sind von Marmor; andre sind nur marmorirt, und die Wände bis zur Hälfte ihrer Höhe, wie Porphyr gemalt, um die daran gestellten Statuen hervorzuheben. Ueber jedem gewölbten oder von Marmorsäulen unterstüzten offnen Durchgang von einem Saal zum andern, steht sein von den Hauptstatuen hergenommner Name, *Salle de Saisons*, von Flora, Ceres, den Feuren u. a. so genannt. *Salle des hommes illustres. Salle des Romains.* In beiden, Philosophen, Dichter, Staatsmänner, Imperatoren, auch Göttersöhne, Musen. *Salle de Laocoon* und *Salle de l'Apollon*; Götter, Helden und Göttinnen. Die beiden Hauptstatuen Laokoon's Gruppe und der pytische Apoll stehen hier oben an, in Wandblenden, und sind, gegen die alles betastenden Hände, durch ein hölzernes Gehege geschüzt. Apollo ist auf eine Erhöhung von alter mosaischer Arbeit gestellt, an den Stufen zu ihm liegen zwei schöne Sphinxe von rothem orientalischem Granit. Der kleinste, aber am besten beleuchtete dieser Säle, ist der Musensaal mit Apollo Musagetes, dem Musenchor und einigen Hermen von Philosophen und Dichtern. Bei weitem die gröfsre Zahl dieser Antiken, Statuen und Büsten, Basreliefs, Altäre u. s. w. sind Beuten aus Rom; die andern

aus Venedig, und aus königlichen Schlössern in Frankreich, besonders aber aus Richelieu's Pallast. Noch mehrere werden erwartet, und wie man sagt auch die reiche Sammlung aus der Villa Albani in Rom. Der König von Neapel fand, als er dort einzog, sie von den Franzosen eingepakt. Aus dem zweideutigen Recht des Eroberers erklärte er die Kunstwerke als gute Prise, für sein Eigenthum, und liess sie nach Neapel bringen. In dem Frieden mit der französischen Republik soll ein Separatartikel ihn zur Herausgabe der Sammlung — nicht an ihren vorigen Eigenthümer, sondern an die französische Republik — verpflichten.

Die Pariser besehen die eroberten Kunstschätze haufenweise; die Säle sind an den öffentlichen Tagen gedrängt voll, und die Statuen stehen dann hinter einem Nebel von aufsteigendem Staub. An den für die Künstler bestimmten Tagen, erwartete ich mehr Zeichner hier zu finden: aber, der Sinn für die hohe Schönheit der Antiken, ist noch nicht allgemein gefasst, und die neuere französische Schule, welche zu diesem Studium zurükkehrt, noch nicht zahlreich.

Das Gemälde Museum ist jezt um ein Drittheil der Gallerie des Louvres, erweitert, aber die innere Einrichtung noch eben so mangelhaft, als sie war: denn schlechter ist keine Beleuchtung von Gemälden denkbar, als diese.*) In dem schönen Vorsaal der Gallerie (*le grand Sallon du Musée*) der sein schönes Licht durch ein Glasdach empfängt, sind mit der berühmten Hochzeit zu Kana von Paul Veronese, mehrere neugereinigte Gemälde aus Italien ausgestellt, und noch immer wird von dem

*) Fragmente aus Paris. II. 135.

Plan auch die Gallerie durch das geöffnete Dach von oben herein zu beleuchten, wenigstens gesprochen. Der Verfall der Finanzen will die Ausgabe noch nicht gestatten. — In Nebensachen, ist die Aufstellung der Gemälde verbeſsert. Die vielen kleinen Kunstsachen und Bildschnitzerarbeiten ſind, bis auf einige noch, entfernt; und die Spiegelgläser von den niederländischen Gemälden wieder abgenommen. *) Die Reinigung der Gemälde geschieht mit grofser Vorſicht. — Ueberhaupt versöhne ich mich mit der Verſezung der Gemälde aus Italien nach Paris täglich mehr, wegen dieser Sorgsamkeit, womit ſie hier behandelt werden; wegen des durch den erleichterten Zugang beförderten Studiums der Künstler und der Kunstliebhaber, und des eben dadurch immermehr gebildeten Geschmaks des Publikums, das dem Muſeum an den öffentlichen Tagen zuſtrömt. Die treflichen Gemälde wurden in den Kirchen und Klöſtern Italiens ſehr vernachläſsigt. Unwiſsende Mönche nagelten bei Aufstellung ihrer festlichen Tabernakeldekoration auf dem Hochaltar, die Decken und Gewänder an den Blindrahmen der darübergespannten Gemälde fest. Die Gemälde wurden durch den Dampf der Lampen, durch das tägliche Räuchern in den Kirchen geschwärzt und verdorben. In einem ſolchen Zustand ſah ich die Verklärung Raphaels in dem Nebensaal der Gallerie, wo die Gemälde gereinigt werden. Nur die grofse Maſse der Komposition ist davon noch ſichtbar: die zarten Umriſse, das warme Kolorit, die ſanftern Tinten ſind wie von einem Flor gedekt, hinter dem ſchwärzlichen Ueberzug von Schmutz fast ganz verschwunden. Alle diese Gefahren laufen die herrlichen Kunstwerke nun nicht mehr.

*) Fragmente II. 185. 191.

Mit vieler Liberalität und Aufmerksamkeit unterstützt die Direction des Museums das Studium der Gemälde allen Künstlern und Kunstfreunden. In sechs ihnen und den Fremden zum ungehinderten Eingang bestimmten Tagen jeder Dekade, wird ihnen von den Aufwärtern alle Hilfe zum Kopiren geleistet. Vermittelst Staffeleien von verschiedner Form und Höhe, erreichen sie die hochhängenden Gemälde, da das Abnehmen nicht möglich ist. Nur wird bei dieser Nothhilfe, den Künstlern die eigne Beleuchtung des Originals benommen, und sie müssen sich mit dem schlechten Licht, worin sie einmal alle hängen, begnügen. Das Studium der Malerei ist unter dem schönen Geschlecht in Paris allgemein. Man findet in der Gallerie immer viele kopirende Künstlerinnen.

Zur Uebersicht des grossen Reichthums des Gemäldevorraths in Paris fasse ich nur die Summen zusammen, wie sie in dem Bericht des Ministers des Innern officiel angegeben werden, und das über die schon ausgetheilten Gemälde gedrukte Verzeichniss sie nennt. Dreizehnhundert und neunzig Gemälde enthält das Museum aus den Schulen Italiens, der Niederlande und Deutschlands: zwei hundert und siebenzig aus der ältern, und über tausend aus der neuern französischen Schule. Es besizt ferner eine Sammlung von zwanzig tausend Handzeichnungen; dreissigtausend Kupferstiche, und viertausend gestochne Kupferplatten. Jene tausend Gemälde der neuern französischen Schule, sind dem Museum von Versailles, zum Ersatz für die aus dem königlichen Schloss, und aus andern Schlössern des Departements nach Paris gebrachten Kunstwerke, überlassen. In dem Magazin des Louvres stehen noch mehr als

sechshundert Gemälde aus allen Schulen. — Von allen diesen sind in der Louvregallerie etwa tausend und fünfzig neu gereinigte, und in reich verzierte Rahmen gefaſste Stüke aufgestellt. Die Sammlung aus der alten einheimischen Schule beträgt hundert fünfzig Gemälde. Mehr als vierfach stärker sind die flamändischen, holländische und deutsche Schulen. Unter fünfhundert vier und neunzig Stüken, sind hier neun Berghem, ein und zwanzig van Dyk, zwölf Holbein, sechs Pottei, neunzehn Rembrandt, zwei und sechszig Rubens, fünfzehn Tenniers, neunzehn Wouvermanns u. s. w. Von den italienischen Schulen fand ich bis jezt nur die Lombardische und die Bolognesische, zusammen dreihundert und fünf Gemälde, aufgestellt. Darunter sind sechs und zwanzig von Albano, vierzig von Caracci, acht von Correggio, siebenzehn von Domenichero, ein und dreisig von Guido, fünf und dreisig von Guercino; — und nur etwa fünfzig Gemälde von der Hand grosser Römer, Florentiner und Venetianer. Die übrigen stehen noch ungereinigt und uneingefaſst, in dem Magazin hinter diesen. — Doch, ich zähle nicht weiter.

Der seit zwei Jahren eingerichtete prächtige Saal, *la gallerie d'Apollon* genannt, enthält eine Auswahl der Sammlung von Handzeichnungen, Guache-Pastell-Email- und Miniatur Gemälden, von etwa vierhundert Stüken. Die Beleuchtung des grösten Theils dieses reich dekorirten Saals ist vortheilhafter, wie die der Gemälde-Gallerie. Das Licht fällt nur von einer Seite her. Die Ansicht vieler Zeichnungen an den breiten Zwischenwänden der Fenster hingegen geht verlohren. Das mir unter allen interessanteste Stük, dieser Sammlung, vor welchem ich oft Stunden lang verweile, ist ein grosser Rahm, mit fünf

und fünfzig gefafsten, treflichen Emailgemälden, von dem grofsen Emailmaler Petitot, der 1691 ſtarb. Es ſind Bildniſse berühmter Personen aus Ludwig des vierzehnten Regierung. Ein redender Karakter bezeichnet die Aehnlichkeit dieser vortreflich gemalten und erhaltenen Gemälde - Kommentare zu der Geschichte jener Zeit.

Zwischen diesen in dem Pallast der Künste angehäuften Schätzen der Skulptur und Malerei, kann ich mich des fchrekenden Gedankens der Gefahr nicht erwehren, der ſie alle in einem unglüklichen Augenblik der Sorglosigkeit eines der vielen Bewohner des Louvregebäudes, bloſs geſtellt ſeyn würden! Schon einmal ward durch Unvorsichtigkeit ein Theil dieses Gebäudes, eben diese Apollo-Gallerie ein Raub der Flammen. Das ganze Erdgeschoſs und einige Theile des Stockwerks unter dem GemäldeSaal, ſind eingerichtete Haushaltungen von Künstlern und Gelehrten, mit Feuerheerden, Zimmer-Kaminen, Ofen, angefüllt. Der Gedanke eines Brandes in diesem Gebäude! Es ist nicht Frankreichs Eigenthum allein, ſeine Kunstschätze gehören der Welt. Wahrlich, man ſollte eilen, den Bewohnern des Louvres andre Häuser anzuweisen, damit dieser Pallast den Künsten und Wiſsenschaften und ihren Werken ganz gehörte. *) — Ueberhaupt ist das Louvre zu Wohnungen nicht geeignet. Einzelne Theile ſind von den Künstlern und Gelehrten, welche darinn ſeit langer Zeit haushalten, bewohnbar gemacht. Der gröste Theil des Hauptstoks, gleicht in ſeinem Innern, und gerade da, wo Zimmer eingerichtet ſind, mehr dem Aufenthalt einer wilden Horde, als der

*) Einige Monate nach dem ich dies ſchrieb, ward dieser Wunsch erfüllt. Ich werde darauf zurükkommen.

Wohnung von Künstlern. Ohne Schauder, kann ich die enge, hohe, stokfinstre Wendeltreppe nicht hinan steigen, welche unter dem Hauptflügel, zu diesen abscheulichen Wohnungen führt. Die sich Begegnenden müfsen, wie in der dunkeln Höhle von Pasileppo bei Neapel, einander zurufen: ich rechts, Sie links! damit man sich nicht hinabstürzt. Keine Beschreibung erreicht die Scheufslichkeit des Hauptgangs hinter den Zimmern selbst. Ich kann, so oft ich ihn auch betrete, um Künstler zu besuchen, nicht eigentlich sagen, dafs ich ihn kenne, und mich darin orientirt habe. Er ist schwarz, finster, winklicht und verbaut; man mufs, in dieser Katakomben-Nacht, den Stok vor sich ausstreken, um nicht gegen eine Wand, einen Pfeiler, einen Verschlag anzurennen. Offne Laternen, deren unflätige Ausströmungen den Gang besudeln, sind vor den Thüren der Werkstätte der Maler. Der Fufsboden ist ein Kloak, bedekt mit Koth und Auswurf, die Luft in dem Korridor ist verpestet.

Täglich hause ich mehrere Stunden im Louvre bei meinen Freunden und Bekannten unter den Künstlern und bei ihren Meisterwerken. Mehreremale sah ich das grofse Gemälde die Sabinerinnen von David. Die Ausstellung dauert schon achtzehn Monat. Die Bezahlung des Zutritts mit 36 Sous hat dem Künstler bittern Spott, ungerechter Tadel — aber auch vierzigtausend Livres eingebracht. Noch jezt trift man immer viele Beschauer in dem Saal. — Den Eindruk, den ich von David's Gemälde, und von diesen erwartete, hat es nicht auf mich gemacht Die einzelnen Figuren und Gruppen, dieses grofsen oft genug beschriebenen Gemäldes sind trefflich gedacht, gezeichnet, ausgeführt, aber es sind, —

sie kann mich nicht anders ausdrüken — vereinzelte Figuren, isolirte Gruppen. Es fehlt die Zusammenwirkung, die Harmonie in dem Ganzen und zu einem Ganzen. Es scheinen gleichsam zusammengestellte Fragmente zu seyn, wovon jedes für sich sein relativ hohes Verdienst, sein gesondertes Interesse hat. Die Figur des den Wurfspies schwingenden Romulus steht steif und steinern da; der gezwungen hinterwärts am Arm hängende Schild, eine grosse runde Scheibe, springt in der Mitte des Bildes unangenehm auffallend hervor. Die Figur des Sabiner-Königs Tatius, ist im Abstich gegen den edlen Römer, von der gemeinsten Natur. Idealisch schön sind die Weiber mit ihren Kindern. Am wenigsten sich ist mir darunter Hersilie, Romulus Weib, eine der Hauptfiguren in ihrer gespreizten Stellung. Desto schönern Formen haben die übrigen jungen Weiber, voll Geist und Wahrheit des Ausdruks. Sie legen ihre Sprösslinge den Kriegern zu Füssen, halten sie den grausamen Spiessen entgegen. Der Anblik fällt die Waffen, beugt den Stolz, — endigt den Kampf. Der Knabe, welcher Romulus Pferd führt, der Anführer auf dem hölzen Pferd u. a. sind sehr schön. Grosses Leben und Bewegung ist in dem ganzen Bild. Eine Lichtmasse beleuchtet fast blendend die Scene. Das Kolorit ist etwas eintönig, grau, und kalt. Nach meiner Empfindung steht die grose einfache Komposition und das treffliche Kolorit von David's Brutus*) und die Horazier weit über diesem Gemälde.

In der Werkstatt des Künstlers sah ich das Bildniss von Bonaparte, schon so berühmt ohne noch öffentlich aufgestellt zu seyn. Das historische Interesse der Darstellung ist so gross, als die Ausführung

*) Fragmente II. 222.

vortreflich. Der Künstler hat die erstere idealisirt, und sein Bild durch einen dichterischen Zug gehoben. Der Held sprengt die Höhe des Bernhards hinan. Wilde Natur ist um ihn her, einsam erstarrte Felsen mit Schnee bedekt, tiefe Schluchte, die Gegend scheint von Schneegestöber umnebelt, und wie von einem aus der diken Luft hervorbrechenden Strahl ist er allein mit seinem schnaubenden Ros hell beleuchtet. — Vom Sporn getroffen bebt sich das Pferd; es scheint mit einem Sprunge eine hohe Felsstufe erreichen zu wollen; alle seine Muskeln arbeiten, seine Mähne fliegt. — Ruhig sizt Bonaparte, deutet mit der Rechten hinauf nach dem höchsten Berggipfel — und über die Höhen der Erde hinaus, nach der Sternenbahn seines Ruhms. — Im Mittelgrunde ziehen einige Soldaten Kanonen. — Hinter ihm herauf stürmt ein Orkan; der den Schweif des Pferdes wirft, in den Kleidern wühlt, ihm das Haar ins Gesicht treibt, und die Hälfte des um den Unterleib gewikelten Mantels in die Höhe wirbelt. Einem Flügel ähnlich, schwebt die Masse seines breiten Zipfels über dem Kopf des Pferdes. „Sein Glük und der Sieg, sagte David, tragen ihn auf Flügeln empor." — Alles ist kraftvolles Leben an dieser Gruppe; unbesiegter Muth, allen Gefahren und Hindernissen trozende Kühnheit der Karakter des Mannes. — An drei unter den gehobnen Vorderfüssen des Pferdes liegenden Felsblöken sind die Namen der drei Helden, welche an der Spize ihrer Heere die Alpenhöhen erstiegen, Hannibal, Karolus Magnus — Bonaparte, eingegraben. An dem Brustriem des Pferdes steht: David pinxit an: 9. David hat zwei dieser Bildnisse gemalt. Das eine für den ersten Konsul, das andre für den König von Spanien, der es durch sei-

nen Ambaſsadeur Marquis de Musquiz bestellen lies. Die Komposition von beiden ist dieselbe; nur die Farbe des Pferdes und des Mantels, und die Haltung des Grundes sind verschieden. Auf dem einen Gemälde ist das Pferd schekig weiſs, der Mantel gelb; auf dem andern ist das Pferd braun, der Mantel dunkelroth. — Den Kopf mögte ich mehr idealisirt als ähnlich nennen. „Auf jenem Gemälde," sagte David, „wollte ich den Heros, auf diesem, den Menschen darstellen." Sanft gemilderter Ernst ist der Ausdruk dieses jugendlichen Kopfes Bonaparte gefiel sich selbst, in diesem lezten Bilde, als er es sah: „Sagt was ihr wollt," sagte er, „ich sehe doch noch leidlich genug aus (*je suis encore assez joli garçon*), daſs mir dieser Kopf ähnlich seyn kann" — Beim ersten Anblik der Gemälde fällt die Anhäufung vieler abstechenden Farben in der bunten Dekoration der Hauptfigur etwas grell auf; das Auge muſs sich erst daran gewöhnen. David hat dabei mit groſsen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, weil er Bonaparte in der Generalsuniform malen muſste. Der reichgestikte dunkelblaue Rok, die weiſse hellblau durchwirkte mit goldnen Troddeln besezte Schärpe, der stark galonnirte Hut, die gelben ledernen Handschuhe und Pantalons, die Stiefel, der Säbel mit dem reichen Gehänge; dann ein gelber Mantel, die blaue Pferdedecke und Gurte zu dem weiſsen Pferde; ein rother Mantel, Decke und Gurt zu dem braunen Pferde. Alle diese Farben in Harmonie zu bringen, war eine schwere Aufgabe. — Dem Augenmaſs nach, sind die Gemälde etwa neun Fuſs hoch. Sie werden künftig öffentlich ausgestellt werden. *)

*) Das geschah zwei Monate nachher, bei der republikanischen Neujahrsfeier, in eben den Sälen, in welchen das Gemälde der Sabinerinnen stand.

Ich habe bei David einige interessante Stunden zugebracht. Er lebt mit seinen glühenden Ideen nur in den Zeiten und Regionen der Griechen und Römer; nur mit Vorstellungen aus der Geschichte des Alterthums wiegt und nährt sich seine fruchtbare Einbildungskraft; seinen Blik umschweben die Ideal-Gestalten Griechenlandes und seiner Heroen. — Die Aufopferung des Leonidas und der dreihundert Spartaner für das Vaterland, ist der Gegenstand eines Gemäldes, darüber er jezt brütet. Er wird dazu den grosen Moment wählen, wo die Helden den erhabnen Entschluss, für das Vaterland zu sterben gefasst haben, und dem Tode entgegen gehen. Nicht durch wildes lärmendes Gedränge, sagte er, nicht durch Schwingen der Schwerdter und Fahnen, will ich diesen Moment andeuten. Das ist der gemeine Ausdruk des erkünstelten Enthusiasmus unsrer Soldaten. Das grose ruhige Hingeben, der feste Wille, die durch tief empfundne Liebe zum Vaterlande eingehauchte heilige Begeisterung, welche die griechischen Helden beseelte, muss in meinem Bilde sichtbar seyn, hier soll eine Gruppe Krieger in die Felsenwand der Thermopylen die hohen Worte eingraben: — „Sage, Fremdling, den Lacedemoniern, dass ihren Gesezen getreu, wir hier gefallen sind. — Dort soll die übrige kleine Heldenschaar, ihrem Leonidas zum Tode folgen." In David's Kabinet, sah ich, längst erwünscht, die ausgeführte Zeichnung zu seinem schönen Gemälde, das den Tod Sokrates darstellt. Er selbst spricht mit besondrer Vorliebe von diesem Gemälde, und zeigte mir die Zeichnung mit der Selbstzufriedenheit eines Künstlers, der seines Ruhms gewiss ist. Das Bild ist eines der glüklichsten Kompositionen. Es stellt Sokrates, in der

lezten Unterredung mit seinen Freunden, über die Unsterblichkeit vor. Der grosse Sterbende sizt, mit einem leichten nur über die Beine geworfnen Gewande bedekt, auf einem Ruhebette. Mit einer mechanischen Bewegung greift er nach dem Giftbecher, den ein in Mantel gehüllter Sklave zitternd ihm reicht. Höhere Gedanken erfüllen ihn. Begeistert von seinem Gegenstand, hebt er mit Kraft und Würde die andre Hand zum Himmel, und blikt voll hoher Zuversicht auf seine Schüler, die am Obertheil des Bettes sitzen, und der Lehren ihres Meisters mit angestrengter Aufmerksamkeit, und Bewunderung horchen. Mit dem Ausdruk des Kummers, legt Kriton ihm die Hand aufs Knie, als wollte er ihn bitten, den Todeskelch noch nicht zu trinken. Im tiefen Nachdenken versunken sizt Platon abgekehrt zu den Füfsen des Bettes. „Ob er da war, oder nicht, sagte David, gilt mir gleich." Ich habe mir die Erlaubnifs genommen, ihn in diese gute Gesellschaft einzuführen. — Platon war nicht bei seinem sterbenden Freunde, hatte aber den Vorsatz hinzugehen. — Weniger, als in den meisten Gemälden dieses grofsen Künstlers, ist in diesem die strenge neue Nachahmung der Antike in den einzelnen Figuren sichtbar. David übertreibt fast diese Anhänglichkeit an die Formen der griechischen Bildnerkunst in seinen Gemälden. In diesem ist mehr freie, grofse, der Natur und Wahrheit getreue Erfindung des Künstlers selbst.

Zu den ersten französischen Künstlern im Louvre rechne ich Isabey, als Miniaturmahler, und als Zeichner in einer äufserst zarten und angenehmen Manier mit schwarzer und weifser Kreide. Ich kenne nichts Kraft- und Ausdruk-volleres, nichts schöneres, als seine grofsen Miniaturgemälde; und seine Zeichnun-

gen in der leztern Manier können in diesem Grade der Vollkommenheit einzig genannt werden. Meine warme Achtung für den bescheidnen, sehr liebenswürdigen Mann selbst, zieht mich oft in seine Wohnung; nur selten finde ich ihn zu Hause. Isabey ist Hausfreund in Malmaison, Bonaparte's Familie liebt ihn, der Konsul sieht ihn gern, und schlägt in den wenigen Augenbliken seiner Muse mit ihm Federball. Mehrere Tage der Dekade muss er in Malmaison wohnen. Für die Kunst ist das ein wesentlicher Verlust. — Isabey führt in seiner schönen Kreidemanier nicht allein Portraits, sondern selbst grosse historische Compositionen aus. Originell, höchst glüklich gedacht und ausgeführt ist des Künstlers eigenes Familiengemälde, eine Wasserfahrt. Hinter einem ausgespannten Segeltuch sizt er mit abgezogenem Rock, seine Frau und spielenden Kinder in einem Kahn fortrudernd. Ein unbeschreiblich fesselnder Reiz schwebt über diesem Bilde. Von Isabey's grosser Zeichnung der Parade spricht ganz Paris. Bonaparte ist darauf mit den berühmtesten französischen Heerführern, nach dem Leben höchst ähnlich dargestellt, und die Pferde sind von Vernet gezeichnet. Ich sah nur die Umrisse davon auf einem kleinen radirten Blatt. Das Gemälde ist nach Lyon geschikt, und dort jezt ausgestellt. Dann geht es nach Bordeaux, und wird, wie Isabey mir versprochen hat, auch nach Hamburg kommen, wenn der wahrscheinlich sehr nahe Friede mit England es nicht nach London bringt. Unter der grosen Menge von Bildnissen Bonaparte's werdet ihr, in wenig Monaten, das ähnlichste, nach Isabey's Zeichnung unter seinen Augen gestochen, sehen. Bonaparte steht auf diesem vier und zwanzig Zoll hohen Blatt

in seinem Hauskleide, der grünen Guidenuniform, auf der Terrasse seines Malmaison, in der ihm eignen Stellung, die eine Hand im Busen, die andere in der Roktasche. Nicht der alles ergreiffende und unternehmende Muth des kühnen Helden, sondern die stille, einfache Würde des Mannes, spricht aus diesem Bilde.

Bei Gerard, einem treflichen Portraitmaler im Louvre, sah ich das Lebensgrose Bildnis von Madame Bonaparte, in Oel eben vollendet. Eine edle griechische Figur, von stillem weiblichem Karakter und sehr ähnlich. Sie sizt auf einem roth sammtnen Sopha hingelehnt. Die einfach schöne Komposition macht grose Wirkung.

Ein denkender Künstler ist der Geschichtsmaler Taillasson im Louvre. In den höhern Geist der Kunst eingedrungen, entfernt von den Verkünstelungen der französischen Academie, führt er seine Gemälde mit Geist und Geschmak aus. Das bewiesen mir die in seiner Werkstatt ausgestellten Bilder, Olympias, Timoleon, Ptolemäus. Die Ansicht dieser treflichen Gemälde macht mir jedesmal neues Vergnügen; ich mus von der glüklichen Wahl der Gegenstände und ihrer Ausführung nur historisch, etwas sagen. — Alexanders Mutter, Olympias, sieht die Meuchelmörder hereinbrechen, welche Kassander, einer der um ihres Sohnes Reich kämpfenden Heerführer, um sie zu ermorden, sandte. Mit Hoheit in Blik und Stellung steht sie, deutet mit der Hand auf die Bildsäule ihres Sohns und entblöst mit der andern die Brust. Der Anblik schrekt die Mörder zurük; die Schwerder sinken. Die Nebenfiguren der um Olympias besorgten Weiber, entsprechen der Würde des grosen Gegenstandes. — Auf dem

zweiten Gemälde, ſeht ihr Timoleon, alt und blind, ſizend unter der Vorhalle eines Tempels von Syrakus, umgeben von Einwohnern, welche die landenden Fremdlinge zu ihrem Befreier vom Tyrannenjoch, zu ihrem Wohlthäter führen, und ihm huldigen. "Eure Rettung war das Werk der Götter" — ſagt Miene und Stellung des groſsen Greises. Er deutet mit der Hand zum Himmel auf, und weiset mit der andern die Gastfreunde und Bürger ſanft zurük. "Das ist, — ſagte der edle Künstler, den ich mit wahrer Achtung meinen Freund nenne, — "das ist Timoleon zu Malmaison. Wenn einst unser junge Held ausgeführt haben wird, was er für uns will und thut, dann ſtellt dieses Bild ihn, Frankreichs Timoleon, dar." — — Nach Aelian's Erzählung, pflegte einer der Ptolemäer ſich, während er in Würfeln ſpielte, Todesurtheile vorlesen zu laſſen, und ſie zu unterzeichnen. Berenice, — das ist der Moment des dritten Gemäldes — ſeine Gemalin, tritt mit einem der zerriſsenen Urtheile in der Hand, vor ihn an ſeinen Würfeltisch hin, hält es ihm entgegen: "So also, ſpielst du auch mit dem Leben der Menschen?" ſagt ſie. Der König erſchrikt; es war der Anfang ſeiner Beſserung. Taillaſon war mit der Arbeit an diesem Gemälde beschäftigt; es zeigt, wie die andern, die glükliche Wahl neuer und groſser Gegenstände ſeiner Kompositionen. Er ist zugleich ein guter Schriftsteller, und arbeitet jezt an einer Karakteristik berühmter Maler.

In Vernets Stelle, als MarinenMaler, ist Huë, ein als Landschafter, Seemaler, und Geschichtsmaler ſehr braver Künstler getreten. Daſs er von ſeines Vorgängers Geist beſeelt ſey, ſieht man an einigen treflichen Seeschlachten und Seehäfen, welche

ohne zu verlieren, neben Vernets berühmten Seehäfen im Pallast des MarineMinisters hängen. Seine historischen Kompositionen haben eine kühne Originalität. Ich sah zwei grosse Darstellungen eines im Schiffbruch verunglükten jungen Ehepaars von ihm, die mir das Haar sträubten. Die beiden Unglüklichen hatten sich mit ihrem Säugling auf einer einsamen Meeresklippe gerettet — um dort zu verschmachten. Das Kind unterlag zuerst. Das Weib ist in tödlicher Ohnmacht, über dem Körper ihres Kindes niedergesunken, auf dem Schoofs des Mannes, der in stummem Schmerz, über die Leichname seiner Geliebten weg, auf das schon beruhigte Meer hinaus starrt. Die Gruppe, mit der Wirkung des blafsen, kalten Mondscheins auf diese Scene der Nacht und des Schmerzens, ist unaussprechlich erschütternd. Der Künstler scheint geboren zu seyn, um Shakespears Scenen darzustellen, und Ossians Gemälde mit dem Pinsel zu erreichen.

Ich bin nicht gekommen, über den Zustand der Künste in Frankreich zu schreiben, und breche hier heute meine Künstler-Besuche im Louvre ab, mit dem bei meinem Freunde, dem Basrelief- und Kameenmaler Sauvage, von dessen Meisterhand Ihr, schon seit einigen Jahren, den Kopf Eures Freundes kennt. Ich sehe ihn oft, und finde jedesmal neue Arbeiten seines fleifsigen Pinsels vollendet. Er malt Kameen täuschend bis zum Wegnehmen von dem Tuch oder dem Marmor, worauf sie liegen, und Basreliefs wie in Marmor und Bronze, zum Betasten; er kopiert nicht allein, sondern erfindet selbst im wahren Geist der Antike. Die zarte Weichheit seiner Ausführung, und der Reitz kleiner durch seine Kunst mit Kameen dekorirter Arbeitstische gehört zu dem

Besten in dieser Gattung der Malerei, was ich kenne. Auf diese Art hat er einen Schreibtisch von des berühmten Tischler Jacob's Arbeit, für den reichen englischen Reisenden, Beckfort, dekorirt, der in seiner Werkstatt jezt fertig steht. Das Stük — ich will die Ueberladung mit kostbaren Verzierungen aller Art daran nicht loben — ist das höchste der Vollendung, an Holz- Bronz- Vergolder- und SchlosserArbeiten, bis in seine kleinsten Theile. Eine ganze Sammlung von auf Porcelan und auf edlen Steinen, nach Dihls neuer Erfindung, gemalter Kameen, antike Gruppen, Figuren und Köpfe hat Sauvage daran verfertigt, und sein zwanzigjähriger Sohn die kleinern Dekorationen von Arabesken, Blumengehängen, mit Vögeln u. dgl. überaus zart und lieblich gemalt. Beckfort zahlt für dieses KabinetsStük — zwanzigtausend Livres. Viel, für einen whim!

In diesen Tagen ist die vorhin erwähnte Gallerie von Marine-Gemälden in dem Hause des Seeministers eröffnet worden. Eine von allen Seiten merkwürdige Sammlung und selbst in der zwekmäfsig eingerichteten Aufstellung ein Muster. Die grofsen Fenster des schönen Saals sind mit lichtem Flor überzogen, und die achtzehn berühmten Gemälde der französischen Seehäfen von Vernet in einer Reihe gegen über, im vortheilhaftesten Licht, aufgestellt. Von der hohen Vortrefflichkeit dieser Urbilder geben doch ihre in Kupfer gestochnen kleinen Kopien nur einen sehr schwachen Begriff. Diese Wahrheit der Darstellung der See- und Landgegenden, dieses

Leben an den Häfen und in den Städten, die Kunst in der unendlichen Mannigfaltigkeit der tausende von Figuren, und ihrer Gruppirung und Beschäftigung. (Es sind von dieser Seite betrachtet, zugleich Gemälde der Sitten und Trachten der verschiednen inn- und ausländischen Handelsvölker der damaligen Zeit.) Dann das treffliche Luftperspektiv, die magisch wirkende Beleuchtung in den verschiednen Tageszeiten, beim Nebel, und beim Gewitter, im Orkan. In der That, die Kunst und Stärke des fruchtbaren Genies Vernet's darf einzig und unerreicht in allen Zeiten genannt werden, und ich habe nie das Treffende des Namens, den man Vernet in Rom zu meiner Zeit gab: *il Rafaele della Francia* (Frankreichs Raphael) so empfunden, als vor diesen Meisterstüken des grosen Künstlers. — Von dem Marinemaler Huë sind der Hafen von l'Orient und einige Seegefechte aus den beiden lezten Kriegen. Noch einige gute Zeichnungen in Wasserfarben, von einem mir unbekannten Künstler, und verschiedne Modelle von Kriegsschiffen, Plane von Seehafen u. dgl. dekoriren den Saal.

Unstreitig ist eine der ersten und imposantesten Sehenswürdigkeiten der Kunst in Paris noch das Museum der französischen Denkmäler*) so wie es jezt von dem Direktor (*Conservateur*) Lenoir geordnet ist. Er hat in dieser Anordnung den grosen Eindruk vorbereitet, den die Ansicht dieser Werke aus den Zeiten der Barbarei und der hohen Kultur der Kunst und der Geschichte wirkt, indem er den Anschauer durch eine Art von Täuschung in jene Zeiten selbst versezt, und ihn von dem rohen Anfang der Bildhauerkunst in Frankreich, von Stufe

*) Fragmente II. 105.

zu Stufe, bis zu ihrer Höhe im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert fortführt. Die Kunstwerke sind nach Jahrhunderten, in einzelnen Sälen aufgestellt, und jeder dieser Säle ist im Geschmak des Jahrhunderts, dessen Werke er enthält, verziert und meublirt. Ohne geheimen Schauder betrete ich nie den Saal des Jahrhunderts der Klodowiche, Dagoberte, Chilperiche, dessen mystische Dunkelheit schon im Aeussern den Karakter der Barbarei trägt, deren Denkmale diese plumpen Figuren der auf ihren Grabsteinen steif hingestrekten Könige sind. Heiter stimmt dagegen die Klarheit des Saals des Jahrhunderts Ludwig 14, schon beim Eintritt. — Allenthalben liegt hier das Buch der Geschichte aufgeschlagen, und redet aus den Zügen, welche die Kunst diesen Bildnissen gab, und aus dem Karakter, den sie diesen Denkmälern aufprägte. Ein gewisser geheimer Zauber, der unwiderstehlich anzieht, und in der Betrachtung festhält, liegt in dem wunderbaren Gemisch von Gegenständen, sichtbaren Spuren menschlicher Schwäche und Stärke, wahrer und scheinbarer Gröfse; in diesen Grab- und Ehrenmälern, Ueberresten von Herrschern, Helden, Staatsdienern, und Gelehrten; in diesen todten Körpern der Könige, nakt, unverhüllt, wie die Wahrheit der Geschichte ihrer Tugenden und Laster, hingestrekt auf ihren Leichensteinen; in dieser aus allen Zügen sprechenden Aehnlichkeit der Bildnisse edler und unedler Menschen, in dieser friedlichen Vereinigung der todten Bilder derer, welche unvereinbar waren im Leben. — Dieser magischen Wirkung, dieses grosen Eindruks willen, welche die in ihrer Art einzige Sammlung macht, will ich nicht nach Misgriffen in dem Zusammenfügen unpasender Kunstwerke und

in den Verzierungen spähen, die man der Anordnung nicht ohne Grund vorwirft. Lenoir hat ein beschreibendes Verzeichniss des Museums verfertigt, welches bei der Ansicht desselben eben so unentbehrlich, als unterrichtend ist. Man baut noch immer an mehrern Sälen für diese Sammlung, und noch immer wird sie vergröfsert. — In dem innern Raum des von dem vormaligen Augustiner-Klostergebäude umschlofsnen Gartens, stehen unter dem Schatten von Cypressen, Pappeln, Tannen und Platanen, Aschenkrüge und Grabmäler berühmter Männer. Auch Abelards und Heloisens Namen lieset man an diesen Steinen, wovon Lenoir selbst mehrere dem Andenken jener Verstorbenen errichtet hat.

Von der Vollendung eines andern Museums — welches mit dem vorigen freilich nicht zusammengestellt werden kann — nemlich des *Conservatoire des arts et métiers**) läfst sich noch nichts sagen. Dem Plan meines, für die Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe unermüdlich thätigen Freundes Grégoire gemäfs, ist von der Regierung die vormalige Abtei St. Martin dazu eingeräumt. Man beschäftigt sich in diesem grofsen Gebäude, Säle und Hallen einzurichten, um darin die reiche Sammlung von Modellen, Maschinen und Werkzeugen der physischen, mathematischen und mechanischen Wifsenschaften, des Ackerbaues und der Handwerke zweckmäfsig aufzustellen. Dies geschieht mit enormem Kostenaufwand, aber langsam; noch ist alles unfertig, ungeordnet, noch ist auch diese Einrichtung im Werden — und so das Bild vieler, man darf sagen, der meisten Einrichtungen in Frankreich. — Allenthalben steigt eine neue Schöp-

*) Fragmente II. 212.

fung hervör, in welcher ein grofser Wille, eine kraftvolle Hand ſichtbar ist — allenthalben aber fehlt noch Vollendung. Und wer darf ſich darüber wundern, und mehr fordern, als menschliche Kraft zu leisten vermag!

7.

Paris.

Meine Hoffnung hat mich getäuscht. Ich war in Malmaison, ohne das Glük zu haben, die Familie des ersten Konsuls zu sehen, und Mlle. Hortense Beauharnais einen Brief von ihrer Jugendfreundin ....., in .... zu übergeben. Sie ist mit ihrer Mutter in die Bäder von Plombieres gereiset, und war ausgefahren, als ich hinauskam, viel habe ich verlohren, dafs ich sie verfehlte. — Von allen, die sie kennen, ist sie bewundert und geliebt, wegen ihrer Herzensgüte, ihres Geistes, ihrer Talente. Der erste Konsul, ihr Stiefvater, liebt sie innigst. Schön ist es, die Liebe des grofsen Mannes, die allgemeine Achtung der Menschen so zu verdienen. Ich kenne Züge ihres Geistes, sah Briefe, worin das Herz sprach, und treffliche Zeichnungen von ihrer Hand, die bestätigen, was das laute Lob über sie sagt.

Mit welchen Empfindungen ich nach Malmaison fuhr, kannst du errathen. . . . . .

. . . . . .

Malmaison liegt über Neuilly hinaus, etwa drei französische Meilen von Paris, am Wege nach S. Germain, nahe von Marly, genau an der Stelle, auf der Karte der Gegenden von Paris, wo der Lauf der Seine einen scharfen Winkel in der Ebene macht. Man erblikt das Gut — welches das einfache Ansehn eines mittelmäfsigen Pachthofes hat — ungefähr eine halbe Stunde weit von der Pariser Seite. An dem Hügel, der mit den Höhen von Marly und S. Germain eine Kette macht, liegt das nicht sehr ansehnliche, aber im Innern von dem Baumeister Perrier bequem und geschmakvoll eingerichtete Wohn-

haus in einer Vertiefung. Hinter dem Hause lehnt ein kleiner Park ſich an den Hügel, und iſt mit den Umgebungen und den Gebäuden ſelbſt wie die meiſten Landgüter von Frankreich von einer acht Fuſs hohen Mauer umſchloſsen. Der Boden dieſer Gegend iſt ſchlecht, und nur kärglich wachsen die neuen Pflanzungen, die an der Heerſtraſse hin, um die Ansicht des Gutes zu deken, angelegt wurden. Deſto buſchigter iſt der kleine Park mit ſeinen hochhervorragenden Pappelgruppen. Um die Mauer her iſt noch ein breiter Graben gezogen, an welchem in Zwiſchenräumen ſechs bis acht Wachhäuſer, jedes von acht Mann, ſtehen. Zur Bewachung von Malmaiſon liegen, eine halbe Stunde von da, vierhundert Mann Conſulargarden, und Guiden (ein leichtes Jägerkorps) in den Kaſernen bei Rueil, einem Fleken, wo der General Maſſena ſein ſchönes Landgut hat. Abwechſelnd beziehen dieſe Truppen die Wachen von Malmaiſon. Dieſes ganze wehrhafte und kriegeriſche Anſehen ſtört die ländliche Stille der ſo einfachen Wohnung deſſen, der mit groſser Macht Frankreich regiert, und in ſeiner ſtarken Hand das Ende der europäiſchen Staatenkette hält. — — Nach allen bestimmten Nachrichten, die ich von der ſtrengen Bewachung und von dem äuſserſt erſchwerten Zutritt von Malmaiſon hatte, erwartete ich ſchon an dem erſten Gitterthor vor dem Eingang an der Heerſtraſse, von der Konſularwache angehalten und befragt zu werden. Ich wagte es drauf, und es geſchah nicht. Mein Kutſcher fuhr im ſcharfen Trapp die Wache vorbei, durch das Thor, die erſte Allee hinauf, bis an das zweite, wo ich mehrere Equipagen halten ſah. Hier gab die Schildwache ein Zeichen anzuhalten. Ein Thorwächter trat an den Wa-

gen, und fragte, wen ich suche? Ich zeigte ihm meinen Brief an Mlle. Beauharnais. Sie sey ausgefahren, sagte er: *pour faire ses adieux*, (um Abschied zu nehmen) weil sie morgen mit Tagesanbruch verreise. Er bat mich auszusteigen, um in seinem Kabinet am Thor meinen Auftrag auf einen Zettel zu schreiben, welchen er abzugeben versprach. Als ich wieder aus der Thür trat, schallte der Ruf der Schildwache: *aux armes!* (ins Gewehr!) Die Konsuln Cambacérès und Lebrun kamen von Paris zur Konferenz zu Bonaparte, welcher nach seiner lezten angreifenden Krankheit das Haus noch nicht verlassen darf. Von Kavallerie Bedekung begleitet rollten die Kutschen der beiden Konsuln auf den Hof. Ich machte den Rükweg (bis an das erste Thor zu Fuss. Als ich nahe an der Schildwache vorbeigieng, fragte der schöne Mann mich halb leise: wie der erste Konsul sich befinde? Ich konnte die Frage nur mit einem: "in der Besserung, wie man versichert" — beantworten. *Ah! tant mieux*, sagte er mit sichtbarer Freude. Ich wollte die Unterredung fortsezen, aber ein Officier kam den Weg hinter mir herab, und der Soldat winkte mir freundlich verneinend.

Bonaparte's lezte Krankheit war die Folge einer auf die brust gefallnen rheumatischen Materie, wovon ihn einige gelegte Blasenpflaster befreit haben. Nur geringe körperliche Schwäche ist noch zurükgeblieben. Es heisst, dass eine in den schweren Feldzügen Egyptens zurükgetriebene Hautkrankheit (*gale*) die Ursache des Uebelbefindens sey. Die starke nervigte Konstitution Bonaparte's wirft diese Materie aus; doch nicht ohne angreifende Beschwerden. Diesem ungeachtet arbeitet er ununterbrochen

fort; schreibt selbst, oder unterhält sich über Geschäftsgegenstände, und diktirt zugleich dem Sekretair. Von dieser ihm gewöhnlichen Art zu arbeiten findet man die Merkmale in öffentlichen ihm selbst zugeschriebenen Aufsäzen, welche, bei ihrem innern Werth und ihrer Präcision, in Absicht des Vortrags nicht ganz geordnet sind. Dahin rechnet man den im Moniteur vom 20sten Prairial erschienenen treflichen Aufsatz, über die Lage der verschiednen europäischen Staaten gegen Frankreich, und über die friedliche Stimmung der französischen Regierung, und nennt Bonaparte als Verfaſser.

Bonaparte's Privatleben — wenn ein dem Staat ganz gewidmetes Leben so genannt werden kann — ist äuſserst einfach, aber voll Mühe und übermäſsiger Anstrengung. Sein Tag besteht in vierzehn beinahe ununterbrochnen Arbeitsstunden. Nur kurze Zeit giebt er dem Schlaf und den Erholungen. Er ifst mäſsig und schnell; trinkt aber, besonders bei nächtlicher Arbeit, viel starken Kaffee. — „Diese Art zu leben," soll Corvisart, sein Arzt, ihm unlängst gesagt haben, „wird Ihnen gefährlich werden; lange kann das nicht dauern." — Wie lang denn wohl? fragte Bonaparte. „Vielleicht noch drei Jahre." — Nun, so viel ist mir auch völlig genug, verſezte er. — Während der Erholungszeit von seinem lezten Uebelbefinden war ihm, nach anhaltenden Arbeiten, ein lauwarmes Bad stärkend. Er blieb vier Stunden darinn, und unterhielt sich mit den Miniſtern. Ein Spaziergang in dem Park, oder eine halbe Stunde Ballschlagens ist seine tägliche Zerstreuung. — Entfernung von dem Gedränge der Welt ist sein Hang Unterredungen, welche nicht zu der groſsen Sache von Europa oder von Frankreich gehören, sind

sehr kurz. Fremde sieht er nur in der öffentlichen Audienz, wo sie ihm von den Ministern ihres Landes vorgestellt werden, und er mit einem bloßen Kompliment sich davon wieder befreien kann. Vertraute, die man Favoriten zu nennen pflegt, hat er nicht. Er leidet selbst nicht einmal den Schein eines besondern Einflusses auf sich; daher neulich der Wink, den die auswärtigen Gesandten erhielten: Madame Bonaparte nehme keine Besuche bei sich an. Hausgenossen in Malmaison sind, der Ceremonienmeister Staatsrath Benezech, General Clarke und General Lannes, der Kommandant der Konsular-Garde. Die tägliche Mittagstafel besteht in fünf und zwanzig Kouverts, und die gewöhnliche Gesellschaft aus Generalen und Regierungsgliedern; zuweilen werden Staabsofficiere, und Freunde oder Freundinnen der Familie dazu eingeladen. Die Bewirthung ist nicht sehr ausgesucht (*recherché*), aber gut. Bonaparte spielt dabei mehr die Rolle des Gastes, als des Wirths, und überläßt seiner Gemalin die Honneurs zu machen. In der Gesellschaft ist er stillen Geistes, und in sich gekehrt; heiter in dem Kreise seiner Familie; nie mürrisch noch auffahrend gegen seine Bedienten. Bei den kleinen Konzerten in den Zimmern seiner Gemalin am Dekadi, ist er gegenwärtig; gewöhnlich steht er dann an dem Kamin gelehnt, und scheint, mit höhern Gedanken beschäftigt, nur auf die Musik zu horchen. — Wenn Bonaparte in Paris ist, so versammelt sich jeden Abend ein kleiner gewählter Cirkel in den Tuillerien, theils solche Damen, die bei Mad. Bonaparte den Zutritt haben, theils Männer, die der Konsul zu sprechen verlangte, oder vorzüglich auserwählte Hausfreunde. In dem Vierten der Dekade (*quartidi*)

ist grofse Zusammenkunft *) oder Besuch, nicht aber was man sonst Asemblée nannte. Nach dem Schauspiel werden die Thüren des Gesellschaftssaals geöffnet, und die, welche besondre Eintrittskarten haben, zugelasen. Die Thüren bleiben offen, bis der Saal voll ist; wer dann noch kommt, geht zurük. Es wird Gefrornes und Gebaknes herumgereicht. Die Unterhaltung ist, wie in solchen Besuchsmasen gewöhnlich, langweilig. Um eilf oder halb zwölf kommt Bonaparte zur Gesellschaft, und ist hier oft, besonders wenn angenehme Depechen eingegangen sind, sehr heiter. Trift er auf Jemand, den er besonders zu sprechen wünscht, oder dessen Unterhaltung ihm wichtig wird, so stellt er sich mit ihm in einen entfernten Winkel, vergist die übrige Gesellschaft, die nach und nach sich entfernt, und bleibt so manchmal bis drei Uhr Morgens im Gespräch vertieft.

Sein FamilienLiebling ist seine Stieftochter Mlle. Hortense Beauharnais **) in einem so vorzüglichen Grade, dafs ich gerne noch einmal auf dieses liebenswürdige Verhältnifs zurükkomme. Man freut sich, um den mit schweren Sorgen belasteten grofsen Mann ein Wesen beschäftigt zu sehen, das so gut und sanft und edel wie dieses, seine wenige Mufse frob macht. Liebevoller könnt er ihr als Vater nicht begegnen. Sie würde alles über sein Herz vermögen; nie aber macht sie den geringsten Gebrauch davon, und wird selbst dadurch ihm noch

*) Erst seit dem lezten Herbst werden diese Abendgesellschaften in den Tuillerien gehalten.

**) Seit Januar dieses Jahrs ist sie an Ludwig, Bonaparte's jüngern Bruder, verheurathet. Ihre Aussteuer, sagt man, habe 500,000 Livres gekostet.

theurer. — Wie Kinder, — sagte mir ein Augenzeuge der Familienscenen Bonaparte's, — spielen sie oft mit einander, haschen sich aus einem Zimmer in das andere, laufen in dem Park von Malmaison hinter einander her. — Der Umgang des ersten Konsuls mit seiner Frau ist im eigentlichsten Verstande bürgerlich, nicht Parisich. Mancher Handwerker in Paris nennt seine Frau Madame und Vous; Bonaparte duzt die seinige, und nennt sie nie anders, als bei ihrem Taufnamen: Josephine. Sie nennt ihn: Général, und gleichfalls Du. Spricht sie von ihm, so heifst es: *mon mari*, oder *le Général*, sehr selten, *le Consul*. Ganz gegen die französische und französirende Sitte, schlafen sie in demselben Bette. Vielleicht dürfte man in Paris nicht hundert Männer zählen, die ihren Frauen mit dieser Herzlichkeit begegnen, als Bonaparte der seinigen. Oft in der gröfsten Gesellschaft, fafst er sie mit beiden Händen beim Kopf, und küfst sie. — Die Freude, Vater zu seyn, wird er schwerlich geniefsen. Doch erhalten die Aerzte ihm die Hofnung, in Hinsicht seiner seit vielen Jahren von dieser Seite kränkelnden Frau. Seiner Liebe für sie ungeachtet, mifsbilligt und rügt er den Hang zum Aufwande an ihr, duldet es nicht, dafs sie sich kostbar und üppig kleidet, und nöthigt sie freundlich, oder wenn es seyn mufs, sehr ernst, sich umzukleiden, wenn ihm der Anzug, womit sie in eine Gesellschaft gehen will, wegen seiner Kostbarkeit mifsfällt. Ihm gilt darin keine Bitte noch Ausnahme, keine Weigerung — sein Wille mufs befolgt werden.

Hier ein Paar Anekdoten, die seine Festigkeit auch als Hausvater zeigen — — wenn sie auch den Damen, unsern liebenswürdigen Tirranninnen, nicht

gefallen sollten. Eines Tages, als Mad. Bonaparte in Gesellschaft gehen will, sieht der Konsul sie, ehe sie fortfährt, in einem Anzuge, der ihm misfällt, und bittet einen andern anzulegen. Man befolgt die Bitte, legt aber aus Laune einen kostbarern Anzug an. Bonaparte verliert seine Fassung, und zerreifst ein Stük der prächtigen Spitzenbesezung des Kleides. — Ein andersmal wollen sie zu dem zweiten Konsul Cambacérés in Gesellschaft fahren. Wieder hat ihr Anzug das Unglük, ihm zu misfallen. Diesesmal weigert Mad. Bonaparte sich, ihn zu ändern, widersezt sich förmlich. Bonaparte geht schweigend hinaus — aber der wachhabende Officier in dem Vorsaal erhält seinen Befehl, ohne Ausnahme niemand aus den Zimmern gehen zu lafsen. Er fährt allein weg. Als Mad. Bonaparte ihm nachfolgen will, sieht der Officier sich genöthigt, ihr den erhaltnen Befehl zu sagen. Der schöne Putz mufste also doch ungezeigt wieder abgelegt werden. — —

Der Einlafs zum Besuch in Malmaison hat gröfsre Schwierigkeiten, als in den Tuillerien, selbst oft für solche Damen, die zum gewöhnlichen Besuch bei der Familie kommen. Sie müfsen sich manchmal bei allen Wachposten und wohl gar noch in dem Hause selbst besonders legitimiren. Will Bonaparte einen blofs Bekannten aus Paris sprechen, so schikt er ihm durch eine Ordonnanz ein von seinem Sekretair unterzeichnetes Billet, wie ich in den Händen eines meiner Freunde unter den Pariser Gelehrten des Inhalts sah: *le premier Consul recevra le Cit. . . . . demain à midi à la Malmaison* (morgen um 12 Uhr wird der erste Consul den Bürger . . . . . zu Malmaison annehmen). Vor der Epoche des 3ten Nivose sah Bonaparte viele Gelehrte und Künstler,

auch Schauspieler, sowohl in Malmaison, als besonders in den Tuillerien um sich. Der berühmte Schauspieler Talma hat noch jezt Zutritt zu der Familie, und der treffliche Künstler Isaboy ist der Freund des Hauses. Unter den Gelehrten sah er Lacepéde und Laplace am meisten, doch jezt nur noch äusserst selten. — Seine Lebensweise zu Malmaison hat in dieser Hinsicht fast das Ansehen der Menschenscheue; schrekend ist der Militairapparat um ihn her, sowohl dort, als allenthalben, wo er im Publikum erscheint. Dieses widrigen äuseren Scheins ungeachtet, werde ich mich doch nie überreden, es sei eigne Furcht, was diese Wirkung hervorbringt. Nein, wahrlich nicht! Er, der dem Tode so oft ins Antlitz schaute, Er, mit dieser Kraft des Geistes, mit diesem Bewufstseyn seiner Gröfse und seines besten Willens für das Wohl der Nation zu wirken — für sein Selbst kann Er nicht besorgt seyn: Menschenfurcht kommt in diese starke Seele nicht. — Fürchten andre für sein Leben, im Betracht des nicht zu berechnenden Unglüks für Frankreich und für ganz Europa, in der jezigen grosen Krisis, wenn er stürzte — dieser Fels im Meer; so ist es leicht möglich, dafs sie die Mafsregel zu seiner Erhaltung übertreiben oder sich darinn vergreifen. Ist Er, auf der Höhe seines Ruhms, auf der ersten Stufe der Ehre und des Glanzes nicht auch von geheimen Neidern und Feinden dieses Ruhms und dieses Glanzes umgeben? vielleicht von einigen Menschen ohne Moralität und ohne Seele ..... O lafst mich schweigen! — — Was über Bonaparte's eigne Zurükgezogenheit von der Welt, die von seiner ersten Jugend an in seinem Karakter lag, und die Wehre und Waffen betrift, die ihn von aufsen umgeben, so ist hier eine Ansicht der Sache, die mir

von einem Mann mitgetheilt ist, welcher, ein ſtiller Beobachter der Schritte des Helden, besonders ſeitdem er am Staatsruder Frankreichs ſteht, ſeinem Gange folgte, und ſeinen Karakter, ſo viel es möglich ist, erforscht hat. — Hört ihn. Die Zurükgezogenheit des Konsuls ſchreibt ſich zwar ſehr merklich von der Epoche des gräſslichen Mordanschlags vom 3ten Nivose her; doch war diese Epoche nur die gelegentliche Veranlaſsung davon. Seine Lage und ſeine Verhältniſse brachten es mit ſich, daſs er in den erſten Zeiten ſeiner Regierung viele ſeiner vorigen Bekannten, gröſstentheils Gelehrte, auf einem vertrauten Fuſs bei ſich ſah. Durch diese wurden neue Bekanntſchaften veranlaſst, oder entfernte Bekannte zum Besuch bei ihm aufgemuntert. Er ſah ſich vielleicht Anfangs gern ſo umgeben, es lag ihm ſelbst daran, gewiſse Menschen näher kennen zu lernen. Viele hatten in den Tuillerien, wo er damals ganz wohnte, ſogar einen freien unangemeldeten Zutritt, zum Frühſtük oder zum Mittagessen, ohne ſeine Einladung zu erwarten: andre durften ihn in ſeinem Kabinet oder in ſeiner Theaterloge aufſuchen. Das ward Bonaparte endlich zu läſtig, und lange ſchon hatte er gewünſcht, auf eine ſchikliche Art ſich ſelbst von diesen Besuchen, nicht aber die Leute von ſich zu entfernen, als der 3te Nivose ihm die Gelegenheit dazu bot. Er zog ſich ganz nach Malmaison, und konnte ſeinen Zwek nicht anders erreichen, als ſich hier durchaus von allen Menschen zurükzuhalten. Zudem vermehren ſich ſeine Arbeiten, und nach dem Frieden mit Oesterreich ſtrömte eine groſse Menge von ſogenannten vornehmen Reisenden nach Paris, die ſcheel gesehen haben würden, wenn Bonaparte ſeine vorigen bürgerlichen Bekannte hät-

te bei Tische sehen und ihnen einen Platz daran verfagen wollen. Er ladete daher keinen mehr in seine kindliche Einsamkeit zu sich ein. — Mehr Dolche von Meuchelmördern waren schon auf Bonaparte gezükt, als es im Publikum bekannt geworden ist. Sich dagegen möglichst zu vertheidigen, ist seine Pflicht; ist Pflicht gegen die Nation, deren Glük sein Vorsaz ist, und einst sein Werk seyn wird; Uebertreibung der Mafsregel zu seiner Erhaltung ist mehr die Sache der für sein Leben besorgten Beamten, welche die Plane der geheimen Faktionen kennen, die gegen ihn verschworen sind, und Anstalten dagegen treffen. Der Polizei Minister Fouché ist, als solcher, im eigentlichsten Verstande sein Schutzengel. Die glükliche Entdekung der Anschläge vieler einzelner Meuchelmörder haben die Franzosen seiner Klugheit und angestrengten Wachsamkeit allein zu danken. Von ihm rühren alle die Vorsichtsmafsregeln und die bewafneten Schutzanstalten her, welche Bonaparte, wenn er aufserhalb dem Hause erscheint, umgeben. Wenn er vor dem Schauspielhause aus dem Wagen steigen will, werden alle entfernt, die sich hinzudrängen. In jedem grofsen Theater ist eine eigne Thür für ihn zum Eingang gemacht. Diese ist mit eisernen Gitterthüren verschlofsen, die sich bei seiner Ankunft öffnen, so dafs sie den Wagen berühren und also, aufser der unterm Gewehr getretnen TheaterWache, noch ein eisernes Gehege gegen die zudrängende Menge bilden. Es war nach dem 3ten Nivose eine Periode, wo, nach den gemachten Entdekungen der Spur neuer Komplotte, diese Vorkehrungen noch nicht Sicherheit genug zu leisten schienen. Es wurden noch zwanzig Grenadiere kommandirt, die ihn im Schauspielhause em-

pfiengen; so dafs mit den fünf und zwanzig Mann reitender Garden, die ihn beständig umgeben, ein starkes Gehege von Bajonnetten und Schwerdtern sich den auf ihn gezükten Dolchen entgegenstellen konnte.

Bonaparte, heifst es allgemein in Paris, ist nicht geliebt. Bonaparte, antwortet der rechtliche Franzose, will nicht geliebt sein, wie es ein Ludwig 14 war. Er lebt nicht für die Pariser, er lebt für die bessere Menschheit. Aber die mittlere Klasse des Pariser Bürgers, der während der Ausschweifungen der Revolution ruhig zu Hause blieb, ein schweigender Zuschauer der Greuel war, die Bösewichter und Dummköpfe, die das Staatsruder führten, heimlich hafste oder verachtete, nie Vortheil zog aus dem Mifsgeschik seiner Mitbürger, um seinen eignen Schaden sich zu vergüten, sondern duldend mit ihnen litt — diese mir von jeher ehrwürdige Klasse der Bewohner der Hauptstadt, *) welche gröfser ist als sie zu seyn scheint, bewunderte Bonaparte schon lange, und liebt ihn jezt, weil sie sieht, dafs er ihr Zutrauen verdient. Diese guten Bürger beten gewis feuriger für seine Erhaltung, als je für einen Monarchen gebetet worden ist. Aber sie werden nicht laut, weil während der vielen Regierungsveränderungen in dem lezten Jahrzehend, sie nur allzusehr erfahren haben, wie gefährlich es sey, seine Gefühle zu äufsern.

Bonaparte hafst nichts so sehr, als das, was Popularität heifst, wenn Anbetung der grofsen Menge darunter verstanden wird. Er weis es wohl, dafs, wer ihm heute Weihrauch streuet, morgen dieses Aufwandes oder dieser Anstrengung wegen irgend eine Forderung darauf gründet, und wenn diese nicht

*) Fragmente I. 111.

erfüllt wird, ihn übermorgen lästert. Er vermeidet und verbietet, wo er kann, alle öffentlichen Huldigungen, und schmeichelhaften Lobreden. Wenn in Opern Verse zu seinem Lobe eingeschoben und abgesungen werden, wie das öfters geschehen ist, lies er jedesmal bei der zweiten Aufführung die Direktion ersuchen, die Verse wegzulassen. So will er auch nicht, dass ihm Bücher dedicirt werden, und wenn es geschieht, darf der Verfasser auf keine lautverdende Danksagung oder auf andre Antwort rechnen. — Die Huldigungen der niedern Volksklassen, dieser wetterwindischen Race der Pariser, weiss er für das zu halten, was sie sind. Als die Damen der Halle, nach der alten Sitte unter den Königen, an dem Tage seines Regierungsantritts zu ihm kamen, um ihm einen Blumenstrauss zu überreichen, wies er sie ab: „Geht, sagte er, wenn Ludwig 18 morgen an der Spitze eurer Regierung stünde, wie ich jezt, ihr würdet dem neuen Könige huldigen, wie ihr jezt den ersten Konsul begrüsst."

Ich halte es für einen redenden Beweis der Achtung und Ehrfurcht, die Bonaparte allgemein einflösst, dass sich bis jezt kein sogenannter schöner Geist erlaubt hat, durch witzelnde Reimereien auf Kosten des Helden einige platte Lacher zu belustigen. Die Franzosen verläugneten diesen Hang zu Witzeleien nie, selbst gegen die besten ihrer Könige. Was gegen Bonaparte geschrieben wird, war nicht Spott und Schöngeisterei, sondern — plattes Pasquill. Es geschieht zwar, und ich war mehrmals Zeuge davon, dass irgend ein alberner Elegant, oder der Bastard eines *ci-devant*, in Gesellschaft einen witzelnden Einfall über Bonaparte's Erhöhung oder über seine Repräsentation fahren läst, ich bemerkte aber nie auch

nur ein Lächeln der Zuhörer über diese Armseligkeiten.

Das sind die wenigen Züge des Lebens und des PrivatKarakters des aufserordentlichen Mannes, der das Staatsruder in Frankreich führt, den die Geschichte aller Zeiten nennen wird, wenn das Andenken ganzer Reihen mächtiger Regenten längst vergessen ist, oder die Nachwelt sie aus ihrem Buche streicht, — und der sich selbst seine Gröfse, schon in den Jahren des angehenden Mannes, verdankt. — Wenn mir einer ein redendes Bild von ihm entwürfe, so wie er, abgesehen von dieser Gröfse, von diesem blendenden Glanz, von dieser Hoheit, der mein Blik nicht folgt, vor den Augen meiner Seele schwebt! — Isabey allein könnte das; und er hat es mir versprochen. Er will mir Bonaparte zeichnen, nicht als den zum Kampf gerüsteten Helden, nicht als den mit Blut besprüzten Sieger, noch als starken Regenten. — Wie am liebsten ich ihn sehe und mich ihm nähern mögte — als Mensch in seiner einfachen Würde; — als Friedensstifter — — so habe ich Isabey gebeten, dafs er mir ihn zeichne.*)

Als ich Malmaison verlies, schlug ich den Weg links ein, nach S. Germain, wovon ich nur noch

*) Dieses mir von Isabey versprochne Bildnifs Bonaparte's ist, indem ich diese Bogen dem Druk übergebe, zwar noch nicht in meinen Händen, aber schon gezeichnet. Ich habe es seitdem für den Abdruk dieser Briefe bestimmt, und Isabey hat sich erboten, es unter seinen Augen in Paris von einem Kupferstecher stechen zu lafsen, der in seinem Hause arbeitet.

eine Stunde entfernt war, um das Erziehungsinstitut der Madame Campan *) und diese achtungswürdige Frau selbst wiederzusehen. Mein Kutscher kannte die Strafsen der öden Stadt nicht. Als wir den schönen Hügel, worauf sie liegt, hinanfuhren, fragte er nach der Gasse, wo Mad Campan wohne. Ich konnte sie ihm nicht bezeichnen. *Comment?* rief ihm ein Kärrner zu, der des Weges nach der Stadt zog, *vous ne connoissez pas la pension de Mad. Campan?* (wie? die Erziehungsanstalt der Mad. Campan kennt ihr nicht einmal?) und wies ihn zurecht. — Allgemein gekannt und geachtet ist diese Anstalt, die sich in aller Hinsicht, von den vielen Privat-Erziehungsinstituten in Paris unterscheidet. Pensionsanstalten gehören jetzt hier zu dem Erwerb der Leute, zu dem Handwerkswesen. In den meisten Gassen, besonders der Vorstädte, proclamiren viele ämtliche Ueberschriften der Häuser: *Maison d'Education* — oder *Pension pour des jeunes Citoyens* — *pour des jeunes Demoiselles* u. s. f. Was gewöhnlich hinter einem solchen Schilde, nicht in Paris allein, verborgen liegt, wissen wir aus schlimmer Erfahrung. Jeder hergelaufene Charlatan hängt in grossen Städten seinen Schild aus, — und erzieht! — Was das öffentliche Erziehungswesen hier betrift, so mag ich noch nicht davon reden. Meine Beobachtungen darüber sind noch nicht vollständig. Bis jezt sah und hörte ich in Paris wahrlich nichts tröstliches davon; doch, Paris ist nicht Frankreich. Ich werde Gelegenheit finden, in dem Innern des Landes darüber vergleichende Erfahrungen zu sammeln.

In dem Erziehungsinstitut zu S. Germain fand ich vor fünf Jahren dreifsig, und jezt achtzig junge

*) Fragmente II. 292.

Mädchen. Es ist also über das Doppelte vergrösert. Gefährlich sind diese Vergrösserungen in aller Rüksicht für den innern Gehalt solcher Anstalten. Was ich in S. Germain gesehen habe, läst mich die Gefahr für dieses Institut kaum fürchten. Noch herschte derselbe Geist der Ordnung, des Fleisses, der Sittsamkeit unter den Zöglingen; noch derselbe vernünftige mit angestrengter Aufmerksamkeit befolgte zwekmäsige Erziehungsplan, noch dieselbe Einheit des Ganzen, noch hingen die Pflegekinder ihrer Mutter mit eben der Liebe, Verehrung, und mit Vertrauen an. Sie sind nach dem Alter und den Fähigkeiten in vier Klasen getheilt. Ich wohnte den Musik- und Zeichnungsstunden bei, die gerade gegeben wurden, und fand Künstlerinnen in beiden unter den jungen Mädchen. Der Lehrer im Zeichnen ist Isabey; Vorbilder sind Zeichnungen von David, gute Gipsbüsten u. dgl. Sie zeichnen auch Landschaften nach der schönen Natur, die diese Gegend ihnen darbietet; sie zeichnen sich unter einander, Portraits nach dem Leben; und wahrlich, es sind unter diesen Mädchen herrliche Modelle von Schönheit, Reiz, und sanftem weiblichem Karakter — Im Stiken aber, hauptsächlich auch im Weisnähen, erhalten sie, wie in der Führung der Haushaltung, Unterricht; zu der leztern ist in diesem grosen Hauswesen unmittelbar Gelegenheit der Ausübung. Ich speiste in dem interessanten Cirkel, an der Seite der edlen Erzieherin zu Mittag, und fuhr, als es Abend ward, mit ihrer Einladung, den folgenden Tag zu der öffentlichen Prüfung des Instituts wiederzukommen, nach Paris zurük.

Der freundliche Thorwächter von Malmaison hatte mir Hofnung gemacht, Mlle. Beauharnais am Abend

zu Hause zutreffen. Als ich mich bei einbrechender Nacht der Gegend von Malmaison näherte, sah ich rings um der Mauer und dem Graben des Parks her, Wachfeuer lodern, hörte das Rufen der Wachen und Runden; das bis dahin mir lächerlich gewesene Gerücht von Paris, Malmaison sollte im Belagerungsstand erklärt werden, fiel mir wieder ein. Mich überzog ein Schauder: ich konnte mich nicht entschliefsen, wieder in das Thor hinein zu lenken, das mir auch vielleicht nicht wie am Morgen so leicht zugänglich gewesen wäre, — und fuhr vorüber. Eine halbe Stunde von Malmaison auf der Pariser Seite, führt die Landstrafse zwischen Steinbrüchen durch, die einen Hohlweg bilden. Mehrere gegen die Strasse offen gewesene Gänge dieser Klüfte, waren mit einer zehn Fufs hohen Mauer erst frisch zugemauert. Mein Lohndiener erzählte mir nun, mit der diesen Leuten eignen Uebertreibung, von Räuberbanden, die in diesen Schlupfwinkeln verborgen gewesen, von Anfallen auf die Vorbeifahrenden, von Todschlägen, von daraus geschöpften Besorgnifsen neuer Mordplane gegen den Konsul. — — Aufgeschrekt durch alle diese Ansichten, kam ich in der Nacht, in einer Stimmung, die sehr verschieden von der war, worin ich Paris um Mittag verlafsen hatte, hier zurük.

Heiterer war wieder die Aussicht, als ich am folgendem Morgen Malmaison zum drittenmal vorbei fuhr, um in S. Germain dem Examen an dem Erziehungsinstitut beizuwohnen. Im Sonnenglanz verklärt, lag die Gegend, das Landhaus Bonaparte's, und die schönen hohen Pappelgruppen seines Parks, die Seine, das weite Gefilde umher. Vor dem Eingangsthor von Malmaison hielten sechs Ordonnanzen, die ihre Pferde aus einem Beken tränk-

ten, dem das Wasser in der Mitte des Halbzirkels dieses doppelten Thors, aus einer Marsterme zuströmt. Die Terme eines Gottes der Felder, Fluren und Aecker, oder des friedlichen Musageten, sähe ich hier lieber, als die Schrekensgötter. Warum denn allenthalben Zeichen des Krieges und blinkende Bajonnette!

Das Examen der jungen Mädchen in dem Institut von S. Germain ist ein Schauspiel, zwar nicht ohne Prunk, doch in der That von wahrem mannigfachem Interesse; eine Ausstellung für das Auge, zugleich aber auch für den Geist und das Herz. In dem als Theater geformten Gartensaal, wo die Zöglinge, im Winter einmal, — wie Mad. Campan mir mit Nachdruk sagte — ein Stük von Mad. Genlis aufführen, war das Fest bereitet, und eine Menge eleganter Zuhörer beides Geschlechts, Freunde und Verwandten der jungen Frauenzimmer, darin versammelt. Auf der Erhöhung in der Tiefe des Saals, fass in einem dreifachen Halbzirkel das schöne Gynecee der Mädchen; alle gleich, meist im einfach bescheidnem griechischem Kostum gekleidet, mit nach den vier Klasen verschieden bezeichnenden Bandschärpen von hell- und dunkelrother, blauer und grüner Farbe. Neben ihnen die Lehrer und die erste Erzieherin und Stifterin. An den Wänden umher waren die Zeugen ihrer Talente im Zeichnen, Bildnisse, historische Kompositionen, Büsten, Landschaften u. dgl. aufgestellt. Hauptgegenstände der Prüfung waren, die ältere und die neuere Geschichte, die Erdkunde, die französische, englische und italienische Sprache. Die Antworten wurden genau gegeben, und verriethen neben der Fertigkeit des Gedächtnisses, die Gegenwart des Geistes der Ant-

wortenden. Doch merkwürdiger wie diese blofsen Uebungen im Memoriren war, dafs einige Schülerinnen der ersten Klafse, während der Prüfungsstunden, auf einer mit fchwarzem Glanzpapier umklebten Erdkugel, mit weifser Kreide, die geographischen Umrifse der Länder, ihre Nahmen, mit der Bestimmung der Lage nach der Länge und Breite, in fehr zarten kennbaren Zeichen und zierlicher Schrift frei aus der Hand zeichneten. — Nun wurden von der Vorsteherin der Anstalt die Preise vertheilt: Bücher, für den wifsenschaftlichen Unterricht; — grofse fchön eingefafste Kupferstiche, für die Zeichnungskunst; für Handarbeiten, besonders auch für die Näherei eines fertigen Hemdes, wurden gestikte Nähbeutel u. dgl. gegeben. Endlich verwandelte fich die Schulscene in ein Rosenfest. Mad. Campan gab in jeder Klafse demjenigen jungen Mädchen einen künstlichen Rosenstrauls, welches in dem letzten Vierteljahr, nach dem Zeugnifs der Lehrer, der Mitschülerinnen und Hausbedienten, fich als die fanfteste, gefälligste und fittsamste ausgezeichnet hatte. Die Belohnten flogen ihrer Pflegmutter entgegen und hiengen dankbar weinend an ihrem Hals. Diese Scene der herzlichsten Rührung der jungen Mädchen und der Anstand von mit Wohlwollen gemifchter Würde der edlen Frau, hätte die Kritik auch des finstersten Tadlers der Rosenfeste fchweigen heifsen. Ich vergafs in diesen Augenbliken das oft genug Erkünstelte und Scheinbare folcher Educationsschauspiele, die gewöhnlich dem Zuhörer mehr Unterhaltung, als dem Innern der Anstalten Nuzen bringen. Mad. Campan hielt eine kurze, gedachte und empfundene Rede über den Zwek ihres Instituts und deifen Erfolg. — Abends war in eben

diesem Saal Konzert, dann Ball und Erleuchtung des Gartens. — Das Fest — *la fête de S. Germain* nannte man es — brachte einiges Leben in die einsame, menschenleere Stadt, die aufser ihrer romantischen Lage, und dem herrlichen nahen Wald, nichts Anziehendes hat. Selbst an einem nur erträglich eingerichteten Gasthof fehlt es ihr.

In dem hohen Rath der Wifsenschaften und Künste, dem Nationalinstitut von Frankreich, habe ich schon einigemal den mir im Jahr 1796 mit vieler Hospitalität gestatteten Besuch der wöchentlichen Privatsizungen wiederholt. Ich finde jezt, besonders in der zweiten und dritten Klafse, oft weniger Mitglieder, als besuchende Fremde, denen vor fünf Jahren der Zutritt nur als seltne Ausnahme gestattet ward. — Mit dem Resultat meiner Beobachtungen, die ich hier oft anzustellen Gelegenheit habe, bin ich selbst unzufrieden, und möchte mich gern eines Irrthums zeihen lafsen. Aber ich kann es mir nicht verhelen, — den Geist, der die französischen Gelehrten in der ersten Zeit der Wiedererstehung des Staats aus der Anarchie, und der Wissenschaften und Künste aus der Barbarei mit zu beseelen schien, *) jezt in seinen Aeufserungen kleinlauter, und in seinem Einfluss auf das Ganze dieses Areopags schwächer zu finden. Allgemeinherrschender war damals der ächt republikanische Geist der Liberalität in allen Fächern der Literatur, der offne Kosmopoliten Sinn, die uneigennüzige Huldigung jedes Verdienstes unter allen Stämmen des Innern, und unter andern Völkern die innre Eintracht der Gelehrten unter sich, das gemeinschaftliche Zusammenwirken zu einem grofsen gemeinnüzigen Zwek. Jede Abweichung von diesem Geist, jede Ausartung in Selbstsucht, Intoleranz, Neid und

*) Fragmente I. 280. II. 1 bis 56.

Mikrologie, fällt ſie nicht ſchwer, und mit unabwendbarem Nachtheil auf die Wissenschaften zurük? Hemmt ſie nicht ihre Fortschritte, ihren Einfluſs auf das Ganze der gelehrten Republik? Unstreitig wird diese Wahrheit von mehreren ſehr edlen Mitgliedern des Instituts empfunden, welche einem Schaden entgegenzuwirken ſuchen, den andere weniger lieberaldenkende Gelehrte unter ihren Gehülfen ſtiften. Möchten wenigstens diese leztern, ächte Abkömmlinge der alten französichen Schulen und Akademien, immer in der Minorität des Nationalinstituts ſein! — Ich begleitete in diesen Tagen Madame R — S. in, eine Sizung der ersten Klaſse, wo ſie, gegen die Regel, welche die Gegenwart der Damen in dem Saal verbittet, zugelaſsen, und von Lacépède, Dolomieu, Cuvier und andern, mit der Achtung und Hospitalität aufgenommen ward, die ihrem Geist und ihren Kenntniſsen gebührt, und zugleich eine Folge der ausgezeichneten Achtung zu ſein ſchien, in welcher die Akademie zu Göttingen mit ihren Lehrern hier ſteht.

Bonaparte's Siz zwischen Lacépède und Laplace in den Privatsizungen ſeiner Klaſse, ist gewöhnlich leer, und nur dann von einem andern Gelehrten beſezt, wenn man weiſst, daſs er in Malmaison ist. Er erscheint jezt äuſserst ſelten im Institut; vor der argen Epoche des 3ten Nivose war er ſehr oft gegenwärtig, und votirte mit, wenn ihn die Reihe traf. Daſs ſeine Stimme der Verhandlung gewöhnlich eine Wendung gab, und ſtark unterſtüzt ward, ist, von andern Motiven abgesehen, ſchon bei dem Uebergewicht dieses eminenten Kopfs, begreiflich.

Dem Nationalinstitut von Frankreich, wird man aber einen Vorwurf nicht leicht vergeſsen können: den, der unedeln Gefälligkeit und

Schmeichelei — oder wie nenn' ich es sonst? dafs das Institut einige Opfer jenes schändlichen 18 Fruktidor, vorzügliche Köpfe, edle Männer der Nation, die von einer in Despotismus ausgearteten Regierung Landes verwiesen wurden, aus der Liste seiner Mitglieder strich! Womit kann es dieses sich selbst herabwürdigende Benehmen entschuldigen?

Meine edlen Freunde Lacepéde, Dolomieu und Grégoire, fand ich unverändert, voll Thätigkeit und liberaler Denkart. Der Senator Lacepéde ist, bis auf eine leichte Narbe noch, von seinem bedenklichen Knochenbruch im Gesicht, völlig geheilt. Ihn rennte im vorigen Winter auf einer der Seinebrüken ein Eilender mit seiner eisernen Stirne so gewaltsam gegen das Gesicht, dafs der Backenknochen spaltete. — Er hat gestern seine zoologischen Vorlesungen in der Gallerie des Museums der Naturgeschichte unter grofsem Zulauf, mit jener Gründlichkeit, Geschmak und Eleganz des Vortrags wieder angefangen, welche noch von keinem Docenten übertroffen ist. Sein Aeufseres giebt mir die Hoffnung einer festen Gesundheit dieses als Gelehrten und als Mensch gleich achtungswürdigen Mannes. — Seltner als ihn, sehe ich bis jezt den unermüdlich arbeitsamen, universellen Grégoire, Mitglied der gesezgebenden Versammlung. *) Sein Wirkungskreis ist jezt vornehmlich das in der Metropolitan-Kirche S. Sulpice zusammengetretne Konzilium der französischen Bischöfe, welches mit allem Pomp der altrömischen Kirche seine Versammlungen hält und — was weifs ich's worüber — deliberirt. Es wird nächstens, wie es heifst, eine öffentliche Adresse dieses Bischofsvereins an den

*) Er ist seitdem zum Senator des Erhaltungsraths erwählt.

heiligen Vater erscheinen, worin sie ihm und der Welt ihr Glaubensbekenntnifs ablegen wollen. Die Rede, womit Grégoire als Bischof von Blois, die Sizungen des Konziliums am 20ten Juni 1801 — unter diesem Datum des kristlichen Kalenders lautet die Ueberschrift der gedrukten Rede — eröffnete, scheint den künftigen Gang und Geist der Deliberationen vorzuzeichnen; wenn seine Kollegen ihn nicht mit einem, dem Ziele des herzustellenden Katholicismus auf dem kürzesten Wege entgegeneilenden Gange und Geiste überfliegen, oder in dem Rath der Götter noch etwas anders beschlofsen ist. Diese ganze Aussicht, wegen der Herstellung der katholischen Religion nach ihrer ganzen Form und Materie, der Einflüsse und Macht des Pabstes und ihrer Gränzen in der neuen kirchlichen Organisation Frankreichs ist noch sehr verworren. Die Sache wird mit dem hier gegenwärtigen Staatssecretair des Pabstes, dem schlauen Kardinal Gonsalvi, geheim, wie alle Staatsangelegenheiten behandelt. Man verkündigt dem Konzilium eine nahe Auflösung: und dabei wäre nichts verlohren; man besorgt dagegen..... aber ich will mich nicht eindrängen in die Reihen der „*Brouillons et soi-disant philosophes, qui embrouillent le monde par leurs bavarderies*" (Schwindelköpfe, sogenannte Philosophen, welche die Welt durch ihr Geschwäz verwirren) wie, sehr lakonisch an gewifsen Orten, alle die genannt werden, welche sich über diese oder ähnliche StaatsAngelegenheiten bescheiden oder unbescheiden äufsern, und kehre lieber zu meinem Gegenstande zurük.

Dolomieu ist, fast verjüngt, aus den Katakomben der sicilianischen Kerker hervorgegangen. Er klagt blofs über einen heftigen Lokalschmerz des

Kopfs, als einen Nachlafs der ausgestandnen Marter. Ehe die Hülfe kräftiger Vermittler sein unglükliches Schiksal etwas erleichterte, lag er mehrere Monate, fast nakt, baarfufs und ohne andre Bedekung als die seines zerrifsnen Hemdes in einem feuchten unterirdischen Loch von Ungeziefern genagt. Dahin hatte es der unversöhnliche Hafs und die Wuth der Rache gebracht. Dolomieu rühmt die thätigen, geheimen und öffentlichen, Beweise der Theilnahme der Engländer, zur Erleichterung seines Elendes. Ihm selbst aber war der merkwürdigste Zug dieser Geschichte, welcher über sein Leben entschied — denn unwiderruflich war sein Tod beschlofsen — nicht einmal bekannt. Ich konnte ihm diesen Vorfall mittheilen, so wie ich die Erzählung davon, aus dem Munde seines Retters selbst, vor wenig Monaten in Hamburg erfahren hatte. Das über Dolomieu von einer Kommifsion des Maltheser-Ordens und ihrer Helfer am neapolitanischen Hofe, gefällte Todesurtheil ward dem Kaiser Paul, als Grosmeister, zugesandt. Anstatt es zu bestätigen, forderte er die Auslieferung Dolomieu's nach Petersburg. Knute, Nasenschlizen und Siberiens Bergwerke hätten seiner dort wahrscheinlich gewartet. Lord Nelson, den Dolomieu durch seine Freunde Sir William und Lady Hamilton persönlich schätzte, erfuhr die unglükliche Wendung seiner Sache, als er Neapel schon verlafsen hatte, auf der Reise nach Wien. Sogleich setzte er sich, und schrieb das folgende kräftige Billet an den StaatsMinister Acton.

„Wenn Sie Dolomieu, der mein Kriegs-
„gefangener ist, ausliefern, so sind Sie sein
„Mörder. Dafür würde ich Sie öffentlich, vor
„der Kammer der Pairs von England anklagen."

Nelson.

Dolomieu's Auslieferung erfolgte nun nicht; sondern sein schweres Gefängniss ward vielmehr von der Stunde an mit einem erträglichern vertauscht; er erhielt Kleider und bessere Nahrung. Dieser Zug beweiset schon allein, was Nelson in Neapel vermogte. Warum — wird die richtende Geschichte über ihn fragen — hinderte dann nicht eben dieser Mann, der dessen fähig und mächtig war, den Bruch der Kapitulation, die sein Unterbefehlshaber Footemit den neapolitanischen Insurgenten geschlossen hatte? *) Warum duldete er, dass dieser blutige Fleken dem Namen eines Engländers, eines Kriegshelden, unvertilgbar angeheftet ward? Ich habe über diese schrekliche Periode in Neapel hier Erzählungen gehört, die so unerhört als wahr sind.

In seiner Gefangenschaft entwarf Dolomieu den Plan zu einer *Philosophie minéralogique*. Um seine Ideen niederzuschreiben, wozu ihm die Hülfsmittel lange versagt wurden, schärfte er sich aus einem Stük Knochen einen Griffel, brauchte in Wasser zerlassenen Lampenruss statt Dinte, und beschrieb damit den weissen Papierrand und die Zwischenzeilen der wenigen Bücher, die man ihm gelassen hatte. Seine Befreiung ist nun durch die französische Regierung bewirkt. Bonaparte empfieng ihn mit der freundschaftlichen Anhänglichkeit, die er allen Gefärten seines Zuges nach Aegypten beweiset. Aber den verdienten Ersaz für seine Leiden erhielt er noch

*) Einen vollständigen, aus den Akten gezogenen und mit Originaldokumenten belegten Bericht über diesen Wortbruch und seinen gräßlichen Folgen, enthält der 1te Theil des kürzlich erschienenen Werks der Miss Williams: *Sketches of the State of Manners and opinions in the french Republic, towards the close of the eighteenth century*, London 1801.

nicht. — Er wird hier zu seiner Subsistenz einen Buchhandel anlegen, und bereitet sich jezt zu einer Reise in die Alpen der Schweiz, das Feld seiner mit Leidenschaft geliebten Wissenschaft der Mineralogie. Von seinem Aufenthalt in Egypten dürfen wir unfehlbar wichtige Beobachtungen erwarten. *)

Auch meine Bekanntschaft mit Sieyes habe ich im Institut erneuert, und ihn dort einigemal gesprochen. Er ist Mitglied des ErhaltungsSenats, und folgt seiner durch eine Aufforderung hervorzutreten wohl vielleicht nie wieder gehinderten Neigung zu einem beschauenden philosophischen Leben, in dem von der Nation ihm geschenkten Landgut. Die Blöfse, die er sich gab, ein solches Geschenk anzunehmen, verzeiht man ihm nicht. In den Sizungen seiner Klasse des NationalInstituts fehlt er nie. Ueber seinen Aufenthalt in Deutschland, als Gesandter in Berlin, sprach er, in Rüksicht seines Privatlebens daselbst, nicht mit grofsem Gefallen. Sonst fand ich seine Unterredung ruhiger, seinen Anstand sanfter und gefälliger als vor fünf Jahren. Um mir diesen lezten Eindruk des immer sehr merkwürdigen Mannes zu erhalten, habe ich eben das unter meinen mitgebrachten Papieren gefundne Fragment einer damaligen Unterredung mit ihm, in welcherer sich mir eine halbe Stunde, von einer sehr rasenden, unphilosophisch-leidenschaftlichen Seite zeigte, ins Feuer geworfen.

Immer neu und schön ist mir auch jezt wieder der Pflanzengarten — warum nennt man ihn nicht vorzugsweise und paſsender den Garten der Re-

*) Diese schöne Hoffnung ist mit ihm, meinem edlen, unvergeſslichen Freund dahin. Er starb zwei Monate nach meinem Abschied von ihm, im December vorigen Jahrs, als er von seiner Gebirgsreise eben zurükgekehrt war.

publik? Sein Frühlingsglanz ist verblichen; der anhaltende Regen dieses Sommers hat den schönen Lindengängen und den andern Pflanzungen ihr lebhaftes Grün abgespült; und doch ist mir in diesem Garten so wohl. Ich kenne keine Sorge so schwer, die hier nicht vom Herzen abliefse, keinen Gram, der hier nicht minder nagte. Zu diesem wohlthätigen Zauber wirkt vieles zusammen. Der weite Horizont, den man beherrscht; die reine Luft, die man hier an der offnen Seite der grofsen Stadt geniefst; der unendliche Wechsel von Ansichten, von Pflanzen und Thieren, die Betrachtung der vielen tausend Gewächse und Bäume, die dieser Garten hegt und nährt, seiner sorgsamen Anordnung und des Fleifses, um diese zu erhalten; die Nähe endlich des Museums der Naturgeschichte und der freie Zutritt zu diesem Tempel der Natur. — Der Blumengrund der Gartens ist von Thouin neu und mit Geschmak geordnet; das Museum und die angränzenden Gebäude im Garten haben wichtige Verbefserungen erhalten. Alles nähert sich in diesen Anlagen immer mehr dem Vollkommnen, dem Vollendeten. — Die obere Gallerie des Museums ist fertig, ihre Anordnung ist Lacepéde's treffliches Werk. Man hat die gegen seine Länge auffallende Niedrigkeit dieses Saals, durch die bis unter die Spitze des Dachs halbe und gewölbte Decke, verbefsert. Ein starkes Licht fällt von oben durch die schräg liegenden Dachfenster herein, welche, damit die Sonne nicht blende, mit geölten Papiervorsätzen bedekt sind. Ich will es zugeben, dafs die grünen Vorhänge der Wandschränke einigen Nutzen haben; doch auf Kosten der ungehinderten Ansicht, an den nicht öffentlichen Tagen. Dann stören diese lästigen Gardienen den freien Genufs des Gan-

zen; und ich gewann wenig dabei, von der Erlaubnifs des noch immer, wie fonst, gefälligen und zuvorkommenden Aufsehers Lucas, fie einzeln wegziehen zu dürfen, Gebrauch zu machen. In diesen Schränken ist die treffliche Sammlung der ausgestopften Vögel, — der Konchilien, der Fische und Insekten. Eine Tafel über jedem Schrank nennt in einer konzentrirten Karackteristik die Arten der darin aufgestellten Thiere; inwendig sind Ordnungen, Gattungen und Unterabtheilungen und Namen auf kleinen Kartons verzeichnet. Der nicht ganz unwifsende Anfchauer bedarf keines Führers. In dem an diese Gallerie ftofsenden Saal find die ausgestopften vierfüsfigen Thiere, ebenfalls in Wandschränken aufgeftellt. Ein folcher Schutz gegen Staub und Verletzung war allerdings bei dem vielen neugierigen Zulauf an öffentlichen Tagen nöthig. Uebrigens aber ist der Anblik der grofsen wilden Thiere hinter einer Glaswand befremdend, und ftört die durch ihre natürliche Stellung und gute Erhaltung erregte Täufchung.

Durch die ansehnlichen Vergröfserungen des Gebäudes und durch die Vertheilung der grofsen Sammlung ist in der Hauptgallerie im ersten Stok Raum für eine ausgedehntere Anordnung der Mineralien-Sammlung gewonnen. — Büffon's fchöne St. ue, Pajou's Arbeit, die bisher der Treppe zur Dekoration dienen mufste, ftcht jezt befser, in der Bibliothek des Museums. — In dem Vorsaal der grofsen Gallerie ist ein fehenswürdiges Basrelief-Modell der Pyramiden Ebne von Egypten, etwa fechs und dreifsig Fufs ins Gevierte, nach den Rifsen des IngenieurGeneral Grobert von Holz verfertigt, und mit wirklichem egyptischem Sande von dieser Ebne inkrustirt.

An der linken Gartenseite hat man nach einem

guten Plan ein Gewächshaus für Pflanzen aus gemäßigten Himmelsstrichen (*serre tempérée*) erbauet, und neben dem Amphitheater des Gartens, Säle unter *Curiers* Aufsicht für die Sammlung von Thierskeletten, Präparate von Wachs und in Spiritus angeordnet.

Noch eine wichtige und nothwendige Verbeſserung ſteht dem Muſeum bevor: die Anlage eines gröſseren Wohnplatzes der wilden Thiere, ſtatt des jezigen kleinen ſogenannten Cirkus, in deſsen dunkeln und engen Behältern und Kasten die Löwen, Tieger, Bären u. a. eingezwängt ſind, und zu keiner freien Bewegung Raum haben. Der Architekt Molines hat den Plan zu einem neuen Thiergarten, eigentlicher einen Thierfelsen, gemacht, der ins Groſse ausgeführt, zwekmäſsig und ſelbſt von maleriſcher Wirkung ſeyn wird. In einer Vertiefung des Gartens, in der Gegend des neuen Gewächshauſes, neben dem Pfahlgehege, hinter welchem die beiden Elephanten umhergehen, ſoll ſich ein groſser von mehrern Seiten durchbrochner Fels erheben. Hier werden die wilden Thiere in vergitterten geräumigen Höhlen wohnen, die in der ſtrengen Jahrszeit durch angebrachte Röhren geheizt werden können. Ein in das Thal geleiteter Bach wird jeder Höhle friſches Waſser zuführen, und umhergepflanztes Gebüſch die Felſenwohnung beſchatten. —

Lacepéde und Cuvier haben kurze hiſtoriſche Nachrichten über die Natur und Lebensweiſe der in der Menagerie lebenden Thiere herausgegeben, die der Witwer Felix verkauft. Eben dieſe Gelehrten bearbeiten jezt ein gröſseres Werk über denſelben Gegenſtand, welches Heftweiſe mit nach der Natur gemalten Kupfern der Thiere erſcheinen wird.

Eine für das Museum wichtige Begebenheit war in diesen Tagen die Geburt von zwei Löwinnen in der Menagerie. Ich sah die Löwen-Mutter, *Constance*, eine Schwester des schönen afrikanischen Löwen, Marko genannt, bald nach der Stunde des Schmerzens, die sie diesesmal geduldig und ohne einen Laut zu geben überstand. Sie lag ruhig da, leckte ihre umher taumelnden Jungen und litt, dafs ihr Wärter Felix sie streichelte. Eben diese Löwin warf vor acht Monaten, unter fürchterlichem Gebrülle, drei Löwen, denen man die Kriegsnamen Marengo, Flerus und Gemappe gegeben hat. Eilf Wochen säugte sie ihre Jungen, die sie vier Monate getragen hatte; und gab ihnen dann von ihrer Fleischportion zu fressen. Unbehülflich liegen zwei dieser wohlgemästeten jungen Löwen vom Pariser Stamm den gröfsten Theil des Tages schlafend in ihrer Loge, oder sie stehen dumm und unbeweglich mit hängendem Kopf. Man sieht es ihrer ganzen plumpen Haltung an, dafs sie in der Gefangenschaft unter einem fremden Klima gezeugt wurden, und die Muttermilch nicht in der afrikanischen Wüste tranken. Der dritte junge Löwe ist verschnitten, und tummelt sich schwerfällig genug mit seinem Gefährten, einem Pudel, in einem offnen kleinen Hofe herum. Man sagt, er sey beifsiger, als seine mannhaftern Brüder. — Eine der drei übrigen alten Löwinnen hat völlig ihre wilde Natur behalten. Nichts kann sie bändigen; sie wüthet beifsend und springend umher, als wollte sie die Gitter und Mauren ihres Gefängnisses sprengen. Desto zahmer ist eine dritte. Geduldig leidet sie die Neckerei ihres Gesellschafters, eines Hundes, der sie an Bart und Mähne zaust. — Felix, der allen Parisern bekannte Thierwärter, ist auch mein guter Bekannter gewor-

den. Er läßt mich jedesmal in das innere Gehege seiner wilden Familie herein, unterhält mich mit seinen Heldenthaten in den Wüsten von Afrika, wo er einige dieser Ungeheure jung gefangen hat, belehrt mich über ihre Lebensart, Tugenden, Laster, und Kunstfertigkeiten, worin, wie er sagt, Lacepéde und Cuvier selbst manchmal seine Zuhörer sind, und allerdings hat keiner mehr als er Gelegenheit dieses Fach zu studiren. Er hat mich sogar eingeladen, einem Abendschmause seiner Thiere beizuwohnen, und ich werde das nicht versäumen. Da sieht man sie noch in ihrer wahren Natur und angebornen Kraft, diese armen Gefangnen. Ich habe übrigens Ursache, die Einladung als einen Beweis der besondern Gefälligkeit des Thierbändigers gegen mich anzusehen; da der Zutritt zu der Fütterung sonst verboten ist. Ein Soldat hatte vor kurzem die Unbesonnenheit, als die Thiere fraßen, mit seinem Säbel an das eiserne Gitter des Tigers zu schlagen. Die Wut des Tigers entbrannte, und fehte seine Mitgefangnen an. Der Aufstand und das Gebrülle war allgemein, und selbst dem Wärter furchtbar, der diesen Auftritt sehr passend *la terreur de la revolution des bêtes feroces* nannte. Bei meinem lezten Besuch des Cirkus fand ich die Loge des Löwen mit einem vorgeschobnen Brett verdekt. Ich sehe so gerne diese ernste, majestätische Gestalt. Wo ist, fragte ich Felix, unser Löwe? warum habt ihr ihn verstekt? — *„Il fait l'amour, Monsieur"* war seine Antwort. —

8.

Paris.

Larive — Lekains Schüler und von Voltaire geachtet — ein dramatischer Künstler, der viele Jahre mit Ruhm auf der Pariser Bühne stand, hat sie verlassen. Kurz vor meiner Ankunft, war er zum leztenmal aufgetreten. Nekereien und Lästerungen der Journalistenbande, und Undank des veränderlichen Publikums, haben ihn, nach langem Kampf gegen die Kabale, endlich vertrieben. — Ich sehe ihn noch im Geist, diesen grosen Schauspieler in Cäsar's Tod von Voltaire, als ich von Rom nach Paris kam; von dem Kapitol kam, wo Cäsar fiel, und noch die Bildnisse vor mir hatte, welche Brutus und Cäsars Züge darstellen, noch die Stadt, die Ruinen der Tempel und Patläste! In dieser Stimmung sah ich Larive, als Brutus, auftreten, und nie täuschte mich etwas so sehr als der Anblik dieser edlen Figur, dieses römischen Kopfes; nie erschütterte mich ein kraftvolles, schönes Spiel so sehr, als das seine. Noch jezt sehe ich ihn flehend zu des stolzen Diktators Füsen niederstürzen, höre noch Brutus, in diesem über Cäsars Tod oder Leben entscheidenden Augenblik, mit dem Hochgefühl eines freien Römers, mit dem Feuer der Ueberredung ausrufen:

Je déteste César avec le nom de Roi:
Mais César citoyen seroit un Dieu pour moi,
Je lui sacrifirais ma fortune et ma vie. *)

Larive, dieser Veteran und vieljähriger Beobachter der Ebbe und der Fluth — und des Verfalls

*) Ich verabscheue Cäsar mit dem Königsnamen: Cäsar aber als Bürger, würde ein Gott für mich seyn, dem ich mein Glük, mein Leben opferte. 3ter Akt. 4te Sz.

der dramatischen Kunst in Frankreich, hat in seinem selbstgewählten Exil eine Brochüre geschrieben, und sie in diesen Tagen herausgegeben: *réflexions sur l'art théâtral.* Sie enthält scharfe Wahrheiten über den Verfall der Kunst und über den Zustand der französischen Bühnen. Hie und da blikt wohl etwas Persönliches und der Verdruss über die erduldeten Kränkungen durch; das aber hebt für die Freunde Lariver's, wozu ich mich gerne zähle, das Interesse der Schrift noch mehr, und man legt die Blätter nicht weg, ohne den Menschen in dem Künstler zu lieben. Ich schreibe hier einige Stellen, als Resultate der in dieser Schrift enthaltenen Beobachtungen ab, — welche mit den meinigen von den Pariser Bühnen vollkommen einstimmen, und zum Theil auch auf den Zustand der deutschen Bühnen passen.

„Die dramatische Kunst in Frankreich ist sehr im Sinken. Unsre grossen Künstler der vorigen Zeiten sind nicht wieder ersezt. Mit gar zu wenig Mühe erndten unsre jungen Schauspieler einen vorübergehenden Beifall, um einen bleibenden verdienen zu lernen. — Die unermessliche Grösse und regellose Bauart unserer Schauspielsäle erstikt die Wirkung einer natürlichen Diktion. Das Organ, wie die Natur es gab, reicht hier nicht aus. Daher denn die falschen Intonationen, das Geschrei, das Gebrülle der Schauspieler. Das alte Schauspielhaus der Vorstadt St. Germain ist viel günstiger, sowohl was die Akustik als die Optik betrift. Lekain sah das ein, und wollte deswegen nicht im Tuilleriensaal auftreten. Er fand diesen zu gross, und seinetwegen ward der Saal mit einem Opfer von 40,000 Livres an der jährlichen Einnahme verkleinert. Und doch war dieser Saal in seiner ersten Gestalt um die Hälfte klei-

ner, als unsre jezigen. — Jezt scheint das Spiel des Tragikers, wenn man ihn in der Nähe sieht, übertrieben, und zu schwach, aus der Ferne angesehen. Das dumpfe Geräusch sumsender Stimmen, das von den Logen ausgeht, beunruhigt den Schauspieler, sezt ihn aus seiner Fassung. Zudem ist der Tempel der ernsten Melpomene durchaus nicht an seinem Platz in dem Quartier des Müssigganges, im Mittelpunkt der frivolsten Freuden. *) Man geht in das *théâtre français*, weniger des Schauspiels, als der Zuschauer wegen. In der Vorstadt St. Germain lieferte die hohe Schule **) aufgeklärte Zuschauer. Eine grosse Zahl von Kennern fand man in dem kleinen Saal. — Die Stunde des Mittagessens ist jezt der des Schauspiels zu nahe. Nach der Mahlzeit ist man mehr zur Freude, als zum Ernst, mehr zum Scherzen als zur Aufmerksamkeit gestimmt. Eine Stunde später sollte das Schauspiel beginnen. Dann würde das Publikum vieles bei der Darstellung des Stüks gewinnen, und der Schauspieler nicht mehr durch den Lärm der während der Vorstellung hinzukommenden gestört werden. Fällt eigne Täuschung bei dem Schauspieler weg, so hört sie vollends für den Zuschauer auf." — Larive sezt nun sein vormaliges Spiel in den vorzüglichsten Rollen auseinander, und erhebt sich dann gegen die Schauspieler, welche im Trauerspiel zu reden verschmähen. „Deklamiren, sagt er, ist das Talent aller, die ohne Talent sind: mit Adel reden ist das Höchste der Kunst." — Bitter klagt er über die Hezereien der Journalisten. „Der von Lästerern unaufhörlich geneckte Schauspie-

*) Das *théâtre français*, die jezige Bühne des Trauerspiels, liegt im *palais royal*.

**) Das Gebäude derselben liegt dort.

ler verliert alles Zutrauen zu sich selbst; und ohne dieses Selbstvertrauen giebt es kein grosses Talent. — Ihrer Würde schimpflich halten es unsre jungen Schauspieler, zweite Rollen unter den ältern zu spielen. Daher mangelt es dann allenthalben an einem Ganzen. So war es vordem nicht. Molé" — schön ist's, diese Huldigung eines grosen Künstlers von einem grosen Künstler zu hören — „Molé," sagt Larive, „Thaliens Liebling mit hohem Recht, Molé selbst, er, der sich mit uneigennüzigem Antheil der dramatischen Kunst weihet, verschmähete nie eine Rolle, und hob sie alle." — Es folgen nun ernstliche Erinnerungen an die neuauftretenden Schauspieler, bescheidner zu seyn, und im Schwindel über den erhaltnen Beifall nicht geringschäzig an ältere Künstler herabzublikeu; und ernstere Lektionen an solche Schauspieler, welche den ehrlosen Intriguengeist mit ihrem groben Stolz verbinden. — Das offne Glaubensbekenntnis Larive's, seiner, als angehender Schauspieler, begangnen eignen Fehler gereicht ihm zur Ehre und Würde, so wie der ganze Inhalt zur Lehre und Warnung, sowohl dem Publikum, als den Schauspielern dienen können, wenn beide verbesserlich wären.

Zu der neuesten Merkwürdigkeit der tragischen Bühne von Paris gehört die Wiedererscheinung des Cinna von Corneille, eines Stüks, das bei allen seinen innern Unvollkommenheiten, besonders der Sprache und des Verses, immer noch grose Schönheiten hat. Es war wegen der darinn vorkommenden heftigen Deklamationen gegen die wilde Volksregierung von der Bühne lange verbannt. Jezt, da diese, Dank sey es dem Genius der Ordnung und Ruhe! aus dem Staat wieder verbannt ist, dürfen Cinna und August

ungestraft dagegen deklamiren. Um der Aufführung des Stüks desto mehr Glanz zu geben, geschah sie auf dem Theater der grosen Oper. Von mehreren Seiten, sagt der Journalist von Paris, war es doch eine merkwürdige Erscheinung. Das Dichterwerk eines der Koryphäen der alten dramatischen Kunst, ist dem jezigen Geschmak nur wenig mehr angemessen. Man glaubt darin einen der alten Helden — aus den Bürgerkriegen, einen Guise zu sehen, welcher mit seinem Schmarren im Gesicht, in der Hand den unbehülflichen Speer, auf dem Kopf den geschlosenen Helm in Paris wiedererstcht, und gegen die *Incroyables* des *Palais royal* eindringt. Was die Vorstellung aber noch merkwürdiger machte, war der unerwartete Entschlus Molé's — der als Thaliens Künstler alt geworden ist, und als ein solcher den Kranz des Verdienstes auf seinem Scheitel trägt, — die Rolle des Augusts zu übernehmen. Dafs der Marquis im Cercle *) sich zum Kaiser machte, war ein Wagestük, und fiel etwas darnach aus. Die lange Gewohnheit, nur komische Rollen zu spielen, war in seiner ganzen Haltung, in den kurzen vervielfachten Gestikulationen, in dem Schleudern der Arme und Hände allzusichtbar, und pafste schlecht für den ernsten August. Seine schöne und richtige Deklamation konnte das nicht vergesen machen. Mit Recht aber ist es an Molé, als ein Zug der von wahrem Talent unzertrennlichen Bescheidenheit öffentlich gerühmt worden, dafs er beim Auftreten als August, mit der Stimme und am Körper merkbar zitterte. — Saint Prix war als Cinna fro-

*) Eine der glänzendsten Rollen dieses grosen Künstlers der Komödie, die er damals zum leztenmal spielte, und wirklich auch zu alt dafur ist.

ſig und troken. Mlle. Raucourt ſpielte die ſtolze Aemilie mit Hoheit — wenn ihr nur der gemeine Ausdruk ihrer Gesichtszüge nicht immer im Wege wäre. — Was mich vor allem bei der Vorstellung intereſsirte, war die Gegenwart Bonaparte's. Noch bleſs und mager von ſeiner lezten Krankheit, erſchien er, im zweiten Akt, in ſeiner Loge, und ein allgemeines dreimal wiederholtes Beifallklatſchen erhallte als Willkommen, durch den Saal. Es war das erſtemal, daſs ich ihn im Schauſpielhaus; das erstemal, daſs ich öffentliche Zeichen eines allgemeinen Antheils an ſeiner Person bemerkte. Verſchiedene Stellen, welche man auf ihn deutete, wurden beklatſcht, und alle Köpfe im Parterre richteten ſich dann nach der Loge, wo er auf die Vorstellung aufmerksam ſaſs. So, die Stelle:

*Rome tient des Conſuls ſa gloire et ſa puiſſance.**)

Dann die Stellen, welche ſich auf den geſcheiterten Mordplan gegen August beziehen, der, wie der vom 3ten Nivose gegen Bonaparte, von Verworfnen gemacht ward, um den Staat zu ſtürzen, und von welchen Menſchen August ſagt:

— qui — ſi tout n'eſt renverſé, ne ſauroient ſubſiſter **)

Als der von dem groſsmüthigen Imperator gedelmüthigte und reuige Cinna in der lezten Scene ausruft:

Puiſſe le grand moteur des vos belles deſtinées
Pour prolonger vos jours, retrancher nos années. ***)

*) „Von den Konsuln empfangt Rom, Ruhm und Macht."

**) „Die, wenn nicht alles zusammenstürzt, ſich nicht erhalten konnten."

***) „Mögte der groſse Lenker deines ſchönen Lebens unſre Jahre verkürzen, um die deinigen zu verlangern."

ward lebhaft geklatscht, aber besonders stark bei dem Vers in einem der frühern Akten:

Le pire des etats, c'est l'etat populaire. *)

Das berühmte Wort: *Soyons amis, Cinna!* erschütterte Bonaparte sichtbar. Er beklatschte es mit Enthusiasmus. Eine Aeufserung, die wohl mehr werth war, als die Thränen, welche der grofse Condé bei dieser Stelle vergofs.

Durch die Abwesenheit Talma's auf einer vierteljährigen Reise durch Frankreich, verliere ich viel. Kenner sind des Lobes voll über diesen treflichen Tragiker. Er soll von dem für die ächte Kunst gefährlichen Wege, der ausschweifenden Deklamation und krampfhaften Gestikulationen, zur Wahrheit und Natur der Darstellung zurükgekehrt seyn. Auf jenem schlimmen Wege sah ich ihn vor fünf Jahren. — Der junge Schauspieler Lafond ist jezt Liebling des Publikums. Eine schöne hohe Gestalt; ein volltönendes Organ. Er gefiel mir sehr in mehrern Scenen der Zayre, als feurig liebender, von Eifersucht glühender Orosmann. Ausdrukvoller und rührender ward das berühmte: *Zayre, vous pleurez?* vielleicht nie gesagt, als wie er es sagte. Nur, dafs er dabey vor ihr aufs Knie niederstürzte, schien mir nicht in dem Karakter dieses schönen Augenbliks zu liegen. In mehrern andern Rollen war Lafond mir weniger lieb. Ich fürchte, den jungen Künstler verdirbt der übertriebene Beifall, mit welchem er jedesmal auftrit, und er bettet sich zu gemüthlich auf die leichterworbenen Lorbeeren, womit das Publikum ihn wirft. — Eine ganze Reihe junger Mädchen, Mlle. Volnais,

*) „Unter allen Regierungsformen, ist die Volksregierung die schlimmste."

Legros, und nächstens Mlle. Bourgoing treten jezt als neuangenommene Priesterinnen der tragischen Muse gleich in Hauptrollen auf, werden durch stürmischen Beifall zum ersten Künstlerrang erhoben, und sieher schwindelnd davon. — Aber ich wasche meine Hände darüber, und bin weder berufen noch gestimmt, die Musterung der magern französischen tragischen Bühne vorzunehmen. Berühmte Namen der Dichter reizten mich mehrmals zum Hingehen, aber ich gieng nur selten halb befriedigt wieder weg. Desto mehr wahren Genuſs gewährt das unerreichbare Spiel Molé's und Mlle. Contat in der Komödie. Weit lafsen diese beiden groſsen Künstler alle übrigen Helden der hiesigen Bühnen hinter sich. Fleury ist krank. Auch er soll, wie man sagt, viel leisten. — Die Mittelmäſsigkeit, wozu die Schauspielkunst verdammt ist, hat meine vordem leidenschaftliche Liebhaberei dafür abgekühlt. Ich finde nur selten Ersaz für den hingegebnen Abend, und es ist mir peinlich zu sehen, wenn einmal ein guter Schauspieler auftritt — um gegen alle die Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihm von, die Darstellung schlecht unterstüzenden, Mitspielern, auf jedem Schritt seiner Rolle in den Weg gelegt werden — Dazu kommen in Paris die vielen Opfer, die man dem Entschluſs, das Schauspiel besonders in dieser Jahrszeit zu besuchen, bringen muſs Die Nothwendigkeit eine oder wohl gar zwei Stunden vor dem Anfang hinzugehen, um einen guten Plaz zu finden; die Schweife vor- und das Gedränge an den Billet-Büreaus, wenn man nicht vorher ein Billet holen läſst; die unendliche Länge der Zwischenakte, und, das Schlimmste für mich, die erſtikende Hize, die verdorbne Luft in den gedrängt vollen Schauspielsälen. Allen diesen und mehrern mit dem

Schauspielbesuch verknüpften Unbehaglichkeiten, ziehe ich einen Spaziergang in den Tuillerien, und in den Elyseischen Feldern, eine Fahrt in die Gegend von Paris, oder das Umherschlendern auf den Boulevarts vor.

Doch wenigstens ein Wort von der hiesigen Erscheinung des deutschen Posenreisers Elmenreich, der nur auf den mittelmäfsigsten Theatern Deutschlandes als mittelmäfsiger Buffo gelten kann, und, mit mehr Umfang der Stimme, doch weit hinter Bianchi in Berlin steht. Ich sah ihn seine Schusterrolle (*il calzolajo*) und den Kapellmeister (*Maestro di Capello*) auf dem vormaligen *théatre italien*, jezt *opera comique national*, spielen. — Was für unsern Galleriengeschmak kaum hinreicht, fand hier doch sein Publikum. Man wufste sich anfangs nicht in die Art von *Intermezzi* zu finden; es war den Leuten neu, schon deswegen willkommen und *bien drôle*; aber man gestand doch bald: oft läfse sich dergleichen nicht sehen, man halte es nicht aus. Im *Maestro di Capello* sprach Elmenreich sogar viel deutsch, — und welches deutsch, im platt österreichisch-schwäbischen Dialeckt! und vor einem erzfranzösischen Publikum! Auch die Kekheit ward *bien drôle* gefunden, und man fragte um sich her: *qu'est ce qu'il dit? mais mon Dieu qu'est ce donc, qu'il dit?* (was sagt er? was in aller Welt sagt denn der Mensch da?) Ich lachte über die Posen, womit dieser Günstling unserer Gallerien die neugierigen Pariser nekte; hütete mich aber auf meinem Plaz im Parket mich als Deutscher zu entdeken, den Uebersezer der platten Späfse zu machen, und dadurch den übeln Ruf, worinn der Schauspielgeschmak Deutschlandes in Paris steht, noch zu vermehren. Aber man

ſage mir nicht mehr, daſs die Franzosen intolerant ſind gegen fremdes Verdienst. Elmenreich hatte Journalisten auf ſeiner Seite, und ſelbst der Moniteur ſprach mit mehr als Nachsicht, von ſeinem Bühnentalent. „Er ſey, ſo heiſst es in dem 294ten Stük, ein vollendeter Tonkünstler, ein ziemlich origineller Buffo, ein geübter Nachahmer; er kenne faſt alle Inſtrumente, ſey Sänger in allen bekannten Manieren, habe alle Tonarten in ſeiner Gewalt, treffe richtig alle Oktaven, rivaliſire abwechſelnd mit allen mit dem Munde nachgemachten Instrumenten, von dem ſchärfſten Tone der Queerpfeife an, bis zur diksten Saite des Contrebaſſes. Elmenreich ſey für ſich allein eine ganze Schauſpielergeſellſchaft, und ein vollſtändiges Orchester zu nennen." — Eine ſolche Poſaune, wie dieſe pariser iſt, fand doch Elmenreich noch bei keiner Fama des gegen eminentes Talent undankbaren Deutſchlandes, und ich zweifle, ob ſelbſt die ſolchen Harlequinsmasken eigne Kekheit dieses ambulanten Künstlers ſich je für das Univerſalgenie gehalten hat, was dieſer Moniteur im Ernſt, oder perſiflirend aus ihm machte. Zum Dank für den geerndteten Beifall will er ſich nun in Paris niederlaſſen, und hier eine deutſche Oper errichten. Ob er mit ſeinen übrigen Talenten auch das orphäiſche verbindet, aus Steinen Sänger und Tänzer zu ſchaffen, muſs die Zeit lehren. Wo nähme er gute Subjekte für ſein Unternehmen her? Soll es ſich auf deutſche Opern beſchränken, wie eng iſt dann die Gränze der neuen deutſchen Bühne in Paris. Und überflöge er die Gränze der Singſtüke — denn was iſt ſolchen Talenten unerreichbar! — und erſtiege ſich mit angeworbenen dramatiſchen Künſtlern wanderuder Theater, in das Fach des deut-

schen Schauspiels — — Ich mag nicht daran denken! *)

Die grofse Oper ist in Paris auch im Verfall, ausser Lais, der sich nicht immer gleich ist, hört man fafst nur brüllende und kreischende Sänger und Sängerinnen. Theuer genug wird mit den langen schlecht genug gesungnen Opern das Vergnügen erkauft, das die Ballette gewähren, die, immer im vorigen Glanz, seit meiner Abwesenheit **) durch mehrere neue treffliche Tänzer und Tänzerinnen noch gewonnen haben.

Selbst das merkliche Sinken der Kunst des ersten aller Tänzer Vestris wird kaum empfunden, da er in Milon, Beaupré u. a. Wetteiferer neben sich hat, die ihn bald ersezen werden, und was Bau des Körpers, Fülle der Formen, und Schönheit des Kopfes — der bei Vestris sehr hälslich ist — betrift, ihn schon übertreffen. Er bleibt immer noch ein grofser Künstler, wenn gleich die Abnahme seiner Festigkeit in den Wendungen (das *à plomb* des Tanzes) sehr merkbar ist, und er diese Abnahme der Kraft, umsonst durch die Grazie, womit er selbst aus seinem Gleichgewicht taumelt, zu versteken sucht. Die Ballette Psyche, Telemach und Paris erhalten sich als die ersten Kunstwerke ihrer Art. Nur ihre Dekorationen sind alt und räuchricht geworden, und die

*) Die Erscheinung dieser deutschen im vorigen Winter eröffneten Bühne in Paris, hat nur wenig Wochen gedauert. Der Direktor verschwand, lies die neue Gesellschaft im Stiche, und in nicht geringer Verlegenheit. Die Katastrophe wird, wie ich hoffe, vors erste von neuen Unternehmungen abschreken, bis der Genius des Geschmaks und der Kunst günstiger ist, als bei diesem.

**) Fragmente I. 84.

Maschinerien zeigen durch ihr Knarren und durch Stokungen einzelner Verwandlungen ihr abgenuztes Alter. Desto frischer und lieblicher sind zwei neue Ballette von Gardel, *la noce de Gamache* aus Don Quixote's Ritterzügen und la Dansomanie, ein wahres Meisterwerk des alten Balletmeisters, welcher selbst den Tanznarren darinn spielt. Das an sich höchst unbedeutende und leere Süjet, eines in den Tanz vernarrten und angeführten Alten, ist durch die Zusammenstellung zu einem der angenehmsten und unterhaltendsten Balletten gehoben. Jeder vorzügliche Tänzer, jede schöne Tänzerin ist nach dem Verhältnifs ihrer Talente an ihren Platz gestellt, um ihre ganze Kunst zu entwikeln, und man darf sagen, jeder von ihnen ist wie begeistert und wetteifert mit dem andern es zu thun.

Die Opera buffa der neu errichteten *Societé olympique*, hat sich in der Gasse niedergelasen, die von Bonaparte's vormaliger Wohnung, den Namen des Sieges erhielt. Mit allen Bühnen von Paris, auf welchen alten Ruhm und Namen sie sich auch stüzen mögen, gebührt dieser, wenigstens gleicher Rang, und unstreitig der Vorrang in der Anlage und inneren treflichen Einrichtung und Dekoration des Hauses. Das Orchester ist eins der ersten, und kein hiesiger Schauspielsaal gleicht diesem an Wohlklang der Musik und des Gesanges. Auf keiner Bühne Italiens habe ich einen komischen Sänger von der Stärke dieses Raffanelli im Gesang, im Vortrag des komisch deklamirenden Recitativs, und im Spiel, gesehen. Die längst auch in Deutschland bekannte gute Sängerin Strina Sachi und eine Parlamagni sind brave Künstlerinnen. Ihr einfacher italienischer Vortrag sticht sonderbar mit dem Singsang des gros-

ſen Haufens der Pariser Operisten ab; und ist daher wohlthätige Abwechslung für das Ohr. Das Publikum der italienischen Oper ist nicht groſs — und zu klein, als daſs ſie ſich lange halten könnte. — Man athmet hier freier, als in den übrigen Schauspielen, zudem hat das Haus ſelbst einen gewiſsen geheimen Reitz; man geht gerne hinein. Eine angenehmere, anziehendere Form, eine zwekmäſsigere Einrichtung, eine geschmakvollere Dekoration läſst ſich nicht erfinden, als der Baumeister Damesne in diesem Gebäude angegeben und ausgeführt hat. Hier ist weder von rein griechischem noch von rein römischem, noch von anderm reinem Stil die Rede, und darüber muſs man auch mit den meisten französischen lebenden Baumeistern nicht hadern wollen. Das Ganze ist ein Geschöpf der Phantasie des Künstlers, eine architektonische Licenz, es ſcheint den Regeln Troz und aller Konvenienz Hohn bieten zu wollen. Und doch ist der Reiz dieses Ganzen unwiderstehlich; und es hat wenigstens griechische Einheit in der Anlage und griechische Eleganz in der Dekoration. — Ich muſs, ſo ungern ich die undankbare Arbeit mache, Gebäude zu beſchreiben, Euch von diesem doch noch etwas ſagen, ohne mich an ſtrenge Genauigkeit und an architektonische Ausmeſsung zu binden. Ein weit geſchlagner Bogen, und eine Halle von breiten Maſsen öffnet an der Gaſse den Durchgang, zu einem viereckten ſchönen Vorhofe. In der Mitte ist ein unbetretner Grasplatz, um welchen rings her ein einfacher Säulengang anschlieſst, der gegen den Platz hin mit einem niedrigen leichten Gitter eingehegt ist. Darüber liegt eine offne Gallerie für den zweiten Stok des Hauses. Durch dieses Peristile kommt man zu einer geräumigen Vestibule und zu der ſchönen Dop-

peltreppe zum ersten Rang. Alles ist breite ſtarke Maſse in dieser Anlage, aber nichts ist ſchwerfällig, nichts drükend. Die Verzierung ist ſparsam und einfach, aber nicht ärmlich. Die Säulentreppe führt zu den heitern, geräumigen Korridoren, zu den Logenthüren und zu dem Foyer (Gesellschaftssaal). Eben ſo frei als die äuſsre Ansicht, ist der innre Saal, mit ſeinen offnen Gallerien und Logen, ſeiner hellblauen Hauptfarbe mit vergoldeter Arabeskendekoration; mit den freistehenden weiblichen Karriatyden von lieblicher Form, welche die obere Gallerie tragen; mit einer Reihe ſchöner Lampen, zwischen den Tragfiguren. Spielende Leichtigkeit, gefällige Heiterkeit, ist der Karakter des Innern dieses Saals. — Dann endlich der in eben dem Geschmak angelegte reizende Gesellschaftssaal (*Foyer*) der die Aufsicht von ſeinem Balkon auf die Säulengänge des Vorhofes hat. Auch hier ist die Harmonie der Farben und Dekorationen anziehend. Ich müſste zeichnen, um anschaulich darzustellen: und doch ist es nicht möglich das Vergnügen, die angenehme Täuſchung andern mitzutheilen, die ich in diesem Saal empfinde. Ich trete auf den Balkon hinaus. Die Abendsonne beleuchtet Säulengänge und Vorhof. — Ist das Platon's Akademie? ſind es Aspasien's lokende Hallen? Dort wandeln unter den Arkaden Arm in Arm zarte griechische Gestalten, leicht geschürzt, mit flatterndem Gewande. Ist es ein Chor junger Lehrlinge der Griechen? kommen ſie Opfer zu bringen in dem Tempel der Musen und Grazien? — — Operntand, flüchtiges Gebilde; die Täuſchung dauert kaum einen Moment. Hinter ihnen her ziehen häſsliche Karrikaturen in böotischem Kostum, mit ſouverainen Hosen, gepolsterten Halskräſsen, kurzen Röken,

ſtruppigem Haar, und Knotenkeulen. Unverſchämt zudringlich nähern ſie ſich den Weibergruppen. — Es waren Mädchen des *palais royal*, und ihr Gefolge, hiesige *Incroyables*. Der Traum iſt verſchwunden. Ich bin wieder in der *Opera buffa* von Paris. — —

9.

Paris.

Das Bürgerfest des vierzehnten Juli ist gefeiert; zwar nicht mit dem Geist und der Wirkung des Bundesfestes vor zwölf Jahren, aber doch mit vielem Pomp und mit Wohlbehagen aller, die daran Theil zu nehmen sich nicht schämten. Denn das scheint der Fall mit den höhern Pariser Bürgerklassen zu seyn, die am Vorabend dieses Tages aufs Land fuhren. Andre von dieser Klasse, die nie weiss, was sie eigentlich will, sahen dem Feste eine Stunde beim Schluss zu, um es zu tadeln oder doch die Achseln drüber zu zuken. *Tout cela*, hiess es, *n'est pas tout à fait mal, c'est même assez bien organisé; mais à la fin qu'est ce qu'on nous donne toujours mais toujours, des lampions et des fusées!* *) Es liegt etwas wahres in diesem Tadel. Die jezigen Volks-Feste sind im Ganzen einförmig. Man warf dem Direktorium den Opernpomp in den Dekorationen und Aufzügen seiner Feste vor, aber es war doch Abwechslung, es war wenigstens dichterische und malerische Bedeutung darinn. Alle Feste der jezigen Regierung bestehen hauptsächlich im Illuminiren und in Feuerwerk. — Genug aber, wenn der grosse Hause, für welchen sie bestimmt sind, sich daran freuet: es gehört die eiskalte Gleichgültigkeit der höhern Pariser Klassen gegen alles was geschieht dazu, um das gestrige Fest nicht gut angelegt, nicht abwechselnd und unterhaltend zu finden. Es ward von dem Volk, zwar ohne laute Aeusserung der Freude, aber doch

*) Alles das ist nicht ganz schlecht, es ist sogar ziemlich gut eingerichtet. Am Ende aber, was ists? Immer und immer nichts als Lampen, nichts als Raketen!

gemüthlich, und in ungestörter Ruhe und Ordnung genoſsen. Das war um ſo wohlthätiger, nach allen den fatalen dumpfen Gerüchten, welche ſeit einigen Wochen in Paris umherſchlichen, von einer an dieſem Tage ausbrechenden neuen Revolution, Contrerevolution — die verhaſsten Worte! — von einem groſsen Unternehmen, von der Proklamation eines neuen überflüſsigen Titels des ersten Konsuls und — — kurz, geschehen ſollte etwas, dem man ſelbst keinen Namen zu geben wuſste. Da waren ſchon viele verdächtige Leute arretirt, andre entfernt, und eine Menge von vierzig, ſechszig, ja hunderttausend, in Paris angekommen. Ich habe nie an eines dieser unzusammenhängenden Gerüchte geglaubt. Im Vertrauen auf Bonaparte, und auf einen heitern Himmel — denn es regnete alle Tage — überlies ich mich, ſo leicht und kurz als möglich geſchürzt, von Morgens zehn Uhr, bis ſpät in die Nacht, dem Strom der flutenden Volksmenge in den elyseischen Feldern, dem Schauplatz des Festes. — Ich will versuchen, einige Hauptzüge des Festes zu zeichnen; und muſs mit dem Vorabend beginnen. Freies Schauspiel in allen groſsen Theatern, groſse Volkshaufen warteten ſchon von Morgens an auf die Oeffnung der Thüren, welche um zwei Uhr geschah. Gedränge von allen Seiten, auf den Bänken, an den Gängen und Logen. In diesen ſtand eine Reihe Taglöhner in kurzen Jaken auf den Vorderlehnen; zwischen ihren gespreitzten Beinen ſtekten die Köpfe der Sitzenden durch. Bald wildes Gesumse, bald polternder Lärm allenthalben. Dazwischen das Geklinge und Geschrei: *à l'eau, à la fraiche, qui boit!* der Waſserträger, der die Limonadiers für den Abend ersetzte. Die Unterhaltungen ſind laut und allgemein. Der Laſtträger in

seiner ersten Rangloge, sieht ein Fischweib auf dem entfernten Balkon, und bietet der Freundin einen guten Tag! eine Gemüseverkäuferin im Parterre erzählt einer BlumenNymphe droben in dem fast unsichtbaren Paradies eine Marktneuigkeit, und das Publikum wiehert Beifall. — So wie aber der Vorhang in die Höhe rollt, herrscht tiefe Stille, die nur durch Beifallsklatschen der K[illegible] oder durch gewaltiges Lachen über witzige E[illegible]einfälle unterbrochen wird. Unvermuthet, und sehr [illegible], erschien mitten in dem Volkstumult, B[illegible]parte in seiner Loge in der Oper. — Gegen Abend drängten sich hunderttausende zu Fuss, zu Wagen und zu Pferde nach den elyseischen Feldern, um die halbfertigen und die vollendeten Zubereitungen zu dem Fest zu sehen, die Tempel, Theater, Amphitheater, Tanzsäle und Denkmäler. Vor allen reizte die Neugier der aus Wachsleinewand über ein Lattengerüst zusammengenagelte fünfzehn Ellen hohe Genius des Ruhms mit der Posaune, auf der Spitze eines von flachen Brettern an der Barriere von Chaillot oben am Fahrwege aufgethürmten Felsens, aus welchem die Vulkan-Explosion eines Feuerwerks hervorsteigen soll. — Der Friedenstempel auf dem grösten freien Platz (*grand carré*) der elyseischen Felder, ist von sehr edler Architektur und macht eine imposante Wirkung. Er ruhet auf hundert und acht doppelt und dreifach gestellten, wie gelber Marmor gemalten dorischen Säulen. Seinen vier Fronten gegen über, stehen Obeliske, Säulen und Trophäen den französischen Armeen gewidmet. Der grosse Platz auf der andern Seite (*Carré de Marigny*) ist ringsum mit grosen und kleinen Theatern besezt, — weiter hin sind Rennbahnen, Tanzsäle, Orchester. — Vom Marsfelde her-

über donnerten Kanonen beim Untergang der Sonne, und donnerten wieder, als sie am Festtage über Paris aufgieng.

Die Musterung der Konsulargarde war an diesem Tage aufs höchste glänzend. Die ganze französische Generalität in und um Paris in Gallauniform, die Konsuln, die Minister und das Gefolge in voller Pracht. Um zwölf Uhr sas Bonaparte im grosen Konsular-Kostum — seine unvortheilhafteste Kleidung — zu Pferde! Wo er gieng und ritt, begleitete ihn heute mehr wie sonst Geklatsche und der Zuruf: vive Bonaparte! Mit französischer Artigkeit nahm er aus den Händen sich ihm in den Weg stellender Frauenzimmer Bittschriften an, und reichte sie dem ihm immer zur Seite gehenden General Lannes. Desto militairischer verfuhren die wachhabenden Officiere in den Sälen des Schlosses gegen die Zuschauer. Die Damen, so war das Kommando, sollten vor den Fenstern, die Männer hinterwärts stehen. Diese französische Galanterie ward mit Kolbenstösen und andern Mishandlungen ausgeübt, und als die Menge nicht augenbliklich gehorchte: *Soldats en avant*! kommandirt, und der grösste Theil aus den Sälen vertrieben. „Ist es denn" fragte ich einen Soldaten der Garde, neben welcher ich stand, „ist es der Wille des Konsuls, dasa rechtliche Leute in seinem Hause so gemisshandelt werden?" Der Soldat zukte verständlich genug die Achsel, indem er auf seinen insolenten Officier sah, der mit dem Anstand und den Ausfällen eines Stukknechtes umhertobte. — Es war zwei Uhr als ich bei Very im Tuilleriengarten zum Mittagesen und dann zu den Kocagnemasten gieng. Ein ächtes fröhliches Volksspiel. Matrosen und Bauern bekletterten sechs in der Reihe aufgerich-

tete Mastbäume, an deren Spitze an mit Laub umwundenen Reifen die Preise für die hiengen, welche die Höhe erreichten. Dies waren silberne Becher und Löffel, Hüte, halbe Dutzend Strümpfe, Halstücher u. dgl. Mühevolle und doch vergebliche Arbeit für Viele. An den schlüpfrig gemachten Masten glitten sie nach kaum halb erkletterter Höhe wieder herab; Pfeiffen und Lachen war ihr Lohn. Einige erreichten mit nervigter MuskelKraft die Höhe und den Preis, und fuhren unter dem Zujauchzen des Volks an dem Mast herunter.

Garnerin stieg mit seiner Frau und zwei Begleitern in einem Aërostaten auf, schwang sich über Paris hinaus, um seine weite Reise (*voyage à long cours*) zu machen. Die weite Reise blieb zwar nur in der Zeitungsankündigung, doch stieg er in einer Entfernung von fünfzehn franz. Meilen erst wieder herab, setzte die Reise am folgenden Morgen mit eben dem Ballon bis etwa vierzig franz. Meilen von Paris fort. Garnerin hat neulich bei dem Minister des Innern um den Titel eines *Aëronaute du Gouvernement* angehalten. Chaptal antwortete ihm, er sei ja der *Aëronaute par excellence*, habe keinen Konkurrenten und bedürfe also keines Titels.

Nach der Luftfahrt trieben in dem *Carré de Marigny* die italienischen Polichinelle, die französischen Arlequins und Pantalons ihre Späße, die Seiltänzer ihre Luftsprünge, die Marionetten ihre Hoptänze, die Taschenspieler ihre Künste; alle auf einmal. Rings um den Platz standen ihre bunt dekorirten Bühnen; allenthalben war etwas zu sehen, zu belachen, zu beklatschen.

Zwei und zwanzig in den elyseischen Feldern vertheilte Tanzplätze, jedes mit Orchestern von vier

und zwanzig Instrumenten wurden eröffnet; aber zum Tanz ist das Pariser Volk noch nicht wieder elektrisirt, als es vordem war; es fehlt noch immer viel an der lauten Frölichkeit der sich sonst mit vollem Herzen freuender Franzosen, an der Lust, öffentliche Feste ganz zu feiern. Davon sah ich ein frappantes Beispiel, das die innere Lage eines Theils des Volks, den leidenden Zustand, aus welchem es hervorgeht, und seine Muthlosigkeit beweiset: wohlbedächtlich verschweigen die Journale solche redende Züge, wenn sie die allgemeine Fröhlichkeit des Volks an seinen Festen ausschreien. Einer meiner Freunde fand, während das Fest in vollem Gange war, den Taglöhner seines Hauses ruhig an der Thür stehen. Warum, fragte er ihn, gehst du denn nicht mit deinen Kindern zum Tanz in die elyseischen Felder? „Ich habe kein Geld für dergleichen, aber hier vielleicht Gelegenheit einige Sous zu verdienen." So, sagte sein Herr, hättest du mir nicht geantwortet, wie die Königin von Frankreich einen Dauphin geboren hatte. — „Hm! erwiederte der Taglöhner, jene Zeiten sind nicht mehr: damals konnten wir uns freuen, weil wir uns wohl befanden — jezt sind wir noch krank." — —

Wohlgeordnet war bei der Policei des Festes die Einrichtung, die Volksmasse durch Vertheilung der Schauspiele aller Art, auf verschiedene Plätze zu zerstreuen, zu theilen, in beständiger Bewegung zu erhalten. — Die Ess- und Trinkwaaren reizten auch den beissendsten Hunger, den brennendsten Durst nicht. Alle Genüsse hatten einen unreinlichen Anstrich. — Der Ermüdete musste einen Platz zwischen den Füssen der Gehenden suchen. Die wenigen Miethstühle wurden mit achtfachen Preisen bezahlt.

Der Abend grauete kaum, da flammten schon

Pechkränze und Talgschalen, Lichter und Lampen in allen Theilen des Waldes. Nach einer halben Stunde war er ganz erleuchtet, mit seinen Tempeln, Pavillons, Sälen, Alleen und Plätzen. Alles glänzte in buntschimmernden Feuern, diſseits und jenseits der Seine. Dort, am Ausgang der NationalBrüke, erhob ſich vor der Façade des Saals des *Corps legislative* ein herrlich erleuchteter Siegestempel, mit Sinnbildern, Altären, Statuen, Trophäen, Denkmälern und Nahmen der Heerführer, der Armeen, der Kriegsthaten und Eroberungen. — Wohlthätiger war im Walde ſelbst der Anblik des vorerwähnten Friedenstempels, der in einer mit groſser Kunst des Mahlerischen geordneten innern Beleuchtung mit Kronleuchtern, einem transparenten Feenpallast der Fabel glich. Auf dem weiten Plaz umher brannten Pyramiden, Orangebäume, durch Laternengehänge miteinander verkettet. Wie in einer abstralenden Glorie verklärt ſtand auf diesem ſchönen Plaze der Tempel des Friedens. Das *Conservatoire* der Musik führte darin rauſchende Chöre, Friedenshymnen, Triumphsymphonien von Gluck, Gossec, Lesueur, Mehal auf. Der erste Paukenschlag der beginnenden Symphonie von Gluck war das Signal zur allgemeinen Stille der wenigstens fünfzig tausend auf dem groſsen Plaz versammelten Menschen. Selbst der zarteste Ton der Instrumente war hörbar. Alles horchte den Harmonien; und dem Plaudern ward Stille geboten, wenn es einer wagte, Stöhrer dieser Ruhe zu ſein, die ſelbst von der Natur begünstigt ward: es war der ſtillſte Abend dieses Sommers. — Nicht weit von meinem Plaz ſtand eine Gruppe Husaren. Sie ſprachen laut, und klapperten mit ihren Säbeln. *Silence* ward gerufen: die Herren kehrten ſich nicht daran. *Paix!*

aux militaires (Soldaten: ſtille da!) rief erzürnt ein wohlgekleideter Bürger neben mir. Einer von ihnen wandte ſich rasch um: *est ce à nous, qu'on s'adresse?* „— *Oui c'est à vous Citoyens!*" „*Qui ose de nous apostropher ainsi?*" „*Nous*, rief derselbe Mann ſehr ſtark, *nous, qui vous payons!*" *) Die Soldaten ſtuzten einen Augenblik, und giengen dann weg. Solche treffende Erinnerungen dürfte unter andern Umſtänden wohl keiner wagen, diesen mehr als jemals vorlauten und keken franzöſischen Soldaten zu geben, und ſie wiſsen ſich zu einer andern Zeit dafür durch barsche, herrische Ausfälle gegen die ruhigen Bürger zu rächen, auch wenn eine glimpfliche Weisung zureichte.

Ein krachendes Meteor erschien plözlich feuerſprühend über dem Tempel. Ein groſser mit Feuerwerk gefüllter Ballon, war in einer andern Waldgegend aufgestiegen, und entladete ſich erst hoch in der Luft. Es war der ſchönste Augenblik dieser Nacht. Der Wald, die Stadt, die weite Gegend umher, war von der ſtarken Explosion hell erleuchtet; der lodernde Luftkörper zerplazte mit tausend Feuerkugeln und Raketen an der finstern Folie des nächtlichen Himmels. — Dagegen war das nun folgende sogenannte groſse Feuerwerk ein kleinliches Schauspiel. Zwiſchen der Theaterdekoration von bretternen Felsen ſtiegen Raketen, Lichtkugeln und Bomben lange einzeln hervor; ein Moment, es war der lezte des Feſtes, die Explosion des Vulkans, machte einige Wirkung. Während dieser langen Stunde des Feuerwerks drängte ſich die Volksmaſse zum Erſtiken auf dem Fahrwege, in

*) Meynt man uns damit? — Allerdings, Bürger, euch meynt man. — Wer unterſteht ſich uns eine ſolche Weisung zu geben? Wir, die wir euch bezahlen.

dessen Aufsicht das Feuerwerk aufstieg. *A bas les chapeaux! à bas les petits enfants!* (Hüte ab! weg mit den Kindern!) rief man von allen Seiten, wo durch die hohen Hüte, und durch die in die Höhe gehobenen Kinder die Aufsicht gehindert ward. Die sehr verzeihliche, aber bei solchem Gedränge gefährliche Gewohnheit der Pariser, ihre Kinder, groſs und klein, auf den Schultern herumzuschleppen, machte eine sehr humane Maaſsregel der Policei nothwendig. In einer der Seitengänge des Waldes war ein Büreau für verlohrne Kinder errichtet. Die vielen sich verirrenden und nun nach den verlohrnen Eltern winselnden Kinder, wurden in diese Policeibude gebracht, wo die Eltern sie wieder zu finden wuſsten.

Merkwürdig war die allgemeine ungestörte Ruhe und Ordnung, die während des ganzen Tages unter der ungeheuren Maſse von Menschen, welche ohne Uebertreibung auf mehr als eine halbe Million anzuschlagen ist, herrschte. Nur ein Trieb, eine Begierde, die zu sehen, beseelte alle. Keinen Zank, kein Uibergeschrei hörte man; empfand kein muthwilliges Gedränge; man sah selbst keinen Betrunknen und würde das leztere dem wirklichen Genuſs des Vergnügens am liebsten verziehen haben. Die Ordnung herrschte unter den Zuschauern durch sich selbst, ohne Erinnerung durch angeschlagne Plakate, ohne Zwang der Bajonette, die an dem Tage unsichtbar waren. In sehr gesuchten Ausdrüken sprechen die heutigen Journale von der Stille bei dem Fest, das sie keiner andern Ursache zuschreiben, als dem vollen Genuſs der dem Volk gegebnen Freuden. „Das Vergnügen selbst, sagt ein Journalist, hatte die Vorsorge übernommen, welche Unfällen vorbeugt. Allenthalben sah man den lärmenden Tumult der Fröh-

lichkeit, aber eben so auch die ruhige Wachsamkeit guter Ordnung, welche den Genuſs des Vergnügens sichert und erhöhet. — Die Kunst hatte ein neues Elysium in das alte (*champs elysées*) hineingezaubert. Gänzliche Vergeſsenheit des Vergangnen, tiefe Sicherheit bei der Gegenwart, süſse Hoffnungen von der Zukunft, gänzliche Entfernung aller Unruhe, aller Furcht — war die Seele des Festes. Das Fest habe drei Millionen gekostet, sagen die Leute, welche die Freude nach Thalern schäzen, und beim Sinken des Geldwerthes gewinnen. Das Fest, versichern wir, hat nicht mehr als dreihundert tausend Franken gekostet." u. s. w. Chalgrin, ein Architekt der Regierung, hatte den Pomp und die Gebäude des Festes, Despreaux die Lustbarkeiten angeordnet.

Es war nach Mitternacht, als ich den groſsen Sammelplaz verlies, wo die Tanzorchester fortfuhren, für wenige Tanzende zu spielen. Treflich erleuchtet sah ich noch den Eintrachtsplaz, den Marine-Pallast und mehrere Hotels jenseits der Seine. Selbst die unförmliche NationalSäule machte erleuchtet bis an die Spize, die von Pechpfannen loderte, eine schöne Wirkung aus der Ferne. Die Seiten des langen Weges von der Barriere der elyseischen Felder bis auf diesen Plaz hin glichen, mit ihren brennenden PyramidalFormen, zwei feurigen Mauern, die an diese Feuersäule zusammenstieſsen. — Der enge Durchgang in den Tuilleriengarten war nicht ohne Gefahr. Die ganze Menschenmaſse muſste sich gegen das einfache Gitterthor hin zusammendrängen, um hindurch zu kommen. Man ward in dem Gedränge fortgetragen. Irgend eine zufällige Stokung im Thor, oder ein durch Unruhstifter angelegter Lärm auf dem

Plaz, wäre in einem Augenblik für viele tödlich geworden. Es gab einen solchen kurzen Augenblik, wo Geschrei in dem eng gepreſsten Hauſſen entstand, der mich mit Angst an die bekannte gräſsliche Scene am Abend der Vermählungsfeier Ludwig 16 erinnerte. Nach dem Feuerwerk auf diesem Plaz wurden in der Gaſse zwischen den Mauern des jezigen Marine-Pallastes — damals (*Garde des Meubles*) dreihundert Menschen durch eine plözliche Stokung in dem Gedränge der Weggehenden erstikt. — Wie wohl ward mir, als ich die drängende Maſse durch das Gitterthor hindurch gearbeitet hatte, und ich frei in den Tuillerien-Garten hinausſchweifen konnte. Auch dieſer Garten und der Pallast der Regierung war herrlich erleuchtet. Desto ſparsamer aber brannten einzeln die Lichter und Lampen an den Fenstern oder über den Thüren der Privathäuser in Paris, die dem Befehl zu illuminiren ſchlecht gehorchten. Ein Pariser Journal merkt an, daſs in der Straſse Lazare eine Wäscherin die Fenster ihres dritten Stoks ſchön erleuchtet hatte, während an dem ganzen Palais ihres Nachbarn, eines Millionairs, nur acht Lampen brannten. Feierlich war die nächtliche Stille in allen Gaſsen in einer Stunde, wo in dem entferntern Theil ganz Paris noch auf den Beinen ſtand. Alles Fahren hatte die Policei verboten. Das war eine Behaglichkeit dieses Tages mehr, mir aber der Eintritt in mein ſtilles Zimmer um zwei Uhr nach Mitternacht über alles behaglich.

Unter den Lobgedichten auf dieses Fest ist eins, das ich hier nicht ſeines poetischen Werthes, ſondern deſswegen aus einem öffentlichen Blatt abſchreibe, weil es in das höchste aber doch immer ſehr zweideutige Lob einſtimmt, welches viele Franzosen nur

über die jezige Regierung zu ſagen wiſsen, daſs ſie nehmlich ſich der alten nähere. Es ist von einem Exkapitain der Jäger ganz in dem kindlich ſüſslichen Ton gesungen, den vordem die Sänger dieser wegen ihrer Liebe zu ihrem Vater nur allzuberüchtigten, Kinder anzustimmen pflegten.

O douce ivreſſe, o transports raviſsans!
Dans tous les yeux le plaisir brille.
La grande et joyeuse famille
Fait retentir l'air de ſes chants.
Un héros a fermé le temple de la guerre,
Et l'on revoit enfin de fortunés instants.....
O mes amis, le bonheur des Enfants
Fait assez l'eloge du Pere. *)

*) O des ſuſsen Taumels, des ſeligen Entzükens! Freude glänzt in allen Augen Durch die Lüfte ſchallen Gesänge der groſsen frohlichen Familie. — Ein Held hat den Kriegstempel geschloſsen. Gesegnete Zeiten kommen endlich wieder..... Freunde! der Kinder Glük ist die ſchönste Lobrede des Vaters.

10.

Paris.

Unter zwei Stadtgegenden würde mir die Wahl schwer werden, wenn ich lange in Paris wohnte. Die eine ist das Quartier des Montblanc, der Gasse dieses Namens (auch *Chaussée d'Antin*) genannt, und der damit zusammenstoßende Boulevardt bis hinauf nach dem Quartier des Tempels. Die zweite dieser Gegenden ist die Vorstadt St. Germain. Jede hat ihr eigenthümliches Schöne und Anzügliche. Dort in dem Quartier Montblanc die freie Lage der großentheils neuen und angenehmen Häuser mit ihren Gärten, die freie Luft. Hier in der Vorstadt St. Germain, zuerst die herrliche weite Aussicht des Quays an der Seine, die an Großheit wenig ihres gleichen in europäischen Städten hat; dann die hinter dem Quay liegenden breiten Gassen, Bourbon, de l'Université, Dominique, Grenelle, Varennes u. a. vordem von den ersten Familien bewohnt. Diese Gassen sind von dem Lärm der innern Stadt frei; reinlich und ruhig, fast einsam, und daher in dem lärmenden Paris um desto angenehmer. Von den sieben Staatsministern wohnen vier in dieser Gegend. Viele große Häuser sind kaum halb von kleinen Bürgerfamilien bewohnt, in andern sind Fabrikanlagen gemacht. Die Miethspreise stehen hier außer allem Verhältniß mit denen in der innern Stadtgegend der Tuillerien, des *palais royal* und der Schauspielhäuser. Für eine Reihe von Zimmern, die da monatlich zwölf bis fünfzehn Karoline gelten, bezahlt man hier vier bis sechs. Für zwei Karolinen findet man im ersten Stok schon ein Paar elegant meublirte Zimmer.

Die vielen Sehenswürdigkeiten in dieser Vor-

ſtadt, und Geſchäfte, führen mich o.. dahin. Es iſt zwar eine kleine Reise von dem *Hôtel de l'Europe* am obersten Ende der Straſse *la loi*, wo wir jezt wohnen: aber zum Fahren können mich in Paris nur zwei Dinge zwingen — Regenströme, die in diesem Sommer ſich freilich nur zu oft ergieſsen, oder die groſse Hitze, die hier eben ſo ſelten iſt, als in Eurem Norden. Um Paris kennen zu lernen, um es zu beobachten, zu ſtudiren, um ſeine Schönheiten, wie ſeine Eigenheiten, zu mustern und zu genieſsen, muſs man in Paris gehen. Auf meinen Fuſsreisen nach der Vorstadt St. Germain habe ich mir zwei Ruheplätze erwählt. Die ſchönen Bäder Vigier's, auf dem Hinmarsch, zur Stärkung; und das liebliche Kaffeehaus in der Mitte der Brüke auf der Stelle, wo Heinrich des vierten EquesterStatue ſtand, auf dem Rükwege, zur Erfrischung. Meine beiden Stationen verdienen Eure nähere Bekanntschaft. Ich empfehle ſie jedem Fremdling, der, wie ich, in Paris wandert; er wird es mir danken.

Vigier's, auf der Seine an der Tuillerienbrüke ſchwimmende Fluſsbäder, ſind das Muster einer guten Anstalt dieser Art, und reizender ist nichts als die äuſsere Ansicht dieses ſchwimmenden Badegartens. Ein groſses Floſs mit blühenden Gebüschen und Bäumen, aus welchen in der Mitte das Badehaus hervorragt. Der breite gelaſsne Rand des Floſses trägt einen ringsumher laufenden mit Erde gefüllten Kaſten, aus welchem Orangebäume, Sirenen- und Jasminen- und Rosengebüsche, junge Platanen, hochſchwankende Pappeln hervorwachsen, und mit den ſchönsten Blumen abwechseln. Diese blühende Laubwand, birgt die Badekammern an der Fluſsseite gegen die Neugier und gegen die Sonne, weht durch

die Fenster ihren Duft herein. An der andern Seite bei dem Eingang ist ein Zelt zwischen dem Baum- und Blumengang und den Zimmerfenstern ausgespannt, mit Tischen und Stühlen zum Frühstük darunter. Längs dem Ufer stehen Orangebäume zu einer Allee geordnet, die zu einem kleinen Pavillon führt. Für ein warmes oder kaltes Bad, nach der gewöhnlichen Einrichtung, mit erwärmten Handtüchern, wird nur 30 Sous bezahlt. Ein geringer Preis für diesen Genuſs des Nützlichen und Angenehmen. Einige Sous giebt man für die aufmerksame Bedienung freiwillig und gern; 12 Sous kostet eine Schale mit guter Bouillon und geröstetem Brod; jedes andre Frühstük hat seinen bestimmten Preis, wird reinlich bereitet, und unter dem Blumenzelt genoſsen. — Das Kaffeehaus vor dem Garten, auf der andern Seinebrüke (*pont neuf*) mögt' ich *le Coffée du bon Henri* nennen, ohne mich der Sünde zu schämen, eine solche Kleinigkeit mit dem edlen Namen des Mannes zu belegen, an deſsen Denkmal auf eben dieser Stelle jeder gute Franzose vordem einen Blik der Liebe hinauf warf. Das Plätzchen ist so freundlich; die Aussicht auf die Seine und an ihren herrlichen Quays hinab, so groſs und anziehend; der Horizont so frei. In einem eleganten Salon, der sich gegen ein Gärtchen öfnet, in welchem auserlesene Blumen und Gewächse sorgsamst gezogen werden, findet man ein vortreffliches Frühstük und die Blätter des Tages. Dahinten und im Garten selbst liegen noch kleine Kabinette. Das Kaffeehaus ist keines der besuchtesten in Paris, und mir schon deswegen angenehm.

Es folge mir nun, wer von Euch sich rühmt ein guter Fuſsgänger zu sein: denn unsre Wanderung umfaſst den weiten Raum der Vorstadt St. Germain

und der Boulevarts. Der lange Weg wird Euch ein wenig ermüden, aber nicht gereuen.

Das Museum der Mineralogie im Münzhotel *) ist unverändert, seitdem ich es sah, in seinem äufsern Glanz und innern Reichthum. Ich finde manchmal den alten Lesage, Stifter dieser in ihrer Art und in der Pracht der Aufstellung einzigen Sammlung, und seine noch ältere Schwester an dem ägyptischen Feuerheerd mit chemischen Arbeiten beschäftigt, und lerne von ihnen.

An dem Quay im Angesicht der NationalBrüke ist der neue Saal der gesezgebenden Versammlung in dem vormaligen Pallast Bourbon von einem Architekten, Namens Gisor, erbauet, und war dem Rath der Fünfhundert bestimmt. Ich müfste Zeichner seyn, um diesen grofsen, glänzenden Saal anschaulich, wenigstens im Umrifs, darstellen zu können. Mit mehr Pracht ist in Frankreich vielleicht kein Gebäude dieser Art errichtet und dekorirt, als dieses — und das in den Jahren des tiefsten Verfalls der Staatsfinanzen, und der Armuth des grösten Theils seiner Bürger, wo die unglükliche Handwerker und Arbeiter von der Regierung mit Papier ohne Werth bezahlt wurden. Der Gedanke schwächt bei mir den Eindruk dieser glänzenden Halle. Ich glaube darinn den Pallast eines jener mit Goldflittern behängten privilegirten Staatsdiebe, einen Lieferanten, Agioteur, u. dgl. zu sehen, der des Armen spottend, ihm einen Stein statt Brod zuwirft. — Der Saal mit seinem Halbamphitheater, seinen Tribünen, seiner Rednerbühne und dem Präsidententhron, leuchtet vom schönsten Marmor, von Bronz, Akajouholz, Sammt und Gold. Die Statuen römischer und griechischer

*) Fragmente II. 147.

Gesezgeber und Redner und die allegorischen Basreliefs, sind von einem zwanzigjährigen Bildhauer Lemot, der jezt aus Italien zurükgekommen ist, um die erstern — bis jezt nur Modelle von Gips — in Marmor auszuführen. Die Schönheit der Kuppelform dieser von oben herab beleuchteten Halle, mit der Harmonie der Farben, dem zarten Geschmak, der sinnreichen Kunst gepaart, bezaubert das Auge: aber mir drängt sich nun einmal jenes Bild auf; es schwebt mir vor, wohin ich an diesen glänzenden Wänden blicke.

Ich verweile lieber in der polytechnischen Schule *), die in eben diesem Umkreise des bourbonischen Pallastes liegt. Jussieu, der Botaniker, sagte mir, als ich vor fünf Jahren mit ihm im Pflanzengarten gieng, „unser Garten würde sehr verbessert werden können, wenn das Direktorium auch nur eines der vielen überflüssigen chemischen Laboratorien in der polytechnischen Schule eingehen liefse, und diese an Schülerschnitzer verschwendeten Kosten unserm Garten schenkte." Sein Wunsch ist wenigstens halb erfüllt. Von den vier und zwanzig zur Uebung der Zöglinge vordem bestimmten Laboratorien sind nur fünf noch übrig, und ihr verschwenderischer Kostenaufwand ist grofsen Theils der innern Verbesserung des Instituts gewidmet. Die Säle für die Sammlung architektonischer Modelle, und für die Zeichnungsakademie, sind zwekmäfsig geordnet, und die Beleuchtungsart der lezten durch in verschiedner Richtung angelegte Fenster der gewölbten Saaldeke, ist sehr vortheilhaft für die Zeichnung nach Gipsen und nach lebendigen Modellen. Apoll von Belvedere stand auf der Tribune dieses akademischen Saals.

*) Fragmente II. st.

Weiter hinab längs der Seine ist das Invalidenhaus *), dieser dem Alter, dem Verdienst, den "verwundeten, doch unbesiegten Kriegern," mit königlicher Pracht und erhabener Menschlichkeit erbauete Pallast. — Innerhalb der Einfaſsungsmauer des groſsen Platzes vor der Façade ſind die vier antiken Pferde von vergoldeter Bronze aus Venedig aufgeſtellt, und dazwischen Kanonen und die angeketteten koloſsalen Sklaven von dem zerschlagenen Denkmal Ludwig 14. Man ſieht dieser den ſchönen griechischen Kunstwerken durchaus ungünstigen Aufſtellung die Verlegenheit, oder die Ungeschiklichkeit in der Wahl eines Platzes für ſie, deutlich genug an. Sie werden bald hoch, bald niedrig, bald rechts, bald links, und immer ungeſchikter geſtellt und gewendet. Von dem Platz des Louvres wurden ſie nach dem Platz der Invaliden gebracht, und ſollen, wie es nun heiſst, wieder nach dem Platz vor dem Konsularpallast wandern. Dort wie hier, und allenthalben werden ſie unvortheilhaft ſtehen, ſo lange man ſie ſo isolirt auf einen groſsen Platz ſtellt. Die Ansicht dieſer Pferde ist hier zu gesondert; ſo einzeln geſtellt, verlieren ſie ſich in dem weiten Raum, ihre Form fällt ins Kleinliche, und ihre Fehler werden ſichtbarer. In einer Gruppe und in mäſsiger Höhe geſtellt würden ſie am vortheilhafteſten geſehen werden. Man ſinnt auf ein NationalDenkmal, und die Wahl fiel bisjezt nur auf ungestaltete Formen. Würde der Zwek nicht ganz erreicht werden, wenn man auf einem der ſchönen Plätze der Hauptstadt einen Triumphbogen errichtete, und den Siegeswagen der Republik, von diesen aus Italien erbeuteten Pferden gezogen, darauf ſtellte? Sie waren, ſo weit man in-

*) Fragmente I. 67.

rer Geschichte muthmaſslich folgen kann, ursprünglich bestimmt, NationalDenkmäler zu verherrlichen, Trophäen des Sieges zu sein. Dazu eignet sie der Karakter, den der griechische Künstler ihnen gab, der Stolz, der Muth in ihrer Haltung. Vor Bonaparte's KonsularPallast stunden sie an ihrem Platz; nur stellt man sie, wie es jezt heiſst, nicht auf die Pfoſten des eisernen Gitterwerks vor den Tuillerien. Ungeschikter konnte nichts geschehen, als das.

Das Haus der Invaliden wird jezt nur von dreitausend und zweihundert alten oder verwundeten Kriegern bewohnt, seitdem in mehrern Städten der Republick solche Prytanäen errichtet, und die zehntausend Bewohner, für welche hier Raum ist, vertheilt sind. Ein alter Soldat führte mich zuerst hinauf in die Bibliothek, welche Bonaparte, wie die Inschrift über der Thür sagt, für die Invaliden einrichten, und vor kurzem eröffnen liefs. Sie besteht aus vierzehntausend Bänden, militairischer, historischer und geographischer Werke, und aus Biographien berühmter Helden älterer und neuerer Zeiten. Eine Reihe Invaliden ſafs emsig lesend an den Tischen umher. Ich bat den Bibliothekar, einen alten Offizier, mir einen Band des Plutarchs zum Nachsehen zu reichen. Er that es, mit der höflichen Aeuſserung, die Sammlung sey sonst nur zum Gebrauch der Bewohner des Hauses bestimmt. — Die Wohnzimmer, die Schlaf- und Speisesäle sind reinlich, doch nicht luftig genug. In der Leinenkammer findet jeder Invalide nach seiner Nummer seine gereinigte Wäsche in numerirten Fächern, und liefert wöchentlich die schmuzige zurük. — Der Tempel des Mars, vordem die berühmte Kirche der Invaliden, war jezt in vollem Glanz des Sieges, des mit Strömen Bluts

errungenen Sieges. Unter der Kuppel vor dem hohen Dom, vordem die Stelle des Hochaltars, ſteht jezt auf einer Estrade die bekannte ſchöne Statue des ruhenden Kriegsgottes von Bronz. Um ihn her ſind Trophäen der Siege in Egypten und bei Marengo, Tafeln mit den Namen belohnter Krieger, Schilder mit den Namen der Armeen und ihren Thaten. Ueber dem Gesimse rings an dem Gewölbe hin, ſteken die in diesem Kriege eroberten Fahnen, und unter dem Dom in dreifachen Reihen über einander; von allen Formen, Farben und Zeichen. Achthundert und zwei und zwanzig ſolcher Trophäen ſind in diesem Tempel. Die ganze Zahl der von jeher eroberten Fahnen, Standarten und Flaggen in Paris, wovon der gröſte Theil noch aufbewahrt, oder zu Dekorationen in den Häusern der Regierung angewandt ist, beträgt, nach der Angabe des Aufsehers dieses Tempels dreitausend und fünfhundert Stük. — Mit diesem Apparat des Kriegsgottes, ſtehen die Insignien der katholischen Religion als Reste der vormaligen Kirche im ſonderbaren Kontrast. Es ſind Vorstellungen der himmlischen Seligkeit, Gruppen musicirender Engel und wunderthätiger Heiligen, an den Plattonds des Doms und der Kapellen, marmorne Heiligenbilder u. dgl. An der breiten Seitenwand des herrlichen Doms ist das Grabmal des groſsen Turenne's, aus der Kirche von St. Denis, errichtet. Es imponirt, ſo groſs, ſo allein, wie es da ſteht. Die Inschriften ſind davon genommen: bloſs der Name des Helden ſteht an der ſchwarzen Marmorplatte des Sockels, hinter welchem die Reste des Körpers ruhen. Sie wurden in dem Kirchensturm von St. Denis gerettet, und einige Jahre in der Skelettsammlung des naturhistorischen Museums aufbewahrt *). In der groſsen Niche

*) Fragmente II. 64.

gegenüber ist das Goblins-Gemälde des Uebergangs über den Rhein im J. 1672 unter Türenne's Heerführung aufgestellt, und an den Seitenwänden des Tempels sind Schlachtengemälde und Darstellungen aus der neuesten französischen Geschichte, unter andern der Heldentod des edlen Desilles zu Nancy im Anfang des Bürgerkriegs. —

Als ich das leztemal an einem schwülen Mittage das Invalidenhaus verlies, gieng ich gegen die Seine hinaus, in das Wäldchen vor der Auffahrt des Pallastes. Im Schatten sas ein alter gelähmter Soldat, und schnizte seine Krüken. Um ihn her waren Haufen halbnakter Kinder der Anwohner dieses Platzes: einige spielend, andre schlummernd im Grase. Eine schöne malerische Gruppe! Ich gesellte mich zu ihr, und fand mich bald mit dem alten ausgedienten Krieger im Gespräch. Er erzählte mir von de Grasse's Seeschlacht, in welcher eine Kanonenkugel ihm die Hüfte zerschmettert habe: „seit zwanzig Jahren, sagte er bewegt, lebe ich hier der Nation zur Last, und kann ihre Wohlthaten nur mit Essen, Trinken und Schlafen vergelten, und nichts anders thun, als, wie ihr seht — mir Krüken machen." Von Bonaparte's Aufmerksamkeit und Liebe zu dieser Verpflegungsanstalt ausgedienter Krieger, sprach er mit dem ruhigen ungeschmükten Ton des wahren Lobes, so wie von der Unterstüzung seiner Befehle zum Besten des Hauses durch den General Berruyer, den Gouverneur der Invaliden. Aber die Unterbedienten! Hier, wie in den meisten Verpflegungsanstalten, sind es Wucherer. Wenn die zur Untersuchung der Speisen beorderten Officiere einige Tage ausbleiben, ist es gleich an den schlechtern Speisen und Getränken merklich. — Diese Pflegekin-

der der Nation erhalten täglich eine Portion Fleisch — freilich nicht grofs, — Suppe, Gemüse, und ein Maafs Wein zum Mittagefsen, das um neun Uhr Morgens fchon aufgetragen wird: zum Abendeifen um fünf Uhr, abwechselnd Gemüse und Fleischspeise, und alle zwei Tage ein Brod, zwei und dreiviertel Pfund fchwer. Das alles und die eingemischten Anekdoten erzählte er mit der gutmüthigen Weitschweifigkeit des Alters. — Vive Bonaparte! rief der Alte, den Hut fchwenkend, als ich aufftand, und ihm ein Stük Geld reichte. "Darauf trinkt, guter Freund, auch in meinem Namen!" Die Kinder-Gruppen um uns her, erhielten auch eine Gabe; ihr Jubeln lokte die entferntern Gefährten. Meine Taschen waren bald erschöpft, und der Anlauf der Kinder dauerte fort, trotz der Abmahnungen des ehrlichen Alten. — Wir mufsten fcheiden; und ich durchstreifte dann die füdlichen, dichtbelaubten und einsamen Boulevarts an den Vorstädten hin, bis zu der Sternwarte und der Goblins Manufaktur. Jene ist noch im Werden, wie vor fünf Jahren *). Einige fchöne Säle find fertig, aber noch ohne Apparat. Ein grofses Fernrohr war in Arbeit. Das Gestelle dazu fchien mir doch nicht die Leichtigkeit des Mechanismus und die Eleganz der Arbeit, wie das Herschel'sche zu Göttingen, zu haben. Die zu den Beobachtungen mit dem drei und zwanzig füfsigen Fernrohr hinausgebaute breite Terrafse, beherrscht einen freien weiten Horizont. Aber es fehlt an den Fonds, um die Vollendung des grofsen Gebäudes und alles defsen, was damit in Verbindung fteht, zu beschleunigen.

Die fchöne Manufaktur der Goblins war hingegen, vielleicht felbst unter der königlichen Re-

*) Fragmente II. 77.

gierung nicht in so grosser Thätigkeit, als sie jezt ist. Vierzig Weberstühle arbeiten, und doch, — es scheint ein Widerspruch — wurden die Arbeiter nie schlechter bezahlt, als jezt. Unter den sechs und neunzig Webern, erhielten zehn der geschiktesten — Künstler in ihrem Fach — noch vor kurzem das Tagelohn eines gemeinen Handwerkers, von 2 Livres und 10 Sous. Erst seit wenig Wochen, ist ihnen eine Zulage von 15 Sous zugestanden, wovon sie, ärmlich genug, mit ihren Familien leben müssen. Oft bleibt die Bezahlung Monate lang rükständig. Der Tagelohn der übrigen ist im Verhältnis ihrer Geschiklichkeit geringer. — Die Gebäude der Manufaktur sind erweitert. Sie verdankt ihrem Aufseher und Direktor Guillaumeau — einem eben so sachkundigen als gefälligen Mann, der mich in dem Institut herum führte, — grosse Verbesserungen und einige wichtige vervollkommnende Erfindungen. Einige neue Weberstühle sind so eingerichtet, dass das Stük, welches man weben will, in seiner ganzen Dimension auf einmal aufgespannt, und so bearbeitet wird, ohne dass es, wie bisher, auf- und abgerollt werden darf. Auch das Originalgemälde darf nicht mehr auf- und abgerollt werden, sondern steht ausgespannt neben dem Weber, und wird von oben herab durch mit Klappen versehene Dachfenster beleuchtet. Ausser der vortheilhaften Beleuchtung des Gemäldes, das sonst im Dunkeln versteckt hinter dem Weberstuhl stand, wird noch der Vortheil durch diese Einrichtungen erreicht, dass der Arbeiter sowohl das Gemälde, als auch seine gewebte Kopie ganz vor sich hat, die Wirkung des Ganzen besser beurtheilen kann, und dass beide mehr geschont werden, als sonst, da sie nur Theilweise soviel entrollt wurden, als der Arbeiter in einer Wo-

che oder in einem Monat verfertigte. Nun kann künftig ſtatt nach Kopien von Gemälden aus alten Schulen, nach den Originalbildern ſelbſt in der Gobblins Manufaktur gearbeitet werden, da die Beſorgniſs wegfällt, daſs ſie durch Auf- und Abrollen verdorben würden. — Eine zweite Verbeſſerung iſt die, daſs man jezt mit Wolle allein webt, und daſs zu den Lichtpartien keine Seide mehr genommen wird. Die hellen Farben Nuançen in Wolle, ſind zarter und vielfacher, und ihre Wirkung in den lichten Theilen ſelbſt iſt kräftiger, als die in Seide. Das ſchöne Spiel dieſer Farben, die ſanften Uebergänge und Abſtufungen ihrer Schattirungen, muſs man in dem groſsen Magazin der Manufaktur ſehen, wo die in einzelnen Bündeln gewikelte Wolle, Reihenweiſe in Börtern liegt. Die Anſicht dieſer tauſendfach kolorirten Maſsen feſſelt das Auge wie ein ſchönes Bild. — Es ſind Zeichnungsſäle zum Unterricht der Arbeiter eröffnet. Wenn ich aber noch etwas in dieſer vortreflichen Manufaktur vermiſse, ſo iſt es eine beharrlich gute Wahl der Originalgemälde, nach welchen gearbeitet wird. Es ſollten doch wohl nur Stüke von vorzüglichem Kunſtwerth, nur intereſſante Darſtellungen ſeyn, die man durch dieſe lange und mühſame Operation nachbildet, und durch die Dauer der Arbeit ſelbſt gleichſam verewigt. Aber nicht allein unter dem Vorrath der ſeit vielen Jahren ſchon verfertigten Gobblins, ſondern ſelbſt unter den noch jezt bearbeiteten Stüken, giebt es Kopien nach Gemälden, welche das Manierirte der altfranzöſiſchen Schule, und alle ihre Sünden an dem guten Geſchmak in der Kunſt an ſich tragen; bibliſche Geſchichten eben ſo alltäglich als unintereſſant. Indeſſen ſcheint man immer mehr von der fehlechten Wahl der Ori-

ginale zurükzukommen. Ich sah Kopien nach Coregio und Raphael, und Gemälde von vorzüglichen lebenden französischen Malern auf vielen Weberstühlen, so wie unter den schon fertigen Goblins. — Drei Arbeiter führen in vier Jahren ein gewebtes Gemälde mittlerer Größe aus, und in diesem Verhältniss ist der Preis von vier bis fünf tausend Livres für ein solches Gemälde mäßig. Die Goblinsstüke werden zu Dekorationen von Staatsgebäuden gebraucht, und bei feierlichen Gelegenheiten werden öffentliche Säle damit dekorirt, und sie wie vordem als Ehrengeschenke gegeben. Der Graf von Livorno erhielt, bei seinem Besuch des ersten Konsuls, drei große Stüke.

Ich war hier in der Gegend meines noch nie unbesucht vorbeigelassnen Pflanzengartens. Am Eingange sind Buden mit dem schönsten Obst. Nachdem ich das gravitätisch liebkosende Elephantenpaar besucht, und mit Brod gefüttert hatte, — ein Zoll den jeder Zuschauer ihm bringt, — trug ich meinen Obstkauf unter die Ceder von Libanon. Der Sitz hat, ausser dem romantisch klingenden Namen seines Baums wenig anziehendes. Die stolze Ceder wächst auf der mittlern Höhe des Gartens in voller Majestät empor, ihre Krone verbreitet sich im weiten Umfang; aber unwirthbarer ist kein Baum, als sie. Zwischen dem traurigen Stachellaube ihrer kalten Aeste nistet kein Vogel; nur den schreienden Ton des Todtenvogels hört man zuweilen in dem Wipfel; herbstlich sauset der Wind durch das starre dem sanftern Hauch unbewegliche Laub. — Ich verlasse den Garten nie, ohne einen neuen Fund gemacht zu haben. Als ich heute von seinem Hügel herab kam, fand ich Daubenton's Grab einige Schritte hinter der Ceder. Auf dieser glüklich gewählten Ruhestatte des Ne-

flors der französischen Gelehrten, ist ein einfach schönes Denkmal. Die gebrochne Säule von orientalischem Granit, steht mit ihrem Fuss von weissem Marmor, zwischen malerisch gruppirten grossen Erzstufen, versteinerten Stämmen, kristallisirten Gips- und Salzklumpen. Noch war keine Inschrift daran; der Karakter des Denkmals selbst ist redend genug. Ich traf an dem Grabe einen seiner vormaligen Schüler, einen jungen Naturforscher, der mit tiefer Rührung von den lezten, immer noch den Wissenschaften und dem Vaterlande gewidmeten Tagen des achtzigjährigen Greises sprach. Der Konsul hatte ihm eine Stelle im Erhaltungs-Senat verliehen, und gleich in der ersten Sitzung rührte ihn der Schlag. Von einem feierlichen Leichenzuge begleitet, ward Daubenton auf der Anhöhe des Gartens, in welchem er sich durch seine vieljährigen Arbeiten und durch die Anordnung der Mineralsammlung, einen bleibenden Ruhm erwarb, begraben.

Von dort gieng ich in die Schule der Arzneikunst (*école de Médecine*) und fand in dem Amphitheater eine Versammlung von mehr als fünfhundert Zuhörern der chemischen Vorlesungen Fourcroy's. Die Fresko-Gemälde waren vordem zum Theil Allegorien auf Ludwig 16, den Stifter dieses schönen Hörsaals. Seit der Zeitrechnung der neidischen Republik, sind die Inschriften und Hauptfiguren geändert. Eine der neuern lateinischen Inschriften gehört zu der Klasse der wortspielenden Aphorismen, worin die Pariser sich so sehr gefallen. „Um Menschen zu morden," sagt diese Ueberschrift an dem Saalgesimse, „waren die alten Theater geöffnet, unsre Theater sind geöffnet, damit die Menschen lernen, lange

zu leben." *) — Der grofse Aeskulap, welcher wenigstens in dem Wandgemälde dieser medicinischen Schule den Vorsitz führt, wolle den Lehrern und Schülern der französischen etwas berüchtigten Arzneikunst, die Wahrheit dieser Worte verleihen!

Den Pallast Luxemburg, einst der Wohnsitz des gestürzten Direktoriums der französischen Republik, fand ich als das Bild der Verwüstung, gleich einem geplündertem und zerstörten Schlosse wieder. Wenigstens konnte ich mich dieser Idee nicht erwehren, so zufällig auch die Veranlafsung war. Der Pallast ist dem Erhaltungs-Senat eingeräumt, und wird neu eingerichtet. Die Oeffnungen der Fenster und Thüren waren mit Brettern vernagelt; Schutthaufen lagen umher; das Innre war ausgeräumt und öde. Zur Ausschmükung des Pallastes hatte das Direktorium schon hunderttausende verwendet, und wenigstens soviel werden die jezigen Einrichtungen kosten. — Der Anblik der grofsen Façade erinnerte mich an den Pomp, an die schimmernde Pracht jenes gestürzten Direktoriums, das, als ich wenig Monate nach seinem Antritt in Paris war, viel versprach, aber nachher in übermüthigen Stolz ausartete, und durch despotische Eingriffe eine Konstitution wieder zertrat, von welcher Frankreich Gutes hoffte. Die Personen, woraus dieses Direktorium damals bestand, sind vergefsen. Carnot, unstreitig einer der ersten und fähigsten Köpfe in Frankreich wird, sehr mit Unrecht, vernachläfsigt, und lebt in Brüssel. Dahin hat sich auch sein gehäfsiger Verfolger an dem schändlichen Tage des 18ten Fruktidors, der Verschwender Barras, zurükgezogen, der ein-

*) *Ah cordis luminum prisca theatra patebant.*
Ut longum discant vivere nostra putent

zige von den Direktoren, welcher während seiner Regierungs-Würde grofse Schätze zu sammeln, und sie aus seinem Schiffbruch zu retten verstand. Letourneur ist, glaube ich, Präfekt. Lareveillere Lepaux, ein schwacher, leicht zu täuschender, aber gewis ein edler Mensch, und gutmüthiger Schwärmer, lebt in seiner Heimath zu Angers. Rewbel — den der Hafs, besonders aufserhalb Frankreich am meisten verfolgt, der der Urheber aller Uebelthaten, der Vetter aller Gauner seyn mufs, und der am Ende blofs deswegen selbst ein Räuber war, weil es wortspielende Gecken belustigt, dafs dieser Titel dem Tone seines Namens nur den Tausch eines Buchstaben kostet — Rewbel ist Besitzer und Bewohner eines unbedeutenden Gutes von dreisig Morgen Landes; das einzige, was ihm seine Würde vielleicht eingebracht hat, wenn er nicht schon früher Eigenthümer davon war. Unverdächtige und bedeutende Männer, die mit Rewbel als Direktor Umgang hatten, ihn genau beobachten konnten, ohne übrigens Freunde oder auch nur gelinde Beurtheiler dieses starrköpfigen rauhen Mannes zu seyn, haben mich versichert, er sey nicht vermögender aus dem Direktorium gegangen, als wie er hereingekommen war; sie haben meine von ihm immer gehabte und auf starken privat Gründen beruhende Meinung von seiner Uneigennützigkeit, und von seinem unbestechlichen Karakter aufs neue bestätigt. — Ueberhaupt will ich die Schilderung, welche ich von den Personen des damaligen Direktoriums öffentlich entwarf,*) gern der Vergefsenheit hingeben: aber auch nach allen meinen jezigen neuen Erkundigungen über diese ephemeren Regierer Frankreichs, finde ich keine Ursache,

*) Fragmente I. 227.

einen Zug, wenigstens von vier dieser Gemälde zurükzunehmen. Nur das von Barras ist unvollständig; oder vielmehr einzelne Züge darin sind nicht stark und kenntlich genug angegeben, wie ich sie hätte angeben können, wenn gebietende Rüksichten mich nicht davon abgehalten hätten, die ich vor jedem rechtlichen Mann zu vertheidigen weiss. — Uebrigens lehrt es die Geschichte aller Zeiten, und vor allem die des lezten Jahrzehnds in Frankreich, dass jede gestürzte Parthei in ihrem Grabe nur mit Schande belastet wird. Das kann dem ruhigen partheilosen Beobachter unsrer Zeit eben so wenig entgehen, als ihn in seiner Meinung irre machen; was denn auch einige platte Schmeichler jeder regierenden Parthei, und jeder herrschenden Meinung, einseitige Deklamatoren, kurzsichtige Nachbeter der schwazenden Menge, dagegen etwa schreien mögen. Nichts weiter davon — und von den Todten! Wir können um so eher diese Vergangenheit vergessen da uns die Gegenwart schönere Hoffnungen, von der Dauer des aufkeimenden Glükes von Frankreich giebt.

Das philosophisch stille Gehölz hinter dem Pallast Luxenburg ist noch immer der Lieblingsaufenthalt einiger Stillen im Lande, des Alters und der Freunde der Wissenschaften. Die Entfernung von dem Stadtgewühl in dieser Einsamkeit ist so wohlthätig unter dem dichten Schatten der üppig gewachsnen, unverkünstelten Bäume. Noch immer wird der Verlust der vor zwanzig Jahren umgehauenen Hälfte dieses schönen Waldes bedauert, dessen Stelle öde daliegt. — — —

Es giebt Tage und Stunden im Leben, wo alles zusammen trift, um den Geist auf Eine Vorstellung zu leiten; wo alles, was auf unserm Wege uns begegnet, identisch uns zwingt, eine bestimmte Rich-

tung auf diese Vorstellung zu nehmen. Einen solchen Morgen erlebte ich vorgestern. — Sterben und Grab — war diese Vorstellung. Klingt es nicht wie eine Elegie? Allenthalben wo ich gieng, fand ich Gräber, Bahren, Grabmäler — Modergeruch. Ja, ich war dem Sturz in eine Modergruft nahe. Schon einige hundert Schritte von meinem Hause rasselte mir ein schwarzer Leichenkasten, schmal und lang, auf vier Rädern, entgegen. An der Vorderseite ist auf dem Boy, in weiss, das Stundenglass, und der Todtenkopf genäht, darüber die Worte: *honneur funebre.* In diesen Kasten wird der von dünnen fohrnen Brettern zusammengenagelte Sarg von hinten eingeschoben: und so traben zwei schlechte Gäule mit dem Todten zu Grabe. Das ist jezt ihre lezte Ehre des Begräbnisses, nachdem sie lange ihren Todten versagten, was ihren Hunden zu Theil wird, ein ehrliches Grab. Honneur funebre! doch die Worte, dachte ich, schreiben sie daran, wenn ihnen gleich die Sache fehlt.

In dem Pantheon, wo man den Einsturz der Kuppel noch fürchtet, und deswegen mit grossen Baugestellen, wodurch die halbe Kirche mit Schutt angefüllt wird, daran ausbessert und befestigt, führte mich der Aufseher, ohne dass ich es ihn hies, in die Todtengewölbe. Noch immer sind hier die plumpen hölzernen Sarkophage, die Voltairs Asche, und die Reste des Mannes der Natur und Wahrheit einschliessen. Die abgezehrte Todtenhand ragt noch immer aus Rousseau's Grabe hervor. *) Fällt Dir hiebei das schrekende Mährchen unsrer Ammen nicht ein? die Hand des Kindes das seine Eltern schlägt, sagen sie, wächst aus dem Grabe hervor, und wächst, abgehauen, eben so oft wieder hervor. —

*) Fragmente I. 179.

Ich gieng aus diesen Grüften die Strafse Victor hinan. Eine zweite *honneur funebre*, doch etwas anständiger als die vorige, begegnete mir hier. Ein schwarzer offener Wagen, dessen oben auf vier Stüzen ruhende Deke mit Boy in Gewändern behängt war. Ueber den schlechten Sarg hieng ein weifs umfafstes schwarzes Tuch. Die Pferde und einige Leichenträger giengen im Schritt. Der vorige Leichenzug möchte zu den Pöbelgöttern leiten: diesem Pomp war es anzusehen, dafs er einem Todten aus der höheren Bürgerstufe galt. — Vorüber, in eure Grutt! — Ich gieng kaum zwei hundert Schritte, da zog ein dritter Leichenkondukt vor mir her. Dieser erregte meine Neugier. Man begrub einen reichen Mezger, nicht nur sehr anständig, sondern selbst feierlich und mit bescheidnem Aufwand. Der Wagen hatte eine noch zierlichere Form als der vorige, war mit Gewändern reicher noch behängt, die schwarze Sargdeke hing bis auf das Pflaster herab. Vor den Pferden, die von einem schwarz gekleideten Kutscher geführt wurden, giengen zwei Todtengräber in grauen mit schwarz ausgeschlagnen kurzen Röken. Dem Leichenwagen folgte ein Policei-Beamter in schwarzer Tracht, einen weifsen Stab in der Hand. Drei Söhne des Verstorbenen in langen Mänteln, und ein starkes Gefolge seiner Freunde mit dem Trauerflor giengen hintenher. Ich folgte dem langsamen Zuge nach dem Begräbnifsplaz, einem vormaligen Garten des Nonnenklosters S. Catharine, dem einiges Gebüsch und die noch übrigen Pappelweiden, ein heiteres Ansehn geben. Solcher öffentlichen Gemeinanger zum Beerdigen — das französische enterrer ist hier das eigentliche Wort — hat Paris vier. — Zwei Träger zogen den Leichenkasten unter seiner Decke hervor, rannten damit den Plaz hin-

ab, wo das Gefolge der Freunde an der schmalen Gruft ihren Verstorbenen erwartete. Er ward hinabgelassen, und das Loch zugeworfen, wobei der Policeibeamte die Aufsicht nahm. — Fünfzig Schritte hinter mir sah ich eine grosse, niedrige von Brettern aufgeschlagne Hütte. Die Thür war offen; man gieng aus und ein; auf den Gesichtern der Herauskommenden glaubte ich, — doch das erinnerte ich mich erst nachher — Züge des Abscheues zu bemerken. Eine unzeitige Neugier trieb mich hinein. Wie konnte ich einen solchen Anblik vermuthen! Es war dunkel und einsam in der weiten Hütte. Ich trat einige Schritte vorwärts; ein Brett des leicht gelegten Fusbodens wankte, sein Schall hallte dumpf aus der Tiefe herauf, Modergeruch flieg mir entgegen — — ich taumelte schwindelnd zurük von dem Rande einer offnen weiten Todtengrube! Ich war allein; noch einen Schritt weiter — und ich wäre hinabgestürzt! Diese leichten Bretter dekten eine etwa hundert Fus lange, fünf und zwanzig Fus breite und tiefe Grube. In der Mitte der bretternen Bedekung war eine Oefnung. Hier werden die Leichenkasten hinabgelassen, und Lagenweise neben einander gestellt. Eine volle Lage überdekt man mit etwas Erde und ungelöschtem Kalk, und sezt, bis die Grube voll ist, eine zweite, dritte, vierte Lage darauf. Dann wird daneben ein ähnliches Loch gegraben, und eben so mit modernden zwischen leichten Brettern geklemten Leichen gefüllt. Abscheuliches, leichtsinniges Policeigesetz! In der dichtbewohnten Stadt solche Grüfte für tausende Verwesende zu öffnen! .... Ich wende mich ab von dieser offnen Modergrube, nur wenig verschieden von den Schindergruben, die ich in meiner Kindheit vor unsern Thoren mit Abscheu betrachtete. — Edle, gefühlvolle Maria Williams!

Ich theile deine gekränkte Empfindung, als Du deine Cecilia beweinst, die man in Paris ohne deine Vermittlung auf gleiche Weise eingrüfen wollte *): „Diese weit offnen Todtengrütte empören die Natur," sagt sie. Diese Nation, sie, die sich einer höheren Aufklarung und Bildung rühmt, ist barbarischer gegen die Todten, als selbst die wilden Horden in den Wüsten es sind. In einer Gemeingrube liegen aufgehäuft, die traurigen, geliebten Reste derer, die uns werth und theuer waren. — Strafbare Auslegung der Gleichheit, grausames Gesetz, welches das unschuldige Vorrecht verdammt, unsern Geliebten noch einmal zu huldigen, welches verbietet, uns den Bezeugungen der Ehrfurcht, und jener wohlthätigen Schwärmerei, welche die Zärtlichkeit lehrt, zu überlafsen; welches uns raubt, was selbst der Tod uns liefs. Verzichten sollen wir auf das einzige Linderungsmittel des Schmerzes über die Trennung: diesen geliebten Staub sollen unsre Thränen nicht bethauen: unsre Hände können sie nicht mit Blumen bestreuen, diese immer und allen offnen Grüfte, von welchen wir schaudernd den Blik abwenden, und die des Todes Schrecken verdoppeln. — Wenn nach Jahren der Fremdling fern herkommt, um in Frankreich die Gräber der Männer zu suchen, deren Namen der Geschichte gehören, wenn ihn ein Gefühl zu den Todtenmälern derer führt, denen wir Tugenden und Bildung verdanken! O lafst ihn nicht fragen, wo diese Todten schlummern! — Entfernt ihn von diesen scheufslichen Grüften, wo man sie hinabstürzte, wo die süfsesten Gefühle der armen Menschheit gehöhnt werden, durch das empörende Leichengemenge. — — —

*) In ihren schon einigemal angeführten *sketches of the state of manners in the first Republic* u. s. w.

II.

Paris.

Die nördlichen Boulevarts, von dem Eintrachtsplaz ab, bis zu der Gegend des Tempels, und der Vorstadt dieses Namens hin, sind ein wahres Panorama von Paris: der Markt, von tausend Waaren der Künste, des Luxus, der Moden, der täglichen Bedürfnisse an allen Geräthen für die Mittelklasse der Pariser; der Vereinungspunkt von Schauspielhäufern, von Schaubuden aller Art, von Tanz- Spiel- und Kaffeesälen, von Lustarten für alle Tageszeiten, für alle Klasen.

Die Schranken, von welchen diese Rennbahn der Pariser Vergnügungen anfängt, ist jezt der Eintrachtsplaz mit seiner monströsen Ehrensäule der Nation. Die Aufstellung dieses hölzernen Modells, zieht viele Menschen dahin, und ihnen folgen alle Markt schreier, die Savoyarden mit ihren Gukkasten, die Zeichendeuter mit den Glüksrädern, die Budenmänner mit ihren Karrikaturen der Natur und der Kunst. Das ist ein betäubendes Unisono. Hört! die Wasserträger: *à boire, à la fraiche, qui boit!* — die Obsthändler: *à deux sous la livre!* — die Glüksdeuter: *l'horoscope! venez, voir le destin de votre vie!* — den Herold der schönen Amerikanerin: *voila du beau! le chef d'oeuvre de la nature!* — die Ausrufer von Misgeburten, hier: *allons, venez voir la bizarrerie de la nature!* dort: *voila le beau phénomène d'un veau à deux natures — sous la protection de la loi!* — Die Menge der Kleinhändler zu festen Preisen: *voila à deux sous, à douze sous — à vingt cinq sous la piece! voila à quinze sous la piece — jamais vous verrez des choses pareilles — c'est le triomphe*

du bon marché! ! ! — das ist das Vokalkonzert der National Säule zu Ehren.

Die nächste Station der Schaubuden ist, auf dem Boulevart, der Strafse Möntblanc gegenüber, der grofse Garten und das Kloster der vormaligen Kapuzinerinnen. Diese vormalige gesperrte Wohnung der Buße und des Mönchsglaubens, ist in einen offnen Tummelplaz des Lachens und der gereizten Neugier verwandelt. Hier spukt Robertson mit seinen Geisterserscheinungen; da sieht man die *transformations de magie* — weiter hin die *spectacles surprenants du mélange du feu et de l'eau* und Harlekinaden in allen Formen und Farben. In den alten Klostergängen, Hallen, Arkaden und Refektorien, sind Kaffeebuden, Speisehäuser, Kleidermagazine u. dgl. angelegt. Abends ist Garten und Kloster erleuchtet, und voll Menschen. Vornan im Garten stehen die beiden Panoramen von Paris und Toulon. Diese und Robertson's täuschende Spiele sind hier das Sehenswürdigste.

Man hat die beiden Städteansichten in mafsiven runden Gebäuden aufgestellt. Der Standort des erstern dieser Gemälde, ist der mittere Pavillon des Tuillerienpallastes, eine den gröfsten und schönsten Theil von Paris beherrschende Uebersicht, die beste Partie darin ist der Tuilleriengarten, und die Seite der Seine mit ihren Brüken und Quays. Die Sonne steht hinter einem lichten Gewölk in Westen, aber die Beleuchtung ist doch frostig, und die malerische Wirkung des Ganzen nicht grofs. Desto schöner ist das Panorama von Toulon. Die Künstler haben mit dieser herrlichen Ansicht, das historische Interesse der Räumung Toulons und seines Hafens von der englisch-spanischen Armee und Flotte, und der

Wiedereroberung, durch die Republikaner, sehr glüklich verbunden. Diese Darstellung bringt grofses Leben in das Gemälde, die Feinde ziehen sich eilend zurük, die Sieger verfolgen, die Flotte verläfst mit schwellenden Segeln den Hafen und die Rhede. Der Standort der Ansicht ist das Fort *la Malgue*, eine Viertelmeile von Toulon. Man übersieht die Stadt, mehr aber die schönen Mafsen der Gebirge umher bis an die hierischen Inseln, das Meer, die Rhede, den Hafen. Auf der unermefslichen Meeresfläche, schillern blendend die Sonnenstralen in dem grünen Wasserspiegel, die Hügelreihe jenseits der Stadt, liegt hinter dem lichten Schleier eines Gewitterregens. Die Wirkung dieses Kontrastes ist höchst frappant, schön und täuschend; unübersehlich die Mannigfaltigkeit der sich auf allen Seiten darstellenden Gegenstände. Zwei Amerikaner Fulton und James haben die Panoramen zuerst in Paris eingeführt und die französischen Maler, Fontaine, Prévost und Bourgeois sie gemalt. Robert Parker, ein Edingburger Portrait-Maler ist der Erfinder dieser täuschenden Darstellungen der Natur. Ihre erste Ansicht blendet, verwirrt das Auge; man mufs es langsam an die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, an eine gewifse Nachforschung der einzelnen Partien des grofsen Ganzen gewöhnen. Dann aber ist der Genufs vielfältig grofs, und die Täuschung wächt mit jedem Moment des stillen Anschauens. — Ein drittes Panorama auf diesem Boulevart ist das der Stadt Lyon, in der Schönheit der Darstellung, der zauberhaften Wirkung der Beleuchtung und der Kraft des Pinsels wenigstens so vortreflich als das von Toulon. Die Ansicht ist von dem Schlofsberge *Pierre encise* genommen. In weiter unverschleierter Ferne des heitern Horizonts

thürmen sich die Schneegebirge der Schweiz herauf. Davor liegt im Sonnenglanz ein unermefsliches Gefilde, von der Rhone durchströmt. An der Stadtseite steigt ein Gewitter in düstern Wolkenmafsen auf. Voran fliehen, vom Sturm gejagt, kleinere Wolken: man glaubt sie über sich heran ziehen zu sehen. Gröfser ist keine Täuschung als diese; der Wolkenzug über Lyon, und die fliehenden Schatten der von der Sonne hinziehenden Wolken, auf einige Gegenden der Stadt geworfen. Man hört den fern rollenden Donner, fühlt die ersten Schauder des sich erhebenden Sturmes: — unter den nahe liegenden Schlofsthürmen mögte man sich vor dem Ausbruch des drohenden Gewitters verbergen.

Die Neuerungs- und Nachahmungssucht hat dem wohlklingenden Namen Panorama in Paris einen andern sehr unwohlklingenden an die Seite gesezt, wovon die Sache längst bekannt war. Panstéréorama heifst eine im *Pavillon d'Hannovre* ausgestellte Ansicht der Stadt Lyon und ihrer Gegend in erhobener Holzarbeit. Die Tafel ist siebenzehn Fufs lang, zehn breit und umfafst eine Gegend von acht franz. Meilen im Umfang. Die Häuser sind drei Zoll hoch und das ganze Werk ist bis ins kleinste Einzelne der grofsen und kleinen Gafsen, der Bäume und Fufssteige in den Feldern mit unendlicher Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt. Man bewundert mehr den mechanischen Fleifs als die freie Kunst an dem Basrelief des Panstéréoramamicrostéréique — wie mit erfinderischer Kunst in Wortbildung der Verfertiger sein Werk nennt, um die ungeläufigen Organe der Leute in unaussprechlichen Namen zu üben.

Die Höllenscenen des Geisterbanners Robertson gewähren mehr Unterhaltung als die gewöhnlichen

Gaukeleien dieser Art und als die Charlatanerie seines Anschlagzettels erwarten läfst. Der Cit. Robertson kündigt täglich darauf an: *Fantasmagories, apparitions, prestiges, illusions, la none sanglante, la bataille de Marengo, l'enfer de Milton, la femme invisible, le ventriloque.* Mannigfaltigkeit und ein hoher Grad der Täuschung machen Robertsons Spiele zu einer Sehenswürdigkeit in Paris und im Pariser Geschmak. Eine Reihe Säle des Kapuziner Klosters sind dazu eingerichtet. Gukkasten, magische Laternen von neuer Erfindung und malerischer Wirkung, Hohlspiegel aller Art, Prismen, Schaugläser zu Verwandlungen von gezeichneten Karrikaturen und ähnliche optische Spiele stehen an den Wänden nebst einem grofsen Apparat phisikalischer Werkzeuge. Die *femme invisible*, wovon im vorigen Winter alle Journale voll waren, ist ein freischwebender transparenter Kasten in der Form eines Sarkophags: *le tombeau de Sesostris* genannt. Die Fragen an die unsichtbare Hexe von Endor geschehen leise durch ein Sprachrohr, das an der linken Seite des Kastens befestigt ist, und woraus die Antwort eben so leise hervorgeht. — Der Bauchredner (*ventriloque*) Fitzjames übt die Kunst der Nachahmung in einem hohen Grade. Ohne sichtbare körperliche Anstrengung und Erschöpfung, welche den Anblik gewöhnlicher Bauchredner peinlich und ekelhaft macht, ahmt er wenigstens zwanzig Stimmen nach, hält, frei herumziehend, Gespräche mit mehrern unsichtbaren Personen, spricht aus der halbgeöfneten Thür, oder in dem Kamin mit einem Schornsteinfeger, und macht besonders glüklich den schwächern und den schwellenden Ton entfernter, sich langsam nähernder Stimmen nach. — Mit ächt komischer Laune treibt er dieses Sprachspiel hinter

einem Schirm, wo man das Geräusch und tobende Geschrei grofser tumultuarischer Versammlungen, z. B. einen Pöbelkonvent aus der Schrekenszeit, Processionen u. dgl. zu hören glaubt. Endlich giebt er sich dem Gelächter seines Publikums mit Darstellungen von Karrikaturen Preis, und malt in seinen beweglichen Gesichtsmuskeln und mit Hülfe einer blossen Serviette, die er wie eine Mönchskutte faltet, eine ganze Gallerie, feister, dummer, sinnlicher, fanatischer, übersatter, grinzender Mönche, singt ihr Solo und ihren Chorus u. s. w. Ein guter Harmonikaspieler öfnet endlich die Schlusscene der Geistererscheinungen in einer eignen mit Boy ausgeschlagenen und mit einer Todtenlampe matt erleuchteten Grabkammer. Die Lampe verlöscht plözlich, und nun erscheinen freischwebend mit leise hörbarem Flügelschlage die Vorboten der Gräber, Nachteulen; nach ihnen Geister von Helden, und grofsen Männern. Unter Donnerschlägen, Kettenklirren, Flammenzischen und Geheul des wüthenden Meeres steigen Höllengeister auf, und Robespierres Blutgestalt. Das Ganze dieser Täuschungen ist mit erfinderischer Kunst angelegt, die Figuren zeichnen sich kenntlich, und scharf an dem schwarzen Hintergrund, und die Vorstellungen einer Feuersbrunst und des brennenden Höllenschlundes machen eine frappante und malerische Wirkung.

Der *Pavillon d'Hannovre* auf dem Boulevart ward von dem französischen fleifsig geschlagnen Helden des siebenjährigen Krieges, dem Marschall Richelieu, von der hannoverischen Beute erbaut und benannt. Dieses Haus, der Garten und die Häuser und Gärten Fraskati, Tivoli, und Dorf Chantilly sind die nächtlichen Belustigungspläze der ersten

Klaſsen, aber zugleich Sache der Mode, wie alles in Paris. Die meisten dieser Häuser ſind jezt aus der Mode, und Fraskati überflügt ſie alle. Da versammelt ſich, was ſchön und reich ist. Umsonst arbeitet Tortoni, um den Zug nach ſeinem *Pavillon d'Hannovre* zu leiten. Sein Garten ist klein. Die Kunst hat alles gethan, um den beschränkten Raum durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu vergröſsern. In den Tiefen und auf den kleinen Höhen ſind in Gebüsch verstekte Hütten und Grotten, offne türkiſche Zelte, Tempel, Kabinette und natürliche Lauben. Sie ſtehen einander nicht im Wege. Die glüklich vertheilte Beleuchtung mit Argantschen Lampen läſst einen gröſsern Raum vermuthen, als den man durchwandelt. Aber der Garten und die Reihe hellerleuchteter Spiegelsäle des Hauses ist leer. Ich habe eine Vorliebe für diese geschmakvolle Anlage, besuche ſie oft, und finde mich gewöhnlich allein mit den Aufwärtern, die mir unter dem ſchönen türkischen Zelt meine geforderte Eisportion bringen. An gewöhnlichen Abenden, wo keine Fête in dem Pavillon gegeben wird, ist der Eingang unentgeltlich, und der Unternehmer hat keinen andern Ersaz für die Beleuchtungskosten als den kleinen Vortheil von den Erfrischungen, die immer bereit ſtehen, auch wenn keiner ſie fordert.

Neben diesem Hause liegen die chinesischen Bäder mit ihren phantastischen Gebauden und offnen Grotten am Boulevart, mit grinzenden Pagoden und andern Karrikaturen, Thürmchen und ähnlichen Dekorationen in chinesischem Geschmak aufgeſtuzt. Die Lage und die innere Einrichtung von Vigier's Flusbädern ist vorzüglicher, und ihr Preis um die Hälfte geringer, als ein Bad in den einsamen

verspotten Kammern dieser *bains chinois*. Sie wird nicht viel besucht. Für den nächsten Sommer verspricht der Unternehmer die Anlage künstlicher Bäder.

Wir dürfen auf unsern Boulevarts, nichts was in dem Wege liegt, überspringen. Hier ist das Kriegs-Kaffeehaus (*Caffée de la guerre*), Frascati gegen über an der Ecke der Strasse *la loi*. Es mag seinen unwillkührlichen Namen aus der Zeit des Krieges Aller gegen Alle beschreiben; ich weiss es nicht. Es ist friedlicher und freundlicher wie sein Name, und das ansehnlichste und besuchteste in dieser Gegend. Besonders ist Abends zwischen acht und elf Uhr dort ein lebendiger Verkehr vor der Thüre, an den kleinen ausgestellten Tischen. Am meisten wird da das allbeliebte und wirklich schmackhafte Bier getrunken, dessen Verbrauch seit einigen Jahren in Paris sehr zugenommen hat. Der Verkehr dauert bis tief in die Nacht. Das erfahre ich Armer bei meinem frühen Aufstehen. Vor acht Uhr rührt sich keiner in diesem Kaffehause, das unserm Gasthofe am nächsten liegt und uns nach Pariser Sitte unser Frühstük liefert.

Einen Schritt über die Gasse gethan, und wir sind in dem allbesuchten Frascati. Der Name thut in Paris nichts zur Sache, und man kann nach der Regel annehmen, dass sie sich widersprechen in diesem Lande der Verkehrtheit und des Widerspruchs. Unähnlicher ist sich nichts als dieses Frascati dem bei Rom. *) Zürnt nicht, ihr Manen der Cäsaren, und übrigen grossen Römer, in den Ruinen eurer Villen in Tusculum — Frascati, dass man eures alten Wohnorts spottet, und einer glänzenden Pariser-Eisbude den Namen giebt, den euer Tusculum jezt trägt! Euer

*) Darstellungen aus Italien. S. 278.

Landsmann, der Italiener Carchi selbst hat diese beleidigende Translokation verschuldet. Er ist Unternehmer dieses Frascati, mit seinen Reihen schöner Säle, und einem für die zuströmende Menge viel zu kleinen und unbedeutenden Garten. Nach Endigung der Schauspiele besucht alles, was schön und reich und elegant ist, dieses Frascati. Man schiebt sich in dem kleinen Garten auf und ab; man versammelt sich in den Sälen an kleinen Tischen, um Erfrischungen aller Art zu nehmen, und sich in den Glaswänden zu spiegeln. Auch hier ist der Einlafs unentgeldlich, aufser an den *Fêtes de Frascati*, wo die Gartenbeleuchtung verdoppelt, das Haus auch äufserlich feenartig illuminirt ist, und ein grofses Orchester spielt. Ein gutes Feuerwerk mit einer Totalentzündung des Gartens beschliefst den Abend des Festes.

Der Wetteiferer mit Carchi in Frascati ist der Wirth und Feuerwerker Ruggieri in Tivoli, einem grofsen Garten in einer etwas entlegenen Gegend, aber wegen seiner Lage und Einrichtung geeigneter zur Illumination und zum Feuerwerk als jenes. Doch auch dieser Garten ist leer, und man besucht ihn nur, wenn der Italiener mit grofsen Nahmen seine Feste ankündigt, als: der *fête des Dames* — *fête de la beauté* — oder, wie neulich, *fête majestueuse de Mgr. le Comte de Livourne*. Für den theuren Einlafspreis eines sechs Livrethalers hat man dann eine schöne Erleuchtung des grofsen Gartens, oft aber nur ein mittelmäfsiges Feuerwerk und schlechte Bewirthung, welche besonders bezahlt wird.

Italiener sind im Befiz aller dieser Lustörter. Velloni wirthschaftet in einem vierten Hause dieser Art, das hier aufser unserm Wege liegt. *Hameau de Chantilly* vor der *Villa de Bourbon* grenzt mit

seinem schönen und grosen Garten an die *Champs elisées*, und ward von den Bourbons erbaut. Das Dorf der Freude, ein Pallast mit dem Garten, enthält Spiel- und Tanzsäle, Kabinette aller Art, offne Tanzplätze, Zelte, Schaukel, Karouzelle, buschigte Anlagen, und Rasenplätze in tausend wechselnden Formen. In der rauhen Jahrszeit wird das grose in ein kleines *hameau d'hiver*, eine künstlichen Garten verwandelt; eigentlicher ist dies ein grosses Treibhaus mit blühenden Gebüschen, Blumengründen und Fruchtbäumen.

Ein mehr bedeutender Gegenstand auf diesem Boulevart ist in der Tempelstrase die treffliche Porcelan-Fabrik der Deutschen Guerhard und Dihl*) In den lezten Jahren haben diese Fabrikanten eine Erfindung gemacht, die den wohlerworbenen Ruhm ihrer Arbeit noch mehr erhöhet, und jener den Werth von Kunstwerken giebt. Dies ist eine Malerei auf Porcelanplatten. Die zartesten Miniatur- und Stafelei-Gemälde, von den Meistern selbst auf dazu präparirte Platten gemalt, verlieren durch die Operation des Feuers nichts in dem zartesten Farbenton, und sie erhält sie für alle Zukunft in der Frischheit und dem Glanz ihrer ersten Vollendung. Diese Erfindung der Feuermalerei ist glüklicher noch, als die der Mosaik und der Gobins, wodurch grose Gemälde, mit der Wahrheit der Urbilder übertragen, zwar für immer erhalten werden, aber doch nur Kopien sind: die Porcelan-Gemälde sind die Urbilder selbst. Einige der vorzüglichsten Maler liefern ihre Arbeiten zu dieser Operation. Ich sah hier die schönsten Miniaturgemälde auf Landschaften, Blumenstüke, Basrelifs (von *Sauvage*) und andere Stafeleigemälde, bis

*) Fragmente II. 159.

zur Gröſse von zwei Fuſs und drüber. — Dihl will auch eine Glasmalerei erfunden haben, welche den Verlust dieser alten Kunstarbeit ersezen soll. Ich habe sie nicht gesehen.

In dieser Gegend des Boulevarts häufen sich die Belustigungsorte in Maſsen. Tanzböden (*Guinguettes*) illuminirte Gärten des Bachus-Tempels mit seinen Orchestern für Freudenmädchen, und die Reihe von kleinen Schauspielhäusern (*petits spectacles*) das *Ambigu comique*, — *de jeunes artistes* — *de la Gaieté* — *lyricomique* u. a. von abwechselnder artiger Form ihres Aeuſsern und immer neuer Mannigfaltigkeit der aufgeführten Stüke. Auf jedem dieser Theater werden täglich wenigstens drei, und oft vier Stüke gegeben. Ich nehme ein Billet in jedem, und gehe dann von einem Theater zum andern, nach dem Interesse der einzelnen Schauspiele. Für vier Livres macht man diese Runde, und erkauft sich, wohlfeil genug dafür, Fröhlichkeit und Lachen.

Endlich erscheint zum Schluſs der Boulevarts-Runde, der berühmte Wachsbildner Curtius, unter deſsen Namen eine Menge von Wachsfiguren ihre Reisen durch Europa machen. Hier hat er seine Magazine und Werkstätte, zwei volle Kabinette mit Wachsgestalten aus allen Zeiten, Nationen, Karakteren und Menschenarten. *Maüsolée erigé à Paul I.* steht jezt an einem Aushängeschilde dieser Buden, und lockt viele Neugierige heran. Der todte Kaiser, deſsen Kopf sehr ähnlich ist, liegt hier auf einem Staatsbette, im seidnen reich galonirten Kleide, mit allen seinen Orden und stattlich frisirt; um ihn her, die trauernde Familie. Daneben eine verwünschte Prinzeſsin, aus tausend und einer Nacht, welche hundert Jahre schlief, und verjüngt erwachte, von ihrem Hof-

staat umgeben; Moreau und Bonaparte in Büsten, die Dame Angot, die Büsten der berühmten Possenreisser der kleinen Theater: ein buntes, lächerliches Gemische. In einer dunkeln Ecke steht — mir schaudert noch! — eine Kiste, unter dem Dekel mit Eisenstäben vergittert. Darin schweben, an den Haaren aufgehängt vier abgehauene nur allzutäuschend nachgeahmte, blutige Köpfe der vier Revolutionsungeheuer — — — errathe sie, wenn du willst, und erspare mir das Niederschreiben dieser Namen der Hölle.

Der scheufsliche Anblik verjagte mich aus der Bude. *Venez à la Grève, à la Grève!* *) rief eine starke rauhe Stimme draufsen, und Trompetenstöfse begleiteten den Schrekensruf. — Es war nichts weniger als ein Marktschreier, der von seinem Karrengaul herabrief. „Heilung für alle, Hülfe für Todtkranke, Rettung für Sterbende! Kommt zu mir, ich wohne auf dem Grevenplaz!" Dabei theilte er Pulver, Kräuter, Mixturen, Adressen aus, bis seine damit angefüllten Pistolenholfter leer waren. *A la Grève!* — Seinem Karakter und Handwerk angemessner wohnte wohl noch nie ein solcher privilegirter medicinischer Büttel, als dieser, in der Region des Hochgerichts der Guillotine.

Genug von den Boulevarts, denn ich würde nie fertig werden mit der Benennung der Laden von allen Formen und Ausstellungen, mit der Zeichnung des unendlichen Gewühles, der tausendfarbigen Menschengruppen, der Kinderspiele, besonders am Sonntage — der Buden mit Karrikaturen, mit Gemälden; der langen Gehänge längs den Bäumen und Barrieren

*) „Kommt nach dem Grevenplaz!" (bekanntlich der Richtplaz in Paris, wo die Köpfe jener Mörder fielen).

von Kupferstichen aller Art. Die bunte Reihe der leztern zog mich gestern an. Ich musterte sie in fliegender Eile — und fand — ein Bildnifs mit dem holprichten Vers darunter:

Il n'a ſçu qu'aimer, mourir et pardonner.
S'il avoit ſçu punir, il auroit ſçu regner. *)

Es war wohl das erste Bildnifs seit acht Jahren, das mit einer solchen Unterschrift in Paris ausgestellt werden durfte — das Bildnifs des unglüklichsten aller Fürsten. — —

*) „Nur zu lieben, wufste er, zu sterben, und zu vergeben. Hätte er strafen können, so hätte er verstanden zu regieren."

12.

Paris.

Ich komme von Versailles zurük ..... Doch ich muſs zuerst meine Reise dahin erzählen, und ihr eine Schutzrede halten. — Die Franzosen haben in ihrer Sprache für jede unanständige Sache ein Wort, das zwar nicht feiner als sie selbst, aber dennoch privilegirt ist, laut und in anständiger Gesellschaft gesagt zu werden, ohne daſs es zarte Ohren beleidigen darf, und der Schamhaftigkeit eine Röthe abjagt. Dahin gehört, unter hunderten, der — Kammertopf (*pot de chambre*), worin ich heute nach Versailles fuhr. So nennt man die auf dem TuillerienQuay haltenden Kabriolette zu vier engen Plätzen; kleine einspännige Postchaisen, die zu dem gesezten Preis von 15 Sous für den Platz, nach den besuchtesten Orten vier oder mehr Lieues in der Runde um Paris fahren, und dazu auf dem Quay die Personen durch ihr Geschrei: *allons à Versailles!* rekrutiren. Man hatte mir diese Art, nach Versailles zu fahren, als bequem und schnell gerühmt, ich war allein, und bin geneigt mit jedem Eigenthümlichen des Pariser Wesens, wozu diese Fuhrwerke gehören, wenigstens eine kurze Bekanntschaft zu machen. Mit diesem bleibt es bei der ersten Probe. Schnell war die Hinfahrt zwar; ich machte die vier franz. Meilen in zwei Stunden: aber bequem ist der enge *pot de chambre* für vier Personen, die das Ungefähr hineinwirft, nicht. Mir hatte es eine kaum erträgliche Gesellschaft zugeschoben; eine ziemlich hübsche junge Frau, die viel sprach mit ihrem Kinde, das eben soviel schrie, und einen alten Unterofficier mit seiner Frau. — Für den Rükweg miethete ich

mir, eingedenk der vielfachen Preſse auf der Hinfahrt, ein eignes Kabriolett.

Ich wollte in Versailles nur das Schloſs und das Museum ſehen. Ein andermal ſah ich ſchon den Park in ſeinem höchsten Glanz. Doch davon nachher. Ueber der groſsen Einfahrt zu der Marmortreppe des Wohnpallastes der franzöſischen Könige ſteht: *Palais national, annexe de l'hotel des militaires invalides.* Auf der groſsen Marmortreppe zu dem Pallast — jezt ein „Anhängsel des Invaliden-Hauses" der Hauptstadt — ſaſsen Invaliden, und kochten ihren Topf mit Grobbrodſuppe; in den Staats-Sälen und Wohnzimmern der Könige hausen ſchmutzige Invaliden. — In einer von diesen getrennten Reihe andrer leerer Säle hängen Gemälde, der gröſsre Theil des groſsen Gebäudes liegt öde. Das ist nun aus dieser prächtigsten aller Steinmaſsen in Europa geworden, womit Ludwigs 14 Stolz ſich brüstete, und ſich befriedigt fand! Die Anlagen des Schloſses und des Parks kosteten achtzehnhundert Millionen Livres, wovon allein für das Blei zu den Dächern, und für die Waſserwerke zwei und dreiſsig Millionen verwandt wurden.

Die groſse Gallerie, und dreizehn vordem von der Königin bewohnten Säle, führt den Namen *Musée spécial de l'école française.* Die Selbstsucht der Administration des Museums von Paris haben Versailles den Schaz der vor fünf Jahren in dem Schloſs aufgeſtellten Gemälde der italienischen und niederländiſchen Schulen, und andre ſchöne Kunstwerke entzogen; doch hat die Eifersucht, die Gemälde aus der ältern und neuesten franzöſischen Schule dem verarmten Versailles gelaſsen, das auſser ſeinem Park nur noch diesen Magnet für Fremde hat, die nicht etwa ohne dies hinkommen, um die Ruinen mensch-

licher Macht, und menschlicher Hoheit zu sehen. — Merkwürdig ist besonders die Gallerie von Bildnissen berühmter französischer Staatsmänner, Gelehrten und Künstler, und, — des Gegenstandes und der Zeitgeschichte wegen, — das Gemälde eines düstern Waldes, in dessen Vorgrund zwei Sarkophage stehen mit einer Denksäule darüber, und der Inschrift: — *à Bonnier et Roberjot — mort pour la patrie, frappés par des assassins gagnés du Gouvernement anglais* *). An der Säule steht: *à la mémoire glorieuse des vengeurs de l'humanité outragée à Rastadt. Noms des Français morts en vengeant l'assassinat des plénipotentiaires* **) — Die Namentafel dieser Rächer des Gesandtenmords zu Rastadt ist leer, so wie die Gedächtnißtafel derer es ist, welche diese ungeheure That, die ewige, blutige Schande des Jahrhunderts, durch volles Genugthun zu tilgen schuldig wären. — Der Saal, wo dieses Denkmal der Greelthat von Rastadt hieng, ist eben der, in welchem ich vor fünf Jahren einsam stand, und von dem wehmüthigem Spiel der Harfenuhr überrascht ward. ***) Vergebens suchte ich mich nach diesem Kunstwerk. Ich war für alles übrige verstimmt, und gieng in die Schloßkapelle. Unverletzt ist dieses schöne Werk Mansards, und selbst neu aufgeputzt. Statt einiger

*) Man wird diese Verkündung seit dem Frieden mit England doch wohl ausgestrichen haben und thäte wohl das Denkmal dieser — wie es scheint vergessnen — Schandthat wegzunehmen.

**) Dem Andenken Bonnier's und Roberjot, den Opfern des Vaterlandes, durch erkaufte Mörder getödtet. — Dem ruhmvollen Andenken der Rächer der beleidigten Menschheit. Namen der Franzosen, welche fielen, indem sie den Gesandtenmord zu Rastadt rächten.

***) Fragmente II. 319.

herausgenommnen Altargemälde, sind andre auf den Tribunen umher gestellt. Aber die Todtenstille darin war mir schrekhaft. Ich sah sie einst am Neujahrstage in aller Pracht der Hof-Feier des blauen Ordensbandes (*cordon bleu*), und stand jezt auf eben dem Platz der Gallerie, wo, von Huldigungen umgeben, damals die schönste Frau von Frankreich, im Hochamt kniete, und vor sich den König ihren Gemahl am Altare knien sah. — Unwillkührlich trieb mich eine peinliche Unruhe von hier weg durch die öden Säle. Ich durchstreifte den einsamen Park, sah im Fluge den Anfang eines Museums der Naturgeschichte, und alle die Bemühungen der armen Bewohner des verlassnen Versailles, ihre Stadt durch solche neue Anlagen wieder zu heben. — Ich wollte den Tag dort zubringen; aber der Schnekengang der Stunden an dem traurigen Ort ward mir unerträglich. — Ich eilte nach Paris zurük, und erst am Gitterthor der Tuilerien und in dem Gewühl des Gartens gelang es mir, mich zu zerstreuen.

Am Sonntage, der auf einen Decadi fiel, war ich vor einiger Zeit mit unsern Freunden zum erstenmal in Versailles, als das Fest des 14ten Juli hier gefeiert ward, welches die Regierung auf einen Sonntag verlegt hatte. Alle Wasser des Parks sprangen. Das ist ein grosses Fest, dem ganz Paris zuströmt. An einem solchen Tage muss man das öde verlassne Versailles sehen, um es nicht wieder zu erkennen. Von der Pariser Barriere bei Chaillot bis Versailles hin, war der vier Meilen lange Weg mit Fuhrwerken aller Art bedekt, und an vielen Stellen in doppelten und dreifachen Reihen. Alle waren mit doppeltem Gewicht von Menschen belastet. Die vierfizigen Kabriolette trugen mit dem Kutscher sieben Per-

fonen; und einzelne Karren (*Chirettes*) fchleppten mehrere Familien von zwölf — bis fünf und zwanzig Köpfen fort. An der Barriere von Verfailles zählte man zwölftauſend und fünfhundert Fuhrwerke, welche an diesem Tage von Paris dahin kamen. Das Treiben, Stoſsen und Anrennen aller dieſer Wagen, das Schelten der Kutſcher und Fuhrknechte vor- und rükwärts, das Geſchrei *prenez la file! file!* (fahrt in der Reihe!) dauerte von Paris bis auf den groſsen Platz von Verſailles faſt ununterbrochen fort. Verſailles wimmelte von Menſchen, in den Gaſsen, auf den Plätzen, in den Häuſern. Die ſtärkſte Maſſe drängte ſich nach der groſsen Schloſsterraſse. Der Wolkenſchleier, welcher ſchon ſeit vielen Tagen den Himmel bedekt, zog vom Horizont zurük, faſt in eben dem Augenblik, als die Waſſer zu ſtrahlen begannen. Die Anſicht der groſsen Waſſergruppe iſt ſchön. Dieſes Gewebe, dieſes Gewirre des aus vielen hundert Röhren ſpritzenden und zerſtiebenden Waſſers, dieſes Getümmel unzähliger Strahlen bunt durch einander, der Waſſerdampf umher, das tauſendfarbige Zauberſpiel des Sonnenſtrahls in der weiſsen Maſſe, und in dem goldnen Regen. Nachmittags ward das Waſſerfeſt allgemein. In hundert Geſtalten wechſelten Springbrunnen und Garben in vielfachen bizarren Darſtellungen und Gruppen. Götterkämpfe und Thierhetzen; die Bewohner des hohen Olymps von Waſſergüſſen gebadet, von Waſſerglorien umſtrahlt: Aeſop's ganze Schöpfung, von den Ungeheuern des Waldes, den Thieren des Feldes, den Vögeln der Luft an, bis zu den Fröſchen und Mäuſen, in Waſſerkünſten verwandelt, und unter einander, und mit den Göttern ſelbſt im Streit. In den Durchſichten der Alleen ſtanden allenthalben

ſchäummende Garben, ſtiegen Waſsergebilde empor. Dazwischen die unübersehbare Menge von Menschen in ſteter Bewegung. Die Ansicht dieses Ganzen war besonders von der Schloſsterraſse herab groſs und imposant. Der Frieden, worin jeder des heitern und kühlen Tages genoſs, ward durch nichts gestört. Auf den entlegenen Grasplätzen lagerten ſich Familiencirkel umher. In Trianon *) waren die Säle voll Eſser. Das ſchöne Gebäude ist nun ganz zu einem Speisehause verdammt. Knoblauchdämpfe und Spekgerüche füllten die einst mit dem zartesten Geſchmak eingerichteten Kabinette der Königin. Der ſchöne Park ist verwildert, mit Disteln und Dornen ſind Gänge und Fuſsſteige verwachsen. Zu dem reizenden Pavillon der Flora, zu Amors lieblichem Tempel leitet kaum noch ein Weg, man muſs ſich mit peinlicher Mühe ſelbst einen bahnen; das Müllerdörfchen ist verschüttet, — jede Ansicht durch Gebüsch verdekt, jede malerische Aussicht abgeschnitten. Für die Nacht war hier ein Fest mit Erleuchtung und Feuerwerk angekündigt, wovon die ärmlichen Zubereitungen wenig versprachen. — Um dem Sturm der nach Paris zurükkehrenden Menge zu entgehen, brachen wir ſchon um ſieben Uhr auf. Die um neun Uhr folgten, brachten auf dem zweistündigen Wege ſechs Stunden in dem Wagengewirre zu.

In der Gegend weit und breit um Paris ist der herrliche Park von St. Cloud mein Lieblingsort. Auf ſeinen Höhen, durch die Tiefen und Gänge an der Seine hin, ſchweife ich in den Abendstunden umher, bis die Sonne ſinkt, und der Mond ſein mildes Licht in die breiten Gänge, in den Strom und auf die Waſserspiegel ſtreuet. Der Park trägt le

*) Fragmente I. 306.

Nostre grofsen Karakter in allen seinen Theilen. Sein Schöpfergeist hat die glükliche Lage des weiten Umfangs ganz benuzt, und die schöne Vegetation, besonders in den tiefern Gründen, kam ihm zu Hilfe in der Anlage grofser und erhabener Partien. Dieser Karakter ist unverwischt geblieben, nachdem selbst der gröste Theil des Parks verwildert ist. Man hat die breiten Gänge am Abhange und die Plätze auf der Höhe, zu Schlachtfeldern benuzt, und dadurch einige Ansichten noch verschönert. Von dem Hügelrüken schweift der Blik frei über Wald und Feld an den weiten Horizont hin. Der hohe Dom des Pantheons erhebt sich im Gesichtspunkt der breiten Durchsichten des Waldes. Ich will den Parisern ihre Freude an den neuern Wasserkünsten und Springbrunnen gönnen, welche Sonntags viele Menschen herziehen. Mir erscheinen sie gegen die Gröfse dieses Ganzen der Natur als kleinliche Künsteleien, wodurch ein Le Nostre seine Schöpfung nicht entstellt hätte. — Mir ist die Stille dort auf den entferntern Höhen des Parks lieber; das melancholische Girren der hier nistenden Turteltauben, der Gesang einsamer Vögel, — der Mondstrahl, welcher hier durch das Gebüsch schleicht, und dort die hohen Lindengänge verherrlicht. — — Das Schlofs von St. Cloud ist noch ziemlich gut erhalten; besonders die Reihen der königlichen Wohnzimmer, welche vor zwölf Jahren eingerichtet, und von Ludwig 16 mit seiner Familie in der beiden vorlezten Sommern seiner Regierung bewohnt wurden. Man hat sogar die sonst allenthalben vertilgten Namenszüge der Königin an der Wandtäfelung ihrer Zimmer gelafsen, und an dem Kaminsimse blieben die eingelegten Krönungsmedaillen unberührt. Sauvage's schönste Werke, grofse und täuschende Basrelief-

gemälde ſind in der Kapelle Denkmale ſeiner Kunſt. Mit geringem Koſtenaufwand würde das Schloſs wieder bewohnbar gemacht werden können. Man ſagt Bonaparte werde es mit ſeinem kleinen ſtillen Malmaiſon vertauſchen, und hier künftig wohnen; „und von hier nach Verſailles," ſezen die ſo gern mit Worten und Sachen tändelnden Pariſer hinzu. „*Il n'y a qu'un pas*" *) (iſt ja nur ein Schritt.) — Bis zu der Epoche des 18ten Brumaire, und der ephemeren Reſidenz der beiden Direktorial-Räthe, war das Schloſs einem Speiſewirth verpachtet, der hier ſeine Lärmfeſte gab. In der reichen Gallerie (*Gallerie d'Apollon*) verſammelten ſich, am 19ten Brumaire der Rath der Alten, in dem ſchmuzigen, ſchmalen Orangeriesaal die Fünfhundert. Ich ſtand hier wenige Schritte von der Thür an der Stelle, wo Bonaparte unbewafnet dem Sturm der gegen ihn eindringenden Feuerköpfe einige Augenblike aushielt, dann auf der Schloſsterraſse mit einem Wink den verſammelten Truppen die Loſung gab, und die Regierung Frankreichs umformte. Als der Saal durch die Grenadiere aufgeräumt war, fand man neben der Stelle, wo Bonaparte ſtand, einen Dolch.

Das Schloſs der Pompadur Bellevue und ſein Garten liegt in gleicher Höhe mit dem Park von S. Cloud auf eben dieſem Hügel jenſeits Sevres. Ein Reſtaurateur wirthſchaftet darin. Der groſse Saal, der einzige Theil, den die Plünderer verſchonten, iſt durch Sauvage's Meiſterhand, an dem Geſimse umher mit einer Basreliefbande dekorirt. Das Anziehende dieſes Orts, iſt die unbegränzte Umſicht von

*) . Cloud liegt halbweges von Paris nach dem vormaligen Wohnsiz der Könige von Frankreich.

der grofsen Schlofsterrafse in eine weite, reiche Land-
fchaft. Das Haus wird wenig besucht.

Glüklicher ist der Restaurateur in Artois, ehe-
maligen Bagatelle, und seine Wirthschaft die vor-
züglichste und besuchteste um Paris. Dazu trägt das
romantische, gefällige Lokal vieles bei. Heiterer und
frühlicher ist nichts als die Anlage dieses Hauses und
seines kleinen Parks hinter der Hölzung von Boulog-
ne (*Bois de Boulogne*). Spielend hat die Kunst auf
einem wenig dankbaren Boden hier ein Elysium ge-
schaffen. Alles ist noch wohl erhalten und frisch.
Ein Privatmann kaufte Bagatelle, und rettete es bei
dem allgemeinen Sturm auf die Schlöfser der ver-
triebenen königlichen Familie. Jeder Plaz und jeder
Winkel des Parks ist ein lachendes Gemälde. Was
sonst bei dergleichen erkünstelten Anlagen kleinlich
erscheint, Brüken über kärglich fliefsende Bäche,
künstliche Felsen, Grotten, aufgeworfne Hügel, ver-
mehrt das Malerische dieses Parks, überrascht auf je-
dem Schritt.

In der Gesellschaft meiner edlen hanseatischen
Freunde, R. C. und K. besuche ich diese Lustorte um
Paris. Uns ist hier wohl, wir ersezen durch uns
selbst, was in den gewöhnlichen grofsen Cirkeln der
Pariser Welt uns fehlt, die Seele der Gesellschaft,
wenn man sie haben soll, das Ungezwungene, Früh-
liche, Gemüthliche. Das sucht Ihr vergebens unter
den selbstsüchtigen Eingebornen der Hauptstadt Frank-
reichs. Wenn ich aus diesem traulichen Cirkel und
aus den wenig andern einiger deutschen Häuser tre-
te — und ich bin ja nicht nach Paris gekommen, um
Deutsche zu sehen! — ist allenthalben Leere an
Geist und Herz nährender Unterhaltung, verdrieſs-
liche Langweile um mich her. Etwas beisres finde

Ihr nicht bei den ſteifen, verſpäteten Mittagseſsen Abends 6 oder 7 Uhr, in den Häusern der Bankiers, und in den Abendcirkeln zwischen 9 und 12 Uhr bei *eidevants* Adlichen oder andern Leuten vom Stande. Ich überlaſse es gern andern, bei diesen faden Thé's, in diesen matten Konversationen und leeren Aſsemblées ihre Zeit zu verlieren, und ziehe mich, wenn es die Konvenienz von mir verlangt, ſie dann und wann zu besuchen, bald wieder eben ſo ungesehen daraus zurük, als kaum gesehen ich gekommen war. Diese Zwanglosigkeit, ſich unbemerkt entfernen zu können, ist noch ihre beste Seite; aber der Fremde ist doch dabei in einer verdrieſslichen Lage. Ein Bedienter ruft aus dem Vorzimmer meinen Namen oft unverſtändlich und verdreht genug in das Geſellſchaftszimmer. Ich trete herein: ein runder Kreis von Lehnstühlen ist hier geſchloſsen; er öffnet ſich um eine Stuhlbreite und der Bediente ſchiebt euch einen Seſsel, in der Oeffnung des Cirkels gegen die Thüre hin, unter. Ich ſalutire die an der linken Seite des Kamins, dem in Frankreich etablirten Ehrenplaz, in einem etwas gröſsern Armstuhl ſizende Frau vom Hause, den Herrn, — und ſeze mich. Hofft nicht zu erfahren, wer eure Nachbarn auf den Stühlen rechts und links, oder die andere da ſind. Eure unbedeutende Personen werden als Fremde weder der Geſellſchaft vorgeſtellt, noch werden ihre bedeutenden und unbedeutenden Individuen euch bekannt gemacht. Zufällig erfahre ich manchmal am folgenden oder dritten Tage erst, mit welchen intereſsanten Männern oder Frauen ich gestern in dem ſteifen Stuhlkreise ſaſs. Ihr redet eure Nachbarn an, ſie antworten einsilbig, und ſtarren wohl gar den fremden Neuling in Paris an, oder ſprechen halblaut und

frostig von den interessantesten Gegenständen: — sie kennen euch ja nicht, und ihr Unbekannte trachtet vergebens, euch ihnen zu nähern. In der Kaminregion der Dame vom Hause, wird etwas lauter — gut oder übel gesprochen von Menschen und Sachen, die Neuigkeiten des Tages erzählt, die neuen Schauspielerinnen kritisirt u. dgl. Die Frau vom Hause führt, wie billig das Wort, der Herr vom Hause setzt das Siegel der Entscheidung drauf, und überschreit jeden, der anders zu sehen und zu reden wagt. Euch gelingt vielleicht einmal die Ehre, dass vom Kamin ab, nach eurem entfernten Stuhl hin ein Wort gerichtet wird. Die Frau vom Hause ists, die euch eine Frage zuwirft. Sie hat aber euern Namen vergessen, oder spricht ihn verkehrt aus, oder nennt euch nicht. Ihr erwacht, arme Blödsichtige, aus dem Traum, worin ihr mit euren eigenen Gedanken euch wiegtet, wisst noch nicht recht, ob euch oder dem Nachbar das Wort gilt, und ob ihr antworten sollt oder nicht. — Kurz, etwas linkisch seht ihr in jedem Falle aus, bis ihr euch ermannt, kühn vom Sessel euch erhebt, zu der Dame hintretet und die Konversation über knüpft. Unterdessen ruft der Nameniäuter an der Thüre andre Erscheinungen auf; der Kreis öffnet, erweitert sich für das *plus* eines Stuhls, ihr müsst den eurigen suchen. — So schleicht die Stunde im schwerfälligen Gange hin, bis die schwache Flamme der Unterhaltung auch am Kamin zu verlöschen drohet, und, nach einiger Erfrischung mit Thee oder Eis, vollends erstirbt. Dann steht die Dame auf, lässt ein paar Spielpartien ordnen, und findet ihr unter den von ihren Stühlen Erstandenen dann keinen Bekannten zur Unterhaltung, so habt ihr wenigstens die günstige Gelegenheit, euch

unbemerkt zurükzuziehen. — Es giebt aufser diesem langweiligen Abendsiz auch ſtehende oder ambulirende Cirkel, wo man wohl etwas ungezwungener ist, aber doch nur karge Unterhaltung und der geselligen Freude wenig hat. Ich habe bis jezt nur Langeweile darin gefunden, werde aber um gerecht zu seyn, die Ausnahmen von meiner Regel, wenn ich eine treffe, künftig treu berichten.*) Diejenige, welche Millin's bekannte literarische Thée's in ihrer beſsern Periode kannten, haben ſie mir gerühmt; jezt versammeln ſich ohne Thee nur noch einige Gelehrte in seinem Büchersaal und um einen Journal- und Büchertisch, auf welchem manches Neue auch von ausländischer Literatur liegt, das man oft vergebens in den hiesigen Buchladen sucht.

Die Quelle des ungefälligen Geistes der meisten hiesigen Cirkel ist vor allen die Selbstsucht der feinten Pariser, und die im Ganzen geringe Achtung, worin, in der Hauptstadt der Alleinherrschaft in der Literatur und in allen feinen Künsten der Gesellschaft, Ausländer ſtehen, und ich muſs es sagen — besonders Deutsche ſtehen, wovon mehrere durch kriechendes Schmeicheln und wegwerfendes Sollicitantenwesen gegen einige die Gönner spielende, aufgeblasene und eingebildete französische Gelehrte ihre eigne Sache und die Sache ihrer Landsleute verderben. Man werfe mir nicht flach entgegen, daſs es doch Ausnahmen von dieser schmählichen Regel unter den fremden Deutschen in Paris gebe. Ich achte den Geist meines Vaterlandes zu sehr, um ſie nicht

*) Eine ſolche Ausnahme und eine recht interessante fand ich bei meiner Rükkehr aus dem innern Frankreich in dem Hause der edlen Mſs. Williams — wovon unten mehr.

zuzugeben. Unter den französischen Gelehrten in Paris habe ich liberale Männer gefunden und einige davon oft genannt. Ihrem Geist, ihrer Humanität huldige ich willig und gern, und danke ihnen nie genug für eine mehr als nachsichtige Beurtheilung der unbedeutenden Arbeiten, die etwa über Deutschlands Grenzen bis zu ihnen gekommen sind. — Das aber kann mich nicht hindern, frei noch einmal zu bekennen, dafs ich den Ton der Liberalität eines grossen Theils der hiesigen Gelehrten seit meinem lezten Aufenthalt in Paris nachtheilig verändert, und wieder in die alte Geleise des Eigendünkels und der Verachtung, selbst ihrer Landsleute in den Provinzen, eingelenkt fand, wodurch die alten französischen Akademisten und ihre Schule vor der Revolution berüchtigt waren.

Um sich diesem allem und der lärmenden Pariser-Welt zu entziehen, und mit sich selbst und einigen Freunden in Frieden zu leben, ist das Land um Paris eine wohlthätige Zuflucht, und für mich ist es ein wahres Bedürfnifs geworden. Ich würde, wenn ich länger hier bliebe, ein Zimmer auf der Höhe von S. Cloud, Bellevue, Meudon, oder in den stillen Thälern von Montmorency oder Sceaux miethen, und dann vollkommen zufrieden mit Paris leben, das ich von vielen Seiten liebe. Aber ohne dieses Mittel, sich den Genufs dieser daran so reichen Stadt zu verlängern, zu würzen, und sich seiner zu freuen, folgt dem rastlosen Leben bald Uebersättigung — und ohne die nahe bevorstehende Unterbrechung meines Aufenthalts durch eine Reise in das innere Frankreich würde mir das Bleiben, jezt nach sieben verflofsenen Wochen kaum noch erträglich seyn. Ein Ausflug aufs Land einigemal in der Dekade, allein, oder mit

meinen hanseatischen Freunden, gewährt mir bisher diese erwünschte Erholung von dem geräuschvollen Stadtleben.

Ich habe eben die Thäler von Sceaux genannt, und komme darauf zurük, um dir von einer der reizendsten Gegenden um Paris etwas zu sagen. Wir fuhren manchmal durch dieses freundliche Thal, zum Besuch des vormaligen Residenten der Reichsstadt Frankfurt, Ditmar Basse, nach Villegenis, dessen Lage sich an das romantische Thal von Sceaux anschliesst. Dieses vormalige Lustschloss des Prinzen Conde, einige Meilen von Paris, ist sein Eigenthum. Er verpflanzt manchen Zweig deutscher Industrie, und deutscher Erfindungen auf französischen Boden, und verdient mit Recht das öffentliche Lob, das ihm hier gebracht wird. Auf dem dankbaren Boden seines Landgutes führt Basse wesentliche Landverbesserungen ein, die seinen Nachbarn zum ermunternden Beispiel und zur Lehre dienen. Seine Viehzucht ist vortreflich; er pflanzte viele tausend Acacienbäume in der kurzen Zeit seines Besizes dieses Guts. Mit Anwendung englischer Maschinen hat er in dem unbewohnten alten Schloss von Villegenis eine Linnen- Band- und Schnüren-Manufactur angelegt, für welche Waare, wie man sagt, gegen zehen Millionen in das Ausland gehen. *) — Die überaus liebliche und malerische Lage dieses Villegenis im Schoos eines an mannigfachen Ansichten reichen Thals, die üppige Vegetation des Bodens, die schöne Gegend weit umher, sind höchst anziehend und übertreffen was ich von Landgütern hier gesehen habe.

*) Die sehr thatige *Société d'agriculture* in Paris, von welcher ich ein andermal rede, ertheilte Hrn. Basse für diese Verdienste um Landbau und Industrie, in ihrer öffentlichen Sizung am 9ten Frustidor, eine goldene Ehrenmedaille.

Wenn wir die entfernten Gegenden von Paris besuchen, vermeiden wir gern die ermüdend einförmigen Landstrafsen, die traurige Ansicht der zugemauerten Dörfer, und fahren dafür durch Feldereyen um freundlichere Ansichten zu gewinnen. Ich kenne nichts (*inconfortable*) ungewöhnlicheres, als diese französischen Dörfer; so ganz verschieden von dem Karakter des Ländlichen, Malerischen, Friedlichen unserer deutschen Dörfer. Da ist keine lebendige grüne Umzäunung der Felder, keine blühende Hecke um die Obstgärten, kein bemoostes Strohdach, keine offne Scheuer oder Federviehhof; kein Baum beschattet den Dorfweg, kein Gemüse-Garten, keine Laube ist sichtbar. Starre hohe Mauren umschliefsen das Feld, den Obstgarten und den Hof des Bauren, ihr weifser Anwurf blendet und wirft die brennenden Sonnenstralen zurük. Zugemauert bis auf ein paar Kerkerartige Gitterfenster, und eine schmale, niedrige Thür, sind die gegen den Weg gekehrten Seiten der mit schwarzem Schiefer oder Dachsteinen gedekten Häuser. — Eben so undörflich sehen die Bewohner dieser iberischen Dörfer aus. Männer in weifsen schmuzigen Kitteln, Weiber in grofsen Klapphauben; kein frisches Blut, keine volle Wange, gelbe oder runzlichte Gesichter. — Die Kinder . . . . . Was ich erblike, drangt mir das Blut gewaltsam zum Herzen, beengt mir die Brust. Ich sehe grofse Haufen Kinder. Es sind arme Vertriebene! neugeborne ein oder zweijährige, aus dem Vaterhause ausgeworfne, von der Mutterbrust entwandte Stadtkinder, die gedungenen Dorfweibern zum Säugen, und zur physischen und moralischen Erziehung in der ersten so wichtigen Periode ihres Lebens in den Dörfern Preis gegeben werden. Die Erfahrung,

welche ich vor fünf Jahren über das in Paris eingeführte Selbstsäugen der Mütter, selbst aus den höhern Ständen machte *) gab nur eine täuschende Hoffnung. An den öffentlichen Orten und auf Spaziergängen, wo sich die ganze Hausfamilie des kleinen Bürgers und die höhern Klafsen in Paris am Abend versammelt, fand ich jezt viel seltner den wohlthätigen Anblik der Säuglinge auf den Armen wohlgekleideter Mütter und Väter. Jene unnatürliche, empörende französische Sitte verblendeter Aeltern, ihre Neugebohrnen von sich weg aufs Land zum Säugen zu schiken, ist wieder im vollem Schwange. In allen Dörfern vier bis sechs Meilen im Umkreise von Paris, sieht man die verstofsnen Kinder in grofser Zahl auf den Gafsen herumtreiben, diese auf den Armen gröfstentheils häfslich gebildeter Ammen, an den Thürschwellen der Nachbarn, andre kriechend und taumelnd neben den Pferden und Rädern vorüber fahrender Wagen, noch andre krüppelnd an der Hand unsorgsamer Wärterinnen; hie und da rothbäkige Jungen und Mädchen, unter der Menge ausgeschlagener Gesichter und Grindköpfe. Der Anblik, zusammengenommen mit dem Gedanken der Gefahr dieser Kinder und den möglichen und oft unausbleiblichen Folgen dieser vernachläfsigten frühen Erziehungsart für das ganze Leben, erregt mir jedesmal Grausen. Da singen sie: *où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille* — und handeln so! — — — Aber mir erscheint ein andres Bild, ein schönes und wohlthätiges. Ich sehe in naher Zukunft — Fest meines Herzens! — unsern Säugling an deiner Mutterbrust . . . . . —.

*) Fragmente I. 50.

13.

Paris.

Fragt nicht mehr nach mir in Paris. — Mein Bündel ist geschnürt: Morgen gehe ich nach Bordeaux, und bin, des Vollgenusses der grosen Hauptstadt Frankreichs ungeachtet, mit diesem Wechsel sehr zufrieden. Mich lokt das Innre des Landes unter seinem schönen westlichen und südlichen Himmelsstrich, wovon wir seit zwölf Jahren kaum fragmentarische und oberflächliche Nachrichten wisen. Und doch ist das Innre des Landes, und nicht Paris Frankreich, mit welcher leidigen Verwechslung wir, zum Nachtheil der französischen Nation, oft genug getäuscht sind. Paris und die Pariser mit ihrem Anhang, galten seit dem Anfang der Revolution, für Frankreich, und die Franzosen. Das veranlasten unsre Zeitungen, deren Korrespondenz sich selten über die Barrieren von Paris erstrekt, und die Reisenden, deren Granzstein die Hauptstadt ist. — Ich werde nun sehen, soviel es meine Zeit gestattet, wie viel oder wenig von diesem Geist, den wir nur allzusehr kennen, aus Paris, — in dem lezten Jahrzehend dem Mittelpunkt der Weltgeschichte, — in den entferntern Umkreis des Landes und seines Bluts ausgeströmt und übergangen ist; was dort beser ist vielleicht, oder schlimmer, originell, oder blos nachgeahmt.

Die Berichtigung meines Pases für die Reise, führte mich gestern in die Residenz der Policei und der Justiz. Das ist die Präfektur, vordem die Mairie, und das Palais. Die Erinnerung an das lästige Geschäft der Postberichtigung im Jahr 1796 *) war mir

*) Fragmente I. 3.

noch allzugegenwärtig. Für Paris war es überflüssig, da meine von dem Minister Talleyrand unterzeichnete Hospitalitätskarte die Stelle des visirten Pafses doppelt vertrat. Jezt aber mufste der Schritt, den ich fürchtete, gethan werden. Er kostet den Fremden oft einen halben Tag, selbst wenn keine Einwendungen zu machen sind, in welchem Fall denn durch das Hin- und Herfenden des Pafses zum Policeiminister oft mehrere Tage verloren gehen. — Ich gieng in die Präfektur. „*Citoyen*, rief die Schildwache an dem Gewölbethor mir entgegen, *on n'entre pas ici, fans cocarde.*" (Bürger, ohne Kokarde geht man hier nicht herein.) Bis jezt war ich in Paris an das vergefsne Tragen der Kokarde, die mit der Anrede *Citoyen* veraltet ist, noch nie erinnert worden. Ich machte mit Vorzeigung meiner Karte Gegenvorstellungen. Er wies mich aber an einen Trupp Weiber, welcher zehn Schritt davon mit Musterkarten und Schachteln voll Kokarden, von aller Gröfse und Form, stand. Gewöhnlich sind es Soldatenweiber und Frauen der Schildwachen, die diesen Kokardenhandel vor der Präfekturpforte treiben: und daher zum Theil die Strenge der Ordre. Für zwei Sous glänzte das Zeichen an meinem Hut. „*Vous voila comme il faut, Citoyen*" (nun sind sie wie sie seyn mülsen), sagte die Schildwache, und lies mich herein. — Das Tragen der Kokarde, und die Anrede an Fremde: *Citoyen*, ist überhaupt nur noch in den Regionen der Policei- und Regierungsresidenz Sitte, und das: *ici on s'honnore du titre de Citoyen*, (hier beehrt man sich mit dem Titel: Bürger), findet man nicht mehr als Thüranschlag an öffentlichen Instituten und in den Büreaus. Unter dem Militair, den zur Regierung gehörenden Personen, und unter

den Gelehrten, wird dieser Ehrentitel noch gehört. Auf den Komedienzetteln sind die Schauspieler noch *Citoyen's*, die Schauspielerinnen hingegen *Mesdames*, wie denn überall die *Citoyennes* ihren Titel *Mesdames*, bis zu den Damen der Halle herab, wieder angenommen haben. Für die höhern Klassen ist das *Citoyen*, wenn sie es nicht bei officiellen Leuten brauchen, ein Behelf zur Anrede des Pöbels geworden, und ersezt ihnen einen wesentlichen Abgang in der Gassenkonversation mit Trägern, Handlangern u. dgl. Man rief diese vordem mit einem: *ah l'homme!* oder *dit-donc l'homme!* jezt heifst: *dit-donc citoyen!* Aber nicht immer reicht der ursprüngliche Ehrentitel, selbst des ersten Konsuls, *Citoyen premier Consul* oder *Citoyen-Général*, bei den Bürgern auf der Gasse aus. Will man einen freundlichen Bescheid, so muss man selbst die Gassenleute, mit einem *mon ami*, oder noch wirksamer mit dem antirevolutionairen: *Monsieur* und *Madame* anreden. Auch in den Tuillerien ist der Titel schon im Abgang, und eben so wenig wollen andre dadurch an den Bürgerstand erinnert seyn. — — Als ich unter dem sichern Geleite meiner Kokarde bis in den innern Hof der Präfektur vorgedrungen war, rief eine zweite Schildwache: *Citoyen, prenez la queue!* (stellt euch an den Schweif) das wars, was ich fürchtete. Ein langer Schweif von etwa dreifsig Paar wartender Leute, die wie ich Pafsgeschäfte in der Präfektur hatten, stand langs den Hof, um vielleicht in zwei Stunden erst zur Audienz zu gelangen. Um hier nicht das ein und dreifsigste Paar anzufangen, mufste mich das Zaubermittel der Hospitalitätskarte retten. Ich zog sie hervor — und ward vorgelassen. Selbst die barschen Huissiers und Schreiber in dem Policei Bü-

reau selbst machte sie zahm. Mein Paſs ward angenommen, visirt, unterzeichnet, gestempelt, und in einer Viertelstunde war das gefürchtete lange Geschäft vollendet. Den etwas unbürgerlich genommnen Vorsprung bat ich der Menge, die in dem Büreau wartete, und dem noch um einige Paar verlängerten Schweif im Hofe, in der Stille ab, und entzog mich dem Gedränge.

In dem nahen Justizpallast, zu welchem ich nun hinaufstieg, ward in allen Tribunälen plaidirt. Lebhaft erinnere ich mich des Genuſses, den mir das Anhören der mündlichen Proceſsverhandlung (*plaidoyer*) auf meiner ersten Reise durch Frankreich, vor der Revolution, machte. Ich bin diesesmal noch nicht so glüklich gewesen, eine *cause illustre* von vorzüglichen Rednern verhandeln zu hören. In der ersten Instanz ward gestern eine Afsignaten-Sache geführt, noch immer der Gegenstand des unaufhörlichen Haders vor allen Gerichtshöfen. — Das einfache Kostum der Richter dieser Instanz, ist ein schwarzer seidner Mantel. — Imposanter war die Anſicht des *tribunal de caſsation* in dem gröſsten Saal des Pallastes. Etwa zwölf Richter mit ihrem Präsidenten und den Anwälden, saſsen in schwarzen, rothausgeschlagenen Mänteln umher. Der Berichterstatter trug in der lezten Instanz wieder eine Afsignaten-Sache vor: die Richter traten zum Stimmen zusammen, und der Präsident sprach die Sentenz aus. Die Verhandlung geschah mit Ruhe und Ordnung. Ueber dem Kopf des Präsidenten sieht an einem mit Eichenlaub umwundnen Schild das Wort: la Loi. Ihm gegenüber eine kolosſale Statue der bewafneten Freiheit, mit der Inschrift: *la liberté afsise ſur les loix, armée pour leur défense, donne la paix*

à l'empire. (Die auf den Gesezen ruhende, für ihre Vertheidigung bewafnete Freiheit, giebt dem Reiche Frieden). — Tumultuarischer gieng es unter den Zuhörern im Policei-Tribunal (*de la Police correctionelle*) zu, wo die kleinen Injurien und andre Sachen summarisch verhandelt, und von den Partheien selbst plaidirt werden. Ein Perükmacher-Bursche vertheidigte hier seine, wie er sagte, sehr motivirte Maulschelle, die er einem Gassenmädchen gegeben hatte. Nicht die stark tönende Gloke des Präsidenten, nicht das Geschrei der Gerichtsbedienten: *silence Citoyens!* konnte die Menge lachender und zischender Zuhörer beschwichtigen. Dafs dieses lärmende Publikum hier zur Tagesordnung gehört, beweiset das Gebot über dem Sitz des Präsidenten: *Citoyen, la loi commande le respect et le silence* (Bürger, das Gesez befielt Ehrerbietung und Stille.)

Ueber die Verwaltung der Justiz wird noch häufig geklagt, — und wo in der ganzen Bürgerwelt hört man diese Klagen nicht. Die äufsre anständige Form, und die Würde der Gerichtshöfe ist hergestellt. Die Wahl der Richter in den Tribunalen, und die Besezung des gröfsern Theils der öffentlichen Aemter überhaupt billigt man im Ganzen. Noch aber sitzen hie und da Männer von unbescholtnem Ruf, reiner Moralität und öffentlicher Achtung, manchem zur Seite, welchem Flecken der Anarchie ankleben. Die gemeinschaftliche Anstellung solcher Individuen von den verschiednen Partheien des letzten stürmischen Jahrzehends, sollte, wie man sich einbildete, in dem Heiligthume der Gesetze, zum Mittel dienen, Partheien, die doch ewig unvereinbar sind, zu vereinigen. Mehr nach Gutdünken und durch einen Glükszufall, als nach reifer Prüfung, geschehen noch man-

che Aemterbesezungen. Noch werden manche rechtliche Leute, welche zu den Verwaltungen öffentlicher Aemter, aus kleinmüthiger Furcht, oder aus edlem Stolz, sich nicht anbieten und aufdringen zu wollen, von der Regierung nicht genug aufgesucht, und zu der Uebernahme derselben nicht eingeladen. Dagegen ist die Anstellung von sonst braven, in ihrem Fach geschikten, aber gerade den ihnen verliehenen Stellen durchaus nicht gewachsnen Leuten, noch eine tägliche Erscheinung. — So äufsern sich über die Lage der Dinge in Frankreich, ruhige, unbefangne, uneigennützige Männer. Dafs ihre Beobachtungen richtig sind, beweiset schon der sichtliche Mangel an Achtung und Zutrauen gegen einen grofsen Theil der öffentlichen Beamten; beweisen die lauten Klagen über Fehlgriffe, schiefe Ansichten, übereilte Plane, willkührliche Vollziehungen, ungeordnete, langsame Schritte in den wichtigsten Angelegenheiten des Landes. — Das Zutrauen zu dem grofsen und guten Willen, und zu der Kraft des Hauptes der Regierung nährt die Hoffnungen des ruhigen Bürgers für die Zukunft. Der Staat erstand durch Bonaparte aus der allgemeinen Zerrüttung; redlich arbeitet er an seinem äufsern und innern Frieden. Vieles ist schon geschehen; viel zu thun ist noch übrig. Dafs dieses Unvollendete durch ihn vollendet werde, darauf hoffen alle die noch zweifeln, damit beruhigen sich die noch klagen. Noch, sagen sie, ist die Gegenwart ungesichert, ungewifs die Zukunft; dem Staate fehlt die innre Bürgschaft seiner Verfafsung, solange sein Glük und seine Ruhe von dem Leben des einzigen Mannes abhängt, der uns diese zu geben angefangen hat. — Der Kampf um das Reich, wie nach Alexanders Tode, der Bürgerkrieg, würde wieder beginnen;

oder Anarchie und Schaffotte herrschen, wenn dieser Eine Frankreich plötzlich entrifsen würde, ohne dafs ihm ein Nachfolger ernannt wäre. Der jezigen Konstitution fehlt noch dieser Zusatz, welcher die Basis der Regierung für immer befestigt. — Hierin treffen — zweifelt nicht daran, — die Wünsche aller guten Franzosen zusammen. Ihre Erfüllung wird erst der Anfang des vollen Genufses ihrer Ruhe und Zufriedenheit sein; weil sie erst die Dauer derselben verspricht. Um die Grundfeste des Staates unerschütterlich zu erhalten, und sein Glük und das Glük aller seiner Glieder zu unterstüzen, dazu gehört noch Eins, was nur zu sichtbar allenthalben fehlt — der hohe thätige Gemeinsinn der Bürger. — —

Ich brach hier ab, um meine Abreise vorzubereiten. — Mein Weg führte mich nach der *Cité*, ohne dafs ich ahnete, welche Blutscene mir bevorstand. — „*On guillottine aujourd'hui*" rief das von der Seite des Justizpallastes nach dem Greveplatz hindrängende Volk. Unwiderführlich ward ich durch den Strom dahin mit fortgerifsen, und die Eigenthümerin eines *Magazin de vin* neben dem Gemeindehause bot mir, noch ehe ich den Entschlufs, die Hinrichtung zu sehen, gefafst hatte, das Zimmer im ersten Stok ihres Hauses als Zuflucht gegen Tumult an — „um, wie sie sagte, das Schauspiel von hier recht nach Bequemlichkeit zu sehen." — Der Anblik der sich zu einem solchen Schauspiel versammelnden Menge unterscheidet sich in Paris von ähnlichen Auftritten in unserm Deutschlande. Da ist weder Rast noch Ruh in diesem elastischen Haufen vieler Tausenden. Das Warten ist diesen sprudelnden Menschen unerträglich. Toben, Scherz und Lachen, mufs ihnen die Langweile kürzen; gleich viel, ob in wenig Augenbliken vor ih-

ren Augen Köpfe unter dem Beil fallen ſollen, oder ob ſie den Anfang eines Poſſenſpiels erwarten; gleich viel, welches der Gegenſtand ihres Muthwillens iſt. Und finden ſie keinen andern Stoff, ſo wird er in den höhern Regionen der Zuſchauer an den Fenſtern der Häuſer geſucht. Die auffallende Form eines Hutes, ein neuer Schnitt, bunte Farben eines Gewandes, die ungewöhnliche Stellung einer Perſon, elektriſirt die ganze Maſſe zum Lachen und Geſchrei. Die Policei läſst ſolchen Farçen ihren Lauf. Die Bajonnette und Kolben ſtürmen nur dann dazwiſchen, wenn es Privathändel oder Gedränge, oder Diebsgeſchrei giebt, und bewirken augenbliklich die Ruhe. — Meine geſprächige Hauswirthin trat zu mir, an das Fenſter, um mich mit nur zu lebendigen Darſtellungen der gräſslichen Scenen, wovon dieſer GrevePlatz während der Revolution die Bühne war, zu unterhalten. — Ich verſchone Euch mit den blutigen Erzählungen und Sagen dieſer grauſamen Schwätzerin, welche, um mich ganz von ihrem Augenzeugniſs zu überführen, ihr Kind, mit welchem ſie damals ſchwanger gieng, holte, um mir an ſeinem Leibe die Blutfleke zu zeigen, die der Anblik dieſer Menſchenmetzeleien auf ihre Frucht gemacht hatte. Ich erreichte endlich die Erfüllung meiner Bitte, mich ruhig zu laſsen, mit einem ſechs Livresthaler, den ſie mir als Fenſtermiethe mit dem Zuſaz abforderte, im Vergleich jener Zeiten ſei dieſer Zins geringe, ſie habe, als die Köpfe Robespierre und Fouquier Tainville hier unter der Guillottine fielen, für jedes Fenſter zwei Louisdor Miethe erhalten. — Der Miſsethäter, welcher ſeine Strafe leiden ſollte, war ein zwei und zwanzigjähriger ſtupider Müllerburſche, der ſeinen Brodherrn und deſſen Frau erſchlagen hatte, aus Furcht, ſie mögten ihre

Drohung, seinen Aeltern den von ihm begangnen Diebstahl von zwei Louisd'or zu verrathen, erfüllen. — Vor mir in der Mitte des Platzes, gegen die Seine stand die Guillottine, auf einem vor einer Stunde erst errichteten leichten niedrigen Gerüst von rothgefärbtem Holz. Das zwischen zwei Pfählen eingefugte von einer Höhe von zehn Fuss herabfallende Beil ist, sagt man, sechszig Pfund schwer, soll aber fünf hundert und vierzig Pfund Gewicht durch den Fall gewinnen. — Dem Zuge zur Hinrichtung voran, fuhren zwei Kutschen mit den Berichtserstattern und dem Kommissair des Gerichts, welche aus dem Gemeindehause der Vollziehung des Urtheils zusehen. Von einigen Dragonern begleitet, folgte ihnen der Missethäter, gebunden rükwärts sizend, im rothen Hemde, auf einem zweirädrigen Karren. Er bestieg das Gerüst, und fast in eben dem Moment, war sein Kopf gefallen. Die Schnelligkeit der Hinrichtung ist's allein, was erschüttert. Kein Faden zerreisst schneller, als jach der Tod hier das Leben verschlingt. — Kaum erblikte ich den Unglüklichen auf dem Gerüst, fühlte kaum den stärkern Pulsschlag des Herzens — und schon war er getödtet und verschwunden. Schnell ward das abgehauene Haupt, mit dem Körper in einen neben stehenden Korb gewälzt, und derselbe Karren, welcher einige Augenblike vorher, den Lebenden herbrachte, fuhr nun den Todten zu Grabe. — — Als ich das Haus verlies, forderte die Wirthin meine Adresse, um „wenn es hier wieder etwas gäbe" (*s'il-y a quelquechose*) mich davon benachrichten zu lassen. Ich dankte für ihren guten Willen und gieng.

Hier ist mein Abschiedsgruss aus Paris: an der Garonne sprechen wir uns wieder. Ich hoffe auch, an

der Rhone, wenn mein guter Genius es will. Meine Absicht ist, von Bordeaux, auf Montpellier, Nismes, Marseille und Toulon, zu gehen; dann von Avignon die Rhone herauf nach Lyon und so nach Paris zurük.— Schöne Erinnerungen meiner Jugendjahre knüpfen sich schon an den Wunsch. Ich machte den Weg damals in umgekehrter Richtung hierher, mit meinem F... Es wird mich freuen, diese mir bekannte Pfade noch einmal zu betreten, die Gegenwart mit der Vergangenheit, und meine Beobachtungen und Empfindungen in beiden zu vergleichen. In dem heitern schön gefärbten Licht der Jugendjahre wird mir das Alles zwar nicht mehr erscheinen. — Aber ich werde doch noch manches wieder finden, was nicht mit dem täuschenden Schimmer des jugendlichen Traums verschwand: — und eine ernstere Ansicht, geziemt dem Manne. — —

Inhalt der Briefe im ersten Bande.

1.

Brüssel. . . . . . **Seite 3.**

„*Nous ne voulons pas être libres.*" — Reise durch Westphalen, die hollandische Gränze. Almeloo. Strafe der Baumschänder. Verbot des Tabaksrauchens auf den Strafsen. Zutphen, die alte Hansestadt. Spuren des Krieges hier und in dem zerstörten Grave. Freiheitsinsignien. Kokarden. Stattlicher Freiheitsbaum in Herzogenbusch. Verfall. Vormundschaft der französischen Regierung uber das Land. Die schlafenden Zollbeamten in Haagstraten. Antwerpen. Traurige Ansicht dieser Stadt. Die Schelde. Hoffnungen ihrer Freiheit. Golgatha. Präfekt d'Herbauville. Jezige Lage Antwerpens. Ausbesserung der zerstörten Kathedralkirche. Das Hanseatische Haus. Gemäldesammlungen. Postberichtigung. Schöne Gegend bis Brüssel.

2.

Brüssel. . . . . . **Seite 17.**

Tiefer Verfall der Stadt und des Landes. Bericht des MunicipalRaths an den Präfekt und dessen Antwort. Karakter Doulcet-Pontécoulant. Abendscene. Der Park. Königsplatz. Tempel des Gesezes. Bettlerscene in der Gudulakirche. Simons Kutschenfabrik. Gerichtliche Verhandlungen in den Tribunälen. Gemälde des Banckier Danhot. Der Wohlthäter des Landes *de la Serna y Santander*. Museum. Bibliothek. Gemäldesammlung. Das Lustschlofs Laken und sein Park. Plünderungen des Volksrepresentanten Jaspié. Schauspühne.

3.

Paris. . . . . . **Seite 30.**

Reise bis dahin. Verfall der Landstrafsen. Flandrische Gebilde. Burgerlichkeit in Mons und Quivrain. Ansicht der Trum-

mer in Valenciennes. Postmeisterbericht. Almählige Wiederherstellung der Stadt und ihrer Gewerbe. Ein *Incroyable*. Umwandlung der Kirchen und Klöster in dieser Gegend. Arbeiter zur Vollendung des Kanals von St. Quentin. Karakter der französischen Postillone. Unbequemlichkeit der gepflasterten Landstrafsen. Flor des Landbaues. Dumouriez Andenken bei einem Soldaten aus der Schlacht von Gemappe. Pierotskostume des Postillons von Ham. Gegend von Compiegne. Ankunft in Paris.

4.

Paris. . . . . Seite 45.

Besuch Ludwig's, Königs von Etrurien, bei Bonaparte. Scene aus Voltair's Oedipe. Wirkung der Gegenwart eines Bourbons in Paris. Sein Inkognito in Rüksicht des ersten Konsuls. Sprachübungen des Pöbels. Unterhaltungen des Königs im NationalInstitut. Ministerielle Festen. — Bonaparte's Musterung der KonsularGarde am Quintidi. Schönheit dieser Truppen. Ansicht der Musterung aus dem KonsularPallast der Tuillerien. Gefolge des ersten Konsuls. Der Mameluk Rustan. — Bonaparte's Gestalt und Anstand. — Moreau. — Vorplatz des Pallastes. Mordplatz in der Strafse Nicaise. Plan des Meuchelmordes am 3ten Nivose. — Der TuillerienGarten, seine neuen Anlagen und Scenen. Restaurateur Very. Rousseau's Denkmal. Modell der National-Säule auf dem Eintrachtsplatz. Gebet an den Regen.

5.

Paris. . . . . Seite 68.

Pariser Wesen und Geist. Zeitverlust. Thurhüter der Häuser. Wohlgeordnete, strenge Policei. Willkühr. Kleinlichkeit. Entdekung eines gefährlichen Komplots. Industrie eines blinden Bettlers. Unflatereien auf den Gafsen. Schnelles Fahren. Gafsensperre. Handel der Kutscherrepublik in Paris. Fiakre. Holle der Pferde. — Pallast des Tribunats. Moden. Griechisches Kostum. Nakthcit der Weiber. Klagelied über ein Opfer dieser Mode. Garten des TribunatPallastes. Abendbeleuchtung der Arkaden durch Argantsche Lampen. Kaffeehaus der Blinden. Keller-Kaffeehaus. Beutelschneider. Spielsale. Wiederholung der Höllenmaschine.

6.

Paris. . . . . Seite 87.
Griechische Statuen. Apollo von Bellvedere in Paris. Aufstellung der Antiken. Allgemeine Ansicht der Einrichtung des Museums. Das Museum der Gemalde. Vortheile bei der Versetzung der Gemälde aus Italien nach Paris. Summe der Kunstschatze. Handzeichnungssammlung. Feuergefahr des Louvres. Abscheulicher Wohnort der Kunstler. — Gemälde der Sabinerinnen von David. Sein Gemälde des ersten Konsuls. David's Ideen über sein nächstes Bild, des Leonidas. Zeichnung zu dem Gemalde, von Sokrates Tod. — Isabey und seine Meisterwerke. Taillasson's historische Gemälde, Olympias, Timoleon, Ptolemäus. — Hue. Sauvage. Vernet's Gemäldesammlung in Marine Hotel. — Museum der französischen Denkmaler. *Conservatoire des arts et métiers.*

7.

Paris. . . . . Seite 110.
Ansicht von Malmaison. Zuge des Privatlebens und Karakters Bonaparte's. — Erziehungsinstitut der Mad Campan in St. Germain. — Abendansicht von Malmaison. — Oeffentliches Prufungsfest in der Erziehungsanstalt von St. Germain. — National-Institut. Veränderte Stimmung. — Lacépéde. Grégoire. Dolomieu. Nelson's Brief an Acton über Dolomieu. Sieyes. — Der Pflanzengarten; und das Museum der Naturgeschichte. Ihre Verbesserungen. Plan zu einem neuen Thiergarten. Geburt junger Lowen. Der Thierwärter Felix.

8.

Paris. . . . . Seite 141.
Larive als Brutus in Cäsar's Tod. Delsen Bemerkungen über den Verfall der französischen dramatischen Kunst. Molé als August in Cinna. Lafond als Orosmann. Talma. Unbehaglichkeit des Schauspielbesuchs. Des deutschen Buffo, Elmenreich's Erscheinung auf der Pariser Bühne. Ballette. Opera bulla.

9.

Paris. . . . . Seite 156.
Fest des 14ten Juli. Revolutionsgeruchte. Vorabend des Fe-

ten. Freies Schauspiel. Vorbereitungen in den *Champs elisées*. Der 14te Juli. Musterung der Garde. Militairische Behandlung der Zuschauer, Kokagnemasten. Garnerin's Luftfahrt. Tanz. Unlust der Pariser. Erleuchtung. Chore im Friedenstempel. *Parc aux militaires*. Meteor eines brennenden Ballons. Feuerwerk. Gute Polizei beim Fest. Stokung in den Tuillerien. Lobgedicht.

10.

Paris. . . . . Seite 168.

Quartier des Montblanc. Wanderung durch die Vorstadt St. Germain. Vigier's romantische Seinebäder. Kaffeehaus auf dem *pont neuf*. Museum der Mineralogie Versammlungssaal der Gesezgeber. Polytechnische Schule. Invaliden Hôtel. Antike Pferde Bibliothek der Invaliden. Mars Tempel. Turenne's Denkmäler. Unterhaltung mit einem Invaliden. Sternwarte. Goblins-Manufactur. Die Ceder von Libanon im Pflanzengarten. Daubenton's Grab und Denkmal. Schule der Arzneykunst. Ansicht vom Pallast Luxemburg. Blik auf die Personen des gestürzten Direktoriums. Garten des Luxemburgs. *Honneur funebre*. Gräber des Panthcons. Leichenzüge. Grabplaze. Scheuslliche Gemeingrufte. Miss Williams Empfindungen daruber.

11.

Paris. . . . . Seite 189.

Die nördlichen Boulevart's. Scenen auf dem Eintrachtsplatz. Garten der Kapuzinerinnen. Panorama von Paris, Toulon und Lyon. Panteteorama von Lyon. Robertson's Fantasmagorien. Bauchredner Fitzjames. Geistererscheinungen. Pavillon d'Hannovre. Chinesische Bäder. *Caffé de la guerre*. Frascati. Tivoli. Dorf Chantilly. Porcelanfabrik von Guerhard und Dihl. Feuermalerey. Masse kleiner Schaubuhnen und Tanzsäle der Boulevarts. Curtius Wachsbilderkabinette. Marktschreier. Boulevarts-Scenen. Bildnis Ludwig 16.

12.

Paris. . . . . Seite 202.

Reise nach Versailles in einem *pot de chambre*. Ansicht des Schlosses, und der Gemäldesammlung. Denkmal der zu Rastadt ermordeten Friedensgesandten. Die Kapelle. Erinnerun-

gen an vergangne Scenen. Fest des 14ten Juli in Versailles. Springende Wasserkünste. Zerstöhrung in Kleintrianon. Park und Schloss von St. Cloud. Der 19te Brumaire. Bellevue. Bagatelle. Schilderung einiger langweiligen Cirkel in Paris. Vorzug des ländlichen Aufenthalts. Thaler von Sceaux und Villegenis. — Traurige Ansicht der Dörfer um Paris. Exilirte Säuglinge.

13.

Paris. . . . . Seite 220.

Vorbereitung zur Reise ins innre Frankreich. Paßberichtigung. Schicksal des Titels, *Citoyen*. Plaidoyer im Justizpallast. Verwaltung der Justiz und andrer öffentlicher Aemter. Unzufriedenheit und Hoffnungen rechtlicher Burger. Guillottine-Hinrichtung.

BRIEFE AUS DER HAUPTSTADT

UND DEM

INNERN FRANKREICHS,

VON

F. J. L. MEYER DR.

DOMHERRN IN HAMBURG,

Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften in Deutschland und Frankreich.

ZWEITER BAND.

TÜBINGEN

IN DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG.

1802.

Universitäts-
Bibliothek
München

14.

Bordeaux
im August 1801.

— — — — — Mehr als zweihundert deutsche Meilen von Euch entfernt, ist's mir wohl, wie unter Euch. Ich lebe in dem Kreise der Meinigen.*) Ich finde unter diesen guten Bordelesen, eine offne herzlich wohlwollende Gastfreiheit, wie bis jezt nirgend in Frankreich. — Ich habe das Tempe von Frankreich, die Thäler und Ufer der Loire gesehen, und schwelge in dieser Erinnerung.

Das eigentliche Reisen, das Fortbewegen von einem Meilenstein zum andern mit den Reisegeräthen und allen Erfordernifsen, zu beschreiben, ist sonst meine Sache nicht. Diese Reise hierher aber hatte eine so originelle Form, einen so eigenthümlichen Anstrich, dafs ich ohne Besorgnifs zu langweilen, davon einen Umrifs geben darf.

Ich zog mit der Diligence. Nach langem Kampf zum erstenmal in meinem Leben mit einer solchen Staatsfuhr zu reisen, überwand ich meinen Widerwillen dagegen; entschlofsen, eher allenfalls das Unbequeme, als das trostlose Alleinreisen zu ertragen. — „Wohl dem, der nichts erwartet; nie wird er sich getäuscht finden." Goldene Regel! Meine Wahl war die beste, welche ich hätte treffen können. Die Art, wie ich diese hundert und sechs und fünfzig französische Meilen gemacht habe, läfst angenehme Erinnerungen bei mir zurük, und ich würde unter ähnlichen Umständen, jedesmal die Dili-

*) In dem Hause meines Bruders, Hamburgischen General-Kommifsarius der Handlungsverhältnisse.

gencereise wählen. Freylich, war der Zufall dabei günstig, indem er mir eine unterhaltende und fröhliche Reisegesellschaft zuwarf. — Doch, zur Ordnung der Erzählung!

Das Fuhrwerk der Pariser Diligence ist, seiner Form nach, ein Monstrum in der Kutschenbauart. Eine grössere Karrikatur kann die Parlamentskutsche nicht seyn, worin, mit Krone und Scepter geziert, der König von England fährt. Dieser vierekte Kutschen-Kolofs, mit den Magazinen auf dem Dekel und auf der Hinteraxe, hat inwendig auf zwei breiten Sitzen sechs bequeme Plätze und sechs Fenster. Glüklich, wer eine der vier Eken erhält, und sich früh genug dazu in dem Büreau der Diligence meldet. Er gewinnt auf diesem wöhnlichen Plaz doppelt, frische Luft und freie Aufsicht durch das Fensterchen in der Seitenwand, und bettet sich sanft, beim Schlafen in die Ecke gedrükt. Die Kutsche hängt in Riemen, so bequem auf ebnen Wegen, als hänge sie in Stahlfedern. Ihr Untergestell und Räderwerk, sind Mafsen von Holz und Eisen; ein Gebäude von Bäumen und Balken, Beschlägen, Stangen und Schrauben, als für die Ewigkeit zusammengefugt. Acht und vierzigmal im Jahr mufs sie die weite Reise nach Bordeaux machen. Die zweite Hauptregion des Wagens ist das ungeheure Magazin auf der Hinteraxe, nach der Regel des Diligence-Instituts nur für die Koffer der Reisenden und für kleines Gepäke bestimmt, durch Misbrauch und Gewinnsucht der Unternehmer aber auch zum Transport grofser Waaren-Ballen benuzt, und mit eisernen Bäumen, mit Ketten und Lattenwerk hoch aufgethürmt, und befestigt. Auf dem Dekel der Kutsche ist ein Korbbehälter für Kleinigkeiten, und zu-

gleich der Sitz der zweiten und dritten Klaſse des Reisevolks. — Alle zwei Tage geht aus dem Magazin vieler gleich geformten Kutschen des Diligence-Büreaus, ein ſolcher Wagen ab, fährt in fünf und einem halben Tag nach Bordeaux, uud eben ſo oft von dort zurük. Es ist, wie die vielen ähnlichen Diligence-Fuhren nach allen Gegenden Frankreichs, ein Privatunternehmen, wovon dem Staat eine Abgabe entrichtet, und mit den Postmeistern der Stationen, wegen der Vorspanne, die den Unternehmern gehören, Vergleiche getroffen werden. Mit ihren fünf auf gewöhnlichen ebnen Wegen vorgeſpannten Pferden, macht die Diligence von Morgens drei Uhr bis neun Uhr Abends zwölf, gröſstentheils aber fünfzehn Posten (etwa achtzehn deutsche Meilen). Nur eine Nacht wird ganz durchgefahren; für die übrigen Nächte gewinnt man einige Stunden Schlaf im Bette. Die Ruhepläze zum Frühstük, Mittageſsen und Nachtlager ſind bestimmt. Allenthalben ist man darauf vorbereitet; der Tisch ist gedekt, das Bette gemacht, und allenthalben bleibt dem Reisenden noch etwas Zeit ſich in dem Ort umzusehen, wiewohl er nicht die Wahl hat, zu bleiben, ſo lange es ihm gefällt. Ihr müſst euch dem Despotismus des Geſezes unterwerfen und gehorchen, wenn die Stimme des Oberregenten zur Abfahrt ruft. Dies ist der Conducteur; nicht etwa ein ſchwerfälliger deutscher Wagenmeister: es ist ein Franzose, und ſchon dadurch mehr abgeſchliffen in ſeiner äuſsern Form, noch mehr gebildet durch den täglichen Umgang mit anständigen Fremden, gewöhnlich ein höflicher, unterhaltender, zuvorkommend dienstfertiger Mensch, der von den Unternehmern ſorgsam zu dem Geſchäfte gewählt wird. Auf

ihm beruht der öffentliche Kredit und die Empfehlung der Diligence. Seine Residenz ist das Kabriolett, ein an der vordern Kutschwand fester bedekter Sitz, oder, wenn er diesen durch unter Wegs eingenommene anständige Passagiere besezt, der Dekelkorb der Kutsche. Dieser Reisemarschall richtet die Tagesordnung ein, bestimmt Ankunft und Abfahrt auf den Stationen, führt das Rechnungswesen ist verantwortlich für das Gepäke, der Tischgesellschafter der Reisenden und ihre Stüze beim Aus- und Einsteigen. Sein Trinkgeld ist für die ganze Reise ein sechs Livresthaler; eben so viel beträgt das Trinkgeld für die sämmtlichen Postillionen. Die Zahlung für die Fahrt, ist hundert und zehn Livres, eine Summe die mit dem jährlichen Preise der Fütterung fällt und steigt. Der konventionelle Preis des Mittagessens ist 45 Sous, des Frühstuks 15 Sous, und des Abendessens mit dem Nachtlager 3 Livres. Für hundert Pfund Gepäk wird 40 Livres bezahlt, und an dem Gewicht funfzehn Pfund vergütet. Wenn man sich den einmal getroffenen Einrichtungen mit der Bewirthung fügt, und nicht mehr fordert, als diese leisten, kostet die ganze Reise von Paris nach Bordeaux achthalb Carolinen. Die für verwöhnte Kritler minder empfehlende Kehrseite dieser Diligencereise, ist, abgesehen von dem ungepolsterten, ungekämmten, unsibaritischen Anstrich des Ganzen, die Abhängigkeit von dem Willen des Conducteurs oder seiner Oberherrn in Absicht der Wahl der Gasthöfe, die an manchen Orten, wo eingekehrt wird, besser seyn mögen, als gerade der, wo man hausen, und sich das stillschweigende Einverständniss des Eigennuzes mit den Wirthen selbst gefallen lasen muss. Ferner die ungesezliche Ueberladung des Wagenmagazins,

die jedoch die bestimmte Schnelligkeit der Fahrt nicht hindert. — Die innere Verfaſsung des Reichs der Diligence, iſt ächt republikaniſch. Unter den Reisenden, welche ſich für die Zeit der Reise, und gewöhnlich im Leben zum ersten und zum leztenmal erst dann ſehen, wenn ſie ſich einander gegenüber in den Wagen ſezen, formirt ſich bald eine kleine freie Republik. Jeder handelt nach eigenem Geſchmak und eigner Willkühr, trägt das ſeinige zum Gemeinwohl des kleinen Staates bei, und gehorcht übrigens ſeinen Geſezen. Das Incognito, das Zugeknöpfte der Individuen gegen einander, hört bald auf. Die Zwanglosigkeit bringt die Leute zusammen, man lernt ſich mit allen Eigenheiten bald kennen; die Begegniſse auf jeder Stunde Weges ſtimmen zur Fröhlichkeit — lachend und ſcherzend wird das Band der guten Bekanntſchaft geknüpft. Freiheit und Gleichheit iſt das gebietende Geſez für alle, und gegenſeitige Gefälligkeit der harmoniſch ſtimmende Ton in dieſer ambulanten Republik. — Manchmal führt der Zufall alte Freunde zuſammen, die ſich früh verlohren hatten, und ſich unvermuthet hier am Kutſchenſchlage wieder begegnen. Einen minder ſentimentalen, aber doch einen Fund von guter Vorbedeutung für die Reise, machte ich gleich beim Einſteigen, in zwei braven Männern, angeſehenen Einwohnern von Bordeaux, welche mehrere Jahre in Hamburg, ihrem ſelbſtgewählten Exil, gewohnt hatten, und jezt in ihr beruhigtes Vaterland zurükkehrten. Ein junger Gelehrter von Kopf und Kenntniſsen, war unſer vierter Mann, der über Bordeaux, die ihm von dem franzöſiſchen Miniſterium aufgetragene Reise nach Amerika machen wollte, um dort für die Wiſſenſchaften zu ſammeln.

Der fünfte war ein Güterbesizer aus der Gegend von Bordeaux; und der sechste ein französischer Prisenkapitain. Er ward von den Engländern gefangen, hatte fünf Monate in dem feindlichen Marinegefängnifs gelebt, und war jezt auf sein Ehrenwort entlafsen worden. Ein origineller Mensch, Gascogner von Geburt und Karakter, im Sinn der landesüblichen Bedeutung mit dem sprudelnden Witz, dem alles nekenden Frohsinn, der rastlosen Geschäftigkeit, dem unterhaltenden Erzählungsgeist, der trosanischen Pralerei und dabei der unendlich gutherzigen Dienstfertigkeit, wovon seine Landsleute wenigstens den Ruf tragen. Er war der privilegirte Bufso der Reisegesellschaft, defsen Schwänke den Karakter und die Wirkung des ächt Komischen hatten, und defsen dekorirte Erzählungen von seinen Kreuzzügen selbst die finstre Stirn eines Cato würden entrunzelt haben. Noch ein siebenter Mann war Gefärte des Conducteur im Kabriolette, für welchen Platz ein Drittheil weniger bezahlt wird. Ein junger französischer Soldat von Bonaparte's Reserve-Armee, der bei Marengo focht; still, bescheiden, wortkarg, sehr liebenswürdig und gut. Um die Schultern trug er einen schönen Säbel, mit dem kaiserlichen Adler auf dem Gehänge. Wo er ging und blieb, hütete er diese Waffen sorgsam, nahm sie mit zu Tisch und Bett. „Der Säbel", sagte er, als ich ihn einst betrachtete, „ist mir sehr lieb. Ein feindlicher Hauptmann gab ihn mir, als ich auf dem Felde von Marengo ihn zum Gefangenen machte, und dann auf den Frieden meine Flasche mit ihm leerte." —

Zum Höllenthor von Paris (*barriere d'Enfer*) bewegte sich unser kolofsale Reisewagen endlich hin-

aus, nachdem er sich durch die beengten Strafsen langsam durchgearbeitet hatte — und der Weg in das Innre Frankreichs war angetreten. Die Ansicht des Strichs von Paris bis nach Estampes, dem ersten Halt auf dieser Tagereise, ist flach und hat wenig Abwechslung. Das ganze Departement der Seine und Oire, scheint nur für Paris da zu sein. Alles wendet sich um diese ungeheure Axe, ist der immer verschlingenden Stadt, für den täglichen Bedarf dienstbar. Das Feld ist ein Gemüse - und Obstgarten, mit Wiesenland abwechselnd. Die Landstrafsen sind bedekt mit zuführenden Karren grofs und klein, beladen mit Gemüse, mit Früchten, mit Brennholz, mit aus - und eingebrachter Wäsche. Ganze Züge der gegitterten Wäschkarren, mit aufgestapelten Bündeln und den Bleicherinnen oben darauf, ziehen zu und ab. Keine, selbst die kleinste Haushaltung in Paris, hält ihre Wäsche im Hause. Das Zeug wird wöchentlich einmal abgeholt, und eben so oft gereinigt, zwar aber auch durch die abscheuliche Operation die Wäsche zu klopfen, zu bürsten oder wohl gar zwischen Steinen zu reiben, abgenuzt, zurükgebracht. Sehr theuer erkauft man in Paris die blendende Weifse der Wäsche, und die zierliche Art, sie zu falten, mit ihrem frühen Verderb durch diese abscheuliche Methode, und durch die scharfen Laugen. — Hinter Estampes, einem heitern Städtchen, ändert sich die Gegend nur für einen Blik: denn bis Orleans bleibt sie flach und sich gleich. Rechts diſseits der Stadt, öffnet sich schräg zwischen zwei mäfsigen Anhöhen hinein, ein kleines arkadisches Thal, aus dessen Tiefe Rebenhügel hervorsteigen. Ein frischer Wiesengrund mit gestreuten Pappelgruppen und einzelnen Buschklumps. Gerade an der

Stelle des Weges, wo man dieses reitzende Thal hinabsieht, steht links, um den Kontrast noch schöner zu machen, eine nakte hohe Felsenwand von weifsem Kalkstein. — Hier, Bürger von Estampes, hättet ihr euren edlen Maire Henri Simoneau, der als ein Opfer seiner Menschlichkeit fiel, begraben, ihm hier einen einfachen Denkstein errichten sollen mit der Inschrift: „Hier liegt Henri Simoneau. Er fiel in der Vertheidigung eines unglüklichen Bürgers." — Dieser in den Annalen der neuern Geschichte Frankreichs unvergefsliche Mann, war ein Gärber in Estampes, und im Anfang der Revolution Maire der Stadt. Der wilde Pöbel bestürmte im Jahr 1792 das Haus eines Bäckers. Simoneau nahm sich seiner an, redete zum Volk, stellte sich den Keulen der Angreiffer entgegen, und ward mit dem Unglüklichen, den er retten wollte, erschlagen. Die Nationalversammlung beschlofs, ihm ein Denkmal errichten zu lafsen. Der Wittwe und den Kindern hatte sie ein jährliches Gehalt ausgesezt. „Meine Kinder," antwortete das edle Weib, „wären eines solchen Vaters unwürdig, wenn ihnen das Denkmal, welches das Vaterland ihm errichten will, nicht mehr als alle Geschenke gälte." — Das Denkmal ward ihm nie errichtet, und die undankbaren Zeitgenofsen haben ihn vergefsen. Umsonst fragte ich in Estampes nach Simoneau. Endlich fand ich einen verschämten Bettler an der Gafse, der mir das Haus zeigte, wo der Maire wohnte, und die Stelle, wo er fiel.

In der Nacht fuhr ich in Orleans herein, und verlies es zwei Stunden darauf, ohne in dieser Stadt, welche ihrer Gröfse ungeachtet nichts hat, was einen längern Aufenthalt wünschenswerth macht, et-

was anders als nächtliche Stille und Leere der breiten Gaſsen und groſsen Plätze gefunden zu haben. Das Mondlicht gab diesem Gemälde noch einen melancholischen Ton. Hinter der Stadt lag das lachende Thal der Loire, noch in seinem gesenkten Schleier eines leichten bläulichen Nebels. Das Land umher ist mit vielen Pappeln besezt, und mit der schönſten Art Weiden von ſtarkem geradem Stamm, aus deren hohen ovalgeformten Kronen, kein träger Zweig wie an unsern verkrüppelten Weiden, niederhängt.— Um Mittag, ſah ich Blois in einem Lichtgefilde vor mir liegen. Der Weg ſenkt ſich vor der Stadt in das Thal der Loire herab. Romantischer ist keine Lage, als diese. Die ſich das Thal herabschlängelnde Loire, flieſst unter einer ſtattlichen Brüke von eilf Bogen hin, welche die beiden Theile der Stadt verbindet. Diesseits ſtehen auf einer Höhe die dunkeln Mauren eines gothischen Schloſses, die bekannte Königsburg, wo die alten Generalstaaten des Reichs ſich versammelten, und der elende Heinrich III die beiden Guisen in seinem eignen Zimmer erschlagen lies. — Die Loirebrüke trägt Merkmale des lezten Bürgerkrieges der Vendee. Einer der grösten Bogen ist zerstört. Die Insurgenten Armee näherte ſich Blois noch in weiter Ferne. Aber ein ſolcher Schreken gieng vor ihr her, daſs man ſchon bei der noch entfernten Gefahr eines Ueberfalls die ſchöne Brüke ſprengte. Muth und Entſchloſsenheit waren die Waffen dieses gröſstentheils in Holzschuhen gehenden und nur mit Sicheln und Keulen kämpfenden Heers. So bewafnet warfen ſich die durch die Eingebungen ihrer Priester erhitzten, kühnen Krieger, den republikanischen Armeen, ſelbst ihrer Artillerie entgegen, und thaten Wunder der Tapferkeit. Die

Priester hatten die Streitenden für die Sache der Bourbons bis zu einem Grade fanatisirt, wovon man nur in den finstersten Zeiten des Mittelalters ähnliche Beispiele kennt. Sie hielten sich selbst für unverwundbar, oder doch keinen von den Streichen der Waffen, dieser von Gott und der Jungfrau verlassnen Republikaner, für tödlich. Dagegen wähnten sie, dass selbst die leichteste Verwundung durch ihre geweiheten Waffen unfehlbar tödte. Ein Mann, der in Blois mit uns speisete, kam den Tag nach einem Siege der Republikaner durch eine verlassne Gegend der Vendee. Ein kleines Wirthshaus am Wege war von unerträglichem Verwesungsgeruch verpestet. Er fragte die Wirthin nach der Ursache dieses Gestanks. „Es ist, antwortete sie ihm mit gleichgültiger Miene, mein Mann, welcher erschlagen, dort im Zimmer liegt, und morgen als am dritten Tage, wieder aufleben wird." Die Geschichte dieses Vendeekrieges, von einem philosophisch beobachtenden, parteilosen Augenzeugen beschrieben, würde äußerst wichtig für die Geschichte der Menschheit überhaupt sein. Am folgenden Tage streifte ich an den Grenzen des Schauplatzes dieses traurig denkwürdigen Bürgerkampfes vorbei. Ich würde, wäre ich frei gewesen, mich überwunden haben, tiefer in das Land einzudringen, um die schrecklichen Spuren des Kampfes, in welchem Partheihass und Fanatismus das Schwerdt des Bürgers gegen den Bürger zog, und die frischen Grabhügel so mancher Edlen zu sehen, die mit freiwilliger Hingebung für die vermeinte Sache der Religion und des Vaterlandes fielen.

Von Blois ab zieht sich der Weg längs dem romantischen berühmten Loirethal auf einem fünfzehn

franz. Meilen langen Damm hin bis Tours. Dieser Damm schüzt das innre Land gegen die Ueberströmungen des Flusses, der jezt still und friedlich in einem seichten Kieselbette schleicht, und nicht das Ansehen des Grimmes hat, mit welchem er oft im Winter anschwellt und stürmend seine Wellen selbst über den Damm hinauswirft. In dieser drohenden Gestalt sah ich die Loire einst im December. Seine Wellen schlugen mit grosser Heftigkeit gegen den Deich an, der wegen seines schlechten steilen Baus an der Stromseite, dem Lande doch nur einen sehr unsichern Schuz geben kann.

Von dieser Seite wird man gleichsam Stufenweise in die herrliche Gegend des Loirethals eingeführt. Seine Schönheit vermehrt sich mit jeder kleinen Streke; auf jeder wechselt die Landschaft. Bis Veuves, einem Fleken an dem Damm, hat sie eine weite Ausdehnung über die zwischen breiten und flachen Ufern fliessende Loire. Die Ebene dort und hier ist frei und heiter, aber nicht reich an malerischen Ansichten und Gegenständen, die sich zwischen Veuves und Amboise in jeder Viertelstunde mehren und heben. Hier ist zuerst ein weit gedehnt längliches Amphitheater, offen gegen Süden, wo es sich an dem Horizont verliert. Rechts breiten sich Reben und Saatengefilde zwischen Landhäusern und Dörfern bis an die Höhenkette aus. Dort aber ragt das verlassne Schloss Chaumont einer Generalpächter-Familie Lerait, mit seinen öden Mauren und gothischen Thürmen aus dem Walde hervor. In der Ebne hier liegt das Schloss Foulon, dessen Namen im Anfang der Revolution an Blutscenen erinnert, welche politische Schwärmer Gerechtigkeit des Volks nannten. Der Sohn des unglükli-

chen Foulon bewohnt es noch jezt mit dem veränderten Namen Cotier. Ueber die Loire hinaus, schweift der Blik am Ufer, bald über blumigte Fluren, mit Pappelgruppen, lichten Wäldchen, und Fischerhütten; bald steigt aus dem Schoos des Thals ein dichter Wald die Hügel hinan, die sich bei Amboise mehr gegen das Ufer hin ziehen und die an malerischen Gegenständen dort reichern Lagen dem Auge näher rüken. Ein groises, fort und fort mit neuen Schönheiten wechselndes Gemälde. Einsam ruhet hier ein kleines Dorf im Schoos des Thals; über ihm auf dem waldigten Hügel beherrscht ein gothisches Schlofs, die Thürme eines verlafsnen Klosters die Landschaft. Weiter hinab öfnet sich der Wald gegen das prächtige Lustschlofs der Choiseule, Chanteloupe genannt; Spitzsäulen, Kioske, Tempel, ragen aus seinem Park hervor. Die Stadt Amboise, mit ihrem Felsenschlofs, liegt halb am Hügel; die untre Stadt bespühlt die Loire, ihre Häuser und Thürme spiegeln sich in dem glatten Strom; weifse Steinbrüche liegen von hier ab eine Streke längs der Loire hin. — Ein immer heiter Horizont wölbt sich über diese Landschaften, welche allenthalben die stille Loire zum Vorgrund haben. Sie allein entspricht in dieser Jahrszeit dem Reichthum der Natur nicht, die sie umgibt. In einem seichten von Sandinseln belegten breiten Bette, rieselt sie mehr über dem weifsen Kies hin, als dafs eine fliefsende Bewegung der Oberfläche sichtbar wäre. — Leichte, flache Fischerkähne schwimmen hie und da, und nur an wenig Stellen ist der Strom so tief, dafs die sich badenden Hirtenknaben nicht von einem Ufer zum andern hinüber giengen. — Der mannigfaltige Genufs dieses heitern Nachmittags und Abends in

der reizendsten Gegend, ward allein durch die abfcheulichen Wege auf dem Damm gestört. Die Landftrafse ist grösstentheils ganz verfallen, oder doch fo ausgefahren, dafs an einigen Stellen unser fchwerer Reisewagen bis zum Umschlagen fchwangte. Die Wahl, entweder in die Loire, oder auf der andern Seite in das Blachfeld hinabgeworfen zu werden, war mir zu bedenklich: ich wählte freiwillig den Weg zu Fufs über die gröfsre Hälfte des Damms, und genofs die Gegend desto ungestörter, wenn nicht manchmal das Geschrei der armen Kärrner (*roulliers*) mich fchrekte, welche in den Sandtiefen des Nebenweges, oder zwischen den Steinklüften der Landstrafse fiekten, der Diligence Stundenlang den Weg versperrten, und unsre Ankunft in Tours fehr verspäteten. Die Klage über den Verfall der Landstrafsen, würde ich auf diesem ganzen Wege ftündlich wiederholen müfsen. Mit geringen Ausnahmen find fie alle fchlecht, und nur in dem Grade des Verfalls verschieden. Noch find die Arbeiten zu ihrer Wiederherstellung unbedeutend. Die Regierung fchikt zwar Befehle, aber noch kein Geld dazu. Das find aber auf diesem ganzen Wege bis Bordeaux, nur noch die einzigen fichtbaren Spuren des verflofsnen landverderblichen Jahrzehnds. Man bemerkt keine verbrannte Schlöfser, keine verwüstete Klöster, keine zerstörte Kirchen; keine Klagen über innre Noth und Armuth werden laut. So wie ich mich weiter und weiter von der Hauptstadt Frankreichs, dem Tummelplatz alles Hader- und Widerspruchs, entfernte, verminderten fich diese Klagen und ftatt Unzufriedenheit der Landleute und der Städter fand ich Resignation und Hoffnung für eine glükliche Zukunft. Besonders rühmt man mir die

kräftige, wirksame Mafsregeln der KonsularRegierung, um die Räuberbanden auszurotten, welche seit der Verwilderung Frankreichs, in dem Innern des Landes die Landstrafsen unsicher machten, die kleinen Städte und Fleken bestürmten, in den einsam liegenden Häusern raubten und mordeten. Sie sind jezt in vielen Gegenden, besonders in diesem westlichen Frankreich ganz vertilgt oder zerstreut. Die Wachsamkeit der Policei, besonders aber die Errichtung der speciellen Kriminal Tribunale in den Departementern und deren promte Justiz, hat diese erwünschte Folge. Diese lezte wichtige Anstalt Bonaparte's fand, als die Regierung sie dem Tribunat und der Legislatur vorschlug, eine starke Opposition bei mehrern noch in alten Ideen der Revolution sich wiegenden Köpfen. Man hielt diese Tribunale der Freiheit der Bürger für nachtheilig, man ahnete, eine aristokratische terroristische Mafsregel sei darunter verborgen. Nun segnet das Land diese starke und weise Mafsregel des Konsuls, wodurch die gerechteste Forderung des Bürgers an den Staat, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, befriedigt, das Verbrechen entdekt und gestraft, und Frankreich von den traurigen Spuren revolutionairer Zerrüttung immer mehr gereinigt wird.

Eine halbe Stunde vor Tours erhebt sich unmittelbar am Wege eine Felsenwand. In ihren eingesprengten Höhlen, wohnt seit Jahrhunderten ein troglodytisches Völkchen von Winzern und Gärtnern. Schon in der Gegend von Blois sind solche einzelne Felsenhütten an der Wegseite; hier bei Tours, wo die Felswand höher ist, liegen sie Reihenweise neben und über einander, und sollen sich an dem hohen Loireufer bis nach Angers hinab erstre-

ken. Eine ſchmale Treppe führt zu der niedrigen Thür jeder dieser kleinen Felsenwohnungen, mit einer Kammer und einer ärmlichen Wirthſchaft darin. Es iſt nur ein Raum für ein Bett mit Tiſch und Stuhl; der Rauchfang des kleinen Heerdes iſt bis in den Weinberg auf den Felsrüken, durch die Maſſe geſprengt. Der ſeit undenklichen Zeiten in diesen Felsenklüften wohnende Winzerſtamm, hängt mit Vorliebe an dem ſchmalen von den Urvätern ihm angeerbten Eigenthum, und verſchmähet jede bequemere Wohnung.

In Tours fanden wir, am zweiten Tage der Reise, das erste Nachtlager. An der ſchon gedekten Abendtafel war die Reisegeſellſchaft der von Bordeaux kommenden Diligence, welche in jedem Nachtlager mit der Pariſer zuſammentrift, verſammelt: ein Familienvater, der mit einer Reihe von Kindern nach Paris zog. Unser Seekapitain, der jovialiſche Gaskogner übernahm beim vollen Glaſſe des ſauren Labdweins, ſeine Erzähler-Rolle. Die Felsengrotten vor Tours gaben ihm Stoff zu Ritterfabeln und Räubermärchen, davon den Kindern grauete. Seine eignen Ausflüchte über die Meere malte er uns in dem Kolorit ſeines immer fröhlichen Humors. Kaum lagen wir dann im ersten festen Schlaf, als unser Conducteur halb drei Uhr ſchon wieder vor der Thür polterte, und ſich auf die lange Tagereise von dreisig *lieues* bis Poitiers berief, um ſeine harte Forderung des Aufſtehens zu unterſtüzen. Kein Erbarmen! der Wagen ſtand angeſpannt. Der Gaskogner ſang ſein *ça ira* — der Soldat von Marengo grif nach ſeinem lieben Säbel, und wir fuhren vom Mond vorgeleuchtet davon. Die gestrige Gegend hatte mich verwöhnt; ich fand auf der heuti-

gen Tagereise wenig erträgliche Ansichten. Das Land bis Châtellerault ist grösstentheils flach, und wo sich der Weg einen Hügel hinanwindet, übersieht man nur ärmliche Landschaften. Die Erndte war geendigt, der Acker umgepflügt, der Boden mager und steinigt. In dem Fels Erde auf den dürren Kalksteinschichten wurzelt die Rebe, deren sauren Saft uns die Wirthe auftischen. Selbst die sonst mit jedem Boden zufriedne Pappel schießt hier schwach empor. Man baut diesen nuzlosen Baum wie allenthalben in Frankreich, auch in dieser Gegend stark, aber ihre die Ansicht des Feldes sonst verschönernde Pyramidalform geht bei ihren nur klein und ärmlich beblätterten Zweigen verlohren. Wo der Boden etwas mehr leistet, stehen viel Kastanien- und Wallnußbäume in den Feldern und am Wege.

Eins der schönsten Landgüter dieser Gegenden, Ormes, liegt an der Heerstraße, und ist eine Poststation. Es gehört als Stammgut der Familie d'Argençon, ist ihr geblieben, und wird jezt von Pomy-d'Argençon bewohnt. Der große weitausgedehnte Park liegt im Thal, und steigt die Anhöhe hinan, hinter dem stattlichen Schloße, zu welchem von der Heerstraße ab eine große Avenüe führt. Einen Obelisk, den der vormalige stolze Gutsbesizer als Ansicht vom Schloße mitten auf der Landstraße hatte errichten laßen, fand das Volk denn doch der Gleichheit zu unangemeßen, und warf ihn um, so gnädig die Majestät des Volks gegen die Begüterten dieses Landes auch sonst verfuhr. Eine hohe Säule ragt hoch über das Schloßdach hinaus, zu deßen höchsten Gallerie und Sternwarte eine Treppe sich spiralförmig um die Säule hinaufwindet.

Durch die Erfahrung meiner vormaligen Reise, war ich auf den Sturm, den die Fabrikanten von Châtellerault auf die Reisenden machen, vorbereitet. Die Meſserſchmiede dieses Orts, welcher ſechshundert Familien derselben hat, legen ihre weiblichen Kommiſsionaire in Hinterhalt, um den ankommenden Fremden aufzulauren und mit vereintem Geschrei ihnen ihre Waaren anzupreisen und aufzudringen. Kaum hielt damals mein Wagen an einem Winterabend vor dem Gasthofe, als er von einer unzählichen Menge Weiber umringt, mit Sturm angegriffen, erstiegen und aufgeriſsen wird. Mit betäubendem Geschrei, mit blinkenden Meſserklingen in den Händen, drangen ſie herein, ſezten ſich neben mich, warfen mir ihre Waaren zu. Andre ſtanden in dem offenen Schlag, ſtieſsen ſich einander fort, reichten über die Schultern des Vordergliedes ihre Meſser und Scheeren mir zu. Von hundert Dolchen bedroht, drükte ich mich in die Wagenecke, bat, verſprach, ſchalt umsonst: bis endlich ein treuer Alliirter, mein Bedienter, mit dem Postillon verbunden, ſich meiner annahm, und die Furienhauſſen verjagte. Bis in mein Zimmer folgten ſie mir nun, wo ſich endlich auch der Wirth für mich erklärte, und mit einem Machtwort das Listige Volk vertrieb. — Eben der Sturm, der Drang, das Geschrei, die Gefahr erwartete uns auch diesesmal in Châtellerault. Doch gebot ihnen der Conducteur der Diligence mehr Achtung: ſie lieſsen uns ruhig zu Mittag ſpeisen, und dann erſt beſezten ſie die Thür, erſtiegen die Fenſterbänke, ſtekten uns ihre Meſser und Scheeren von allen Arten und Formen in die Hände, in die Taſchen. Diese insolente Bettelei, womit die Fabrikanten den Durchreisenden ihre Waa-

ren aufdringen, beweiset schon den schlechten Absatz und die geringe Güte der Arbeit. Selbst mehrere Meilen in der Gegend umher streifen die Kommitsionaire den Reisenden entgegen, und liegen an der Landstrafse in einzelnen Posten, um sich einander den Verkauf abzujagen. Bei der Abfahrt verfolgten sie die Diligence in vollem Lauf noch eine halbe Stunde weit. Wohlfeil genug ist diese Waare: für zehn Livres habe ich eben so viel elegant gearbeitete Messer und Scheeren erhandelt, nachdem mir weit über das Doppelte dafür abgefordert ward.

Der noch vor einem Jahr gefährliche Wald hinter Chatellerault ward glüklich zurükgelegt. Eine starke Räuberbande hauste hier, und bot selbst der Regierung Fehde. Eben diese Diligence, worin damals unsre Bekannte G. und W. in Bordeaux reisten, ward von dieser antikonsularischen Horde angegriffen, auf einen Abweg tief in den Wald geführt, und nun dem Conducteur despotisch befohlen, ihnen alle Baarschaften, die der Regierung gehörten, anzugeben und auszuliefern. Dieser versicherte, indem er dem Räuberhauptmann die Schlüssel übergab, die Diligence habe kein Geld für die Regierung. Er ward schwer bedrohet, wenn er etwas verheimliche, und sich das Geld nachher fände. Der Conducteur beharrte, und nun fingen die Räuber selbst die Untersuchung an. Das Magazin, die Kasten wurden geöffnet, ausgeleert, und dann wieder eingepakt. Während dieser für die Reisenden ängstlichen Verhandlung wurde ihnen mit aller französischen Höflichkeit begegnet. Die Räuber baten sie ruhig zu sein, versicherten, dafs ihr Gepäcke, das sie bei der Untersuchung einzeln angaben, nicht berührt

würde, und man blos an die Baarschaften der Regierung wolle. Als das Suchen nach diesem Schaz vergebens war, wünschten sie der Diligence eine glükliche Reise, und zogen ab.

Für die Nacht bezogen wir ein schmuziges Quartier in dem uralten, grofsen, gothisch finstern Poitiers. Mitten im Ueberfluls der Natur, an allem, was ein fetter Boden zeugt, und nährt, liegt die Stadt öde, leer und arm. Sie rühmt sich der Reste römischer Ruinen, eines Triumphbogens, Amphitheaters u. dgl. Die Nacht verbarg uns diese ehrwürdigen Zeugen des alten Glanzes der Stadt, welche bei ihrer innern finstern Ansicht von romantischen Gegenden umgeben ist. Nahe vor den Thoren erheben sich unmittelbar am Wege starre hohe Felsen von sonderbaren phantastischen Gestalten, und gerade jezt durch die Mondbeleuchtung noch auffallender und täuschender. Ungeheure Mafsen scheinen in Trümmern übereinander geworfen, zwischen welchen sich hier die Form eines Thurms, eines hohen Doms, dort die eines Triumphbogens, eines Tempels, einer Bastion erhebt. Felsen sind auf Felsen gethürmt, überhangende Blöcke drohen herabzustürzen. Die schwarzen Schatten dieser malerischen Felsen bildeten mit der scharfen Beleuchtung ihrer Vorsprünge und Umrisse wunderbare, zauberhaft auf die Phantasie wirkende Kontraste.

Mit dem Tage brachen wir auch von Poitiers wieder auf: denn bis Angoulême war noch eine starke Tagereise zu bestehen. Die Ermüdungen dieser langen Tagewerke, nach sehr kurzer nächtlicher Ruhe, sind unbedeutend gegen die peinlichen und angreiffenden Stöfse und kurzen Schwingungen des Wagens auf diesen abscheulichen Landstrafsen.

— Gestüzt auf die Autorität der französischen Antiquare, brachten wir dem Merkur eine versöhnende Libation auf seinen Altar, der bei Poitiers unweit der Landstrafse steht. Diese Weihe geben sie einem ungeheuren Stein (hier *la pierre levée* genannt) zwei und zwanzig Fufs lang und sechszehn breit, welcher auf fünf kurzen Seulen oder Blöcken ruhet, und vollkommen den rohen aufgerichtet stehenden noch gröfsern Steinmafsen im Osnabrükischen und auf den Lüneburgischen Haiden gleicht, denen dort andre Namen und Bestimmungen geliehen werden. — Ich empfehle Euch hierüber den Kommentar unsers Neapolitaners, Wilhelm Tischbein, welcher jezt im Osnabrükischen umherstreift, um auf dem klafsischen Boden selbst diese Altäre der unbekannten Götter, diese Grabmäler des Varus und seinen von Herrmann erschlagenen Römer zu zeichnen. — Unerhört blieben übrigens unsre Trankopfer von dem Gott der Wege. Diese behielten ihre vorige Natur. Hundertmal krachte unser kolofsales Wagengebäude, und drohte zusammen zu brechen. Doch kamen wir noch mit dem Bruch einiger Schrauben davon.

Bei diesen unvermeidlichen Unbilden der Reize tröstete uns der lachende Gaskogner mit der Aussicht auf ein reinliches und elegantes Mittagefsen in dem Städtchen Ruffée, und auf ein noch befsres Abendefsen und köstliches Nachtlager in dem freundlichen Angoulême. Und fo gut ward es uns auch; freundlich wie die Stadt felbst, war unsre Aufnahme bei Mad. Bertrand, weit und breit als eine der ersten Gastwirthin bekannt. Ihre Bewirthung war eben fo gut als billig. Ungewekt von dem strengen Conducteur konnten wir in den schönen Betten eine

Nacht ruhig schlafen, und am Morgen in dem Garten des Hauses, mit einer trefflichen Aufsicht, unser Frühstük genieſsen: denn diese lezte Tagereise war nur zehen Posten ſtark. Dieses Muster eines guten Gasthofes zu Angoulême, bei weitem des beſten, den man sonst in französischen Landstädten findet, rettet allein das Diligence - *Etabliſsement de Saint Simon de la rue Boudoy*, von Paris, vor unſern Verfolgungen — bis zu dem öffentlichen Ankläger wegen der schmutzigen Wirthshäuser und Stallähnlichen Nachtlager, wo man die Reisenden oft ohne Noth einkehren läſst. Madame Bertrand! war das Trostwort, womit der Conducteur unsere Klagen darüber beschwichtigte. Ihm sey vergeben — auch in Ansehung der lezten elenden Herberge am folgenden Abend zu Montlieu. — Die Gegend dieses Departements der Charente hat schöne Landschaften und einen fruchtbaren Boden. Wohlthätig war mir der Anblik einiger Eichenwälder durch die Ideenverbindung mit Deutschland. Nur sind diese Eichen hier lange nicht so ſtämmig und ihrer Form fehlt die Kraft und der ganze Karakter der Dauer für Jahrhunderte der unsrigen.

Bordeaux lag nicht mehr fern. Ueberstanden ward bei dieser aufrichtenden Aussicht der scheuſslichsten aller Wege über Chersac, Cavignac bis Cubsac. Selbst der scharfe Ton der ungewöhnlichen Namen dieſer Orte, welche überhaupt in Gascogne gröſstentheils auf die Stoſssilbe ac endigen, schienen das Unbehagliche ihrer Wege vorzubedeuten. Viele Meilen lang liegen diese Landstraſsen, wenn man ſie so nennen mag, vollends in Ruinen und bis jezt geschieht fast nichts zu ihrer Wiederherstellung, selbst in dieser Nähe der ersten Han-

delsstadt Frankreichs. Ohne Erbarmen gerüttelt, geschüttelt und gegen einandergeworfen, erreichten wir endlich die erwünschten Ufer der Dordogne, die in einem köstlichen Thal daher fliefst. — — An diesem Ufer reichte ein Bruder mir die Hand entgegen. O des frohen Wiedersehens nach langer Trennung! . . . . . Ich verlies meine Freunde — das waren wir einander geworden; — wir fezten über den Flufs, und flogen in einem leichten Kabriolet, auf der ebensten Landstrafse in drei Stunden bis an die Garonne. Eine kleine freundliche Schweiz bildet dieser Landstrich zwischen der Dordogne und Garonne, — *le pays entre deux mers* genannt, mit seinen lachenden Thälern im Schoos waldigter Höhen und Rebenhügel.

An dem sich in einem Halbmond schwingenden Ufer des breiten Stroms hingestrekt liegt die schöne Stadt Bordeaux. Eine Reihe prächtiger Gebäude zieht sich längs dem Quay des Chapeaurouge, und weiter hinab bis an den Chartrons. Eine Linie flaggender Kauffartheischiffe ankert, einer gerüsteten Flotte ähnlich auf dem offnen freien Strom. — Es ist eine Ansicht, die ich an Gröfse und Herrlichkeit des Ganzen nur mit der von Genua und von Neapel zu vergleichen weifs. — — — —

15.

Bordeaux.

Der vorige Glanz von Bordeaux ist verschwunden. Die Verwüstung und der Verlust der Kolonien, haben den Handel und damit den Wohlstand dieser wichtigsten Stadt Frankreichs gestürzt. Das verräth alles, die Börse ist zwar auch jezt gedrängt voll Menschen, aber die meisten gehen nur aus Gewohnheit hin; die Geschäfte sind dort geringe. Der innere Handel mit Wein ist allein noch übrig, und der mit Produkten von viel geringerem Werth, die jezt, so armselig der Gewinn auch im Vergleich des gröfsern Verkehrs ist, in Betracht kommen. Wer würde vordem die Kommissionen auf gedörrte Pflaumen gesucht haben? Vorzügliche Kaufleute der Börse nehmen diese Aufträge jezt gern, und Schiffer, welche sonst die Pflaumenkisten halb als Ballast ladeten, bewerben sich als Fracht darum. — Viele der grofsen Geschäftshäuser sind allein durch den Staatsverlust der Kolonien gesunken. Ein anderer Theil, hat sich — sollte mans glauben? — durch das übergrofse Zutrauen zu dem unseligen Papiergelde der Revolution selbst gestürzt. In der Hoffnung auf Zeiten eines höhern Werthes, behielten sie die Assignaten in den Portefeuillen, und verlohren so ihr Vermögen. Nur die, welche den Fall des Zettelgeldes früh genug vorhersahen, und es in liegenden Gründen oder in neuen Gebäuden anlegten, erhielten sich einen Theil ihres Wohlstandes. Selbst die umsichtigen, spekulativen Juden verlies diesmal ihre Klugheit. Nur ein Paar jüdische Kaufleute haben sich bei der Katastrophe erhalten, die übrigen

sind in dem allgemeinen Strudel zu Grunde gegangen. — Die *riviere*, wie man den Stromhafen der Garonne nennt, ist diesem Schlummer der Geschäfte ungeachtet, mit Schiffen dicht belegt. Der Anblik täuscht einen Augenblik über die wahre innere Lage. Es sind aber Schiffe aus amerikanischen und aus nordischen Häfen, welche eben die Kolonial-Waaren durch die dritte Hand dem Lande zuführen, welche sie sonst von hier abholten, und dafür kleine Frachten Weln und geringere Waaren zurüknahmen. Einen wichtigen Verlust litt Bordeaux noch durch die leidige unglüklich ausgefallne Spekulationen der Kaperei. Seit dem Anfang des Seekrieges wurden hundert und zehn Kaper hier ausgerüstet. Sie alle, keinen ausgenommen, sind den Engländern in die Hände gefallen, und die für die Rheder gemachten frühern Prisen, haben den Verlust der Schiffe lange nicht vergütet. — Durch alle diese Unfälle ist der innre Wohlstand und dessen äusseres Gewand, der Luxus, gesunken. Das Gewühl am Hafen ist geringe. Man lebt eingezogen. Nur zwei eigne Equipagen sind in der Stadt, die des Präfekten und des Generalkommissär der Policei. Dessungeachtet wird diese traurige Periode bald vorübergehen. Friede! und die Kolonien! und Bordeaux ist in wenig Jahren wieder, was es einst war, eine der reichsten Städte von Frankreich, so wie es die schönste ist. Diese leztere Eigenschaft gehört ihr, wegen der ganz einzigen Lage an dem breiten Strom, der die beladenen Schiffe aus dem Ocean bis vor die Häuser ihrer Kaufleute auf den trefflich gebauten Chartrons führt, wo zugleich ihr sichrer Hafen ist; wegen der Quartiere, Chapeaurouge, des schönen Schauspielhauses, Tourny, mit den

Plätzen und grofsen Cours, Saint Seurin, und des gröfsten Theils der übrigen Neustadt. Ein unsterbliches Verdienst um die Verschönerung von Bordeaux hatte der königliche Intendant de Tourny, zu defsen Andenken ein Quartier den Namen trägt. Er legte im Anfang des lezten Jahrhunderts die schönsten öffentlichen Gebäude der Stadt, Quays, Plätze und Gafsen an, besonders das Zollhaus und den *place royal* (jezt *de la liberté*), die Börse und den langen Quay an dieser Flufsgegend, defsen gerade Linie und Gleichförmigkeit der Häuser-Façade, Vernet, als er den Auftrag hatte, die Ansicht von Bordeaux zu malen, in Verwunderung fezte.

Die Stadt wird noch immer vergröfsert. Ganze Quartiere, neue Gafsen, neue Plätze, sind seit einigen Jahren angelegt, und man thut den Plan der Vergröfserung immer weiter aus. Dahin gehören mehrere angebaute Gafsen hinter den Chartrons, besonders aber der geräumte Platz der vormaligen Jakobiner- und Franciskaner Klöster, unweit Tourny's Allee. Hier entsteht ein ganz neues Quartier. Mehrere Häuser sind schon erbauet, unter diesen ein Schauspielsaal (*Théâtre françois*) im bizarren Geschmak, ein Vauxhall, und ein Lyceum der Künste und Wifsenschaften. Dagegen werden andere Viertel der eng gebauten Altstadt von ihren Bewohnern verlafsen. Jeder kauft und baut sich in den schönern Gegenden von Tourny und den Chartrons an. Man sagt sogar, die Eigenthümer der Häuser der innern Stadt, hätten bei dem Präfekten gegen die Erweiterung dieser Gafsen und Plätze protestirt, und sie widersezten sich der Ausführung des schönen Plans, nach welchem auf dem Platz und den Umgebungen des alten Schlofses Trompette nach einem Regie-

rungsbeschluſs mehrere Gaſsen mit einem National-Platz in der Mitte angelegt werden ſollen. Eine der neuesten Verbeſserungen dankt Bordeaux ſeinem vorigen ſehr thätigen Präfekten Thibaudeau, jetzigen Staatsrath zu Paris. Auf dem Platz des kleinen Karmeliter Klosters, hat er einen ansehnlichen Markt eröffnen laſsen. Dieser bildet ein langes Viereck, rings mit von etwas magern Pfeilern getragnen Arkaden und Portiken umgeben, worin die Wochenmärkte gehalten werden. Jede Gattung von Waaren und Lebensmitteln hat ihre eigne Abtheilung Buden, nach den Ueberſchriften an den kleinen Vorgieblen geordnet. In der Mitte des Markts ſind zwei als Obelisken geformte Brunnen von guten Verhältniſsen, zugleich Denkmäler der Namen ſeiner Stifter und Erbauer. Man rühmt die Anlage der unterirrdischen ſteinernen Kanäle, zur Abführung der Unreinigkeiten in die Garonne.

Der Ausführung des Plans zu einem National-Platz mit ſechsfachen neuen Gaſsenreihen auf dem Lokal des Schloſses Trompette, ſtehen ſchwer zu hebende Hinderniſse im Wege. Besonders die unbefugter Weise ſeit der Zeit der Anarchie von Frankreich geſchehene ungeregelte, planlose Bebauung der groſsen ſchönen Wiese an der Tourny Allee, welche vordem frei und offen bis an das Schloſs diesen Spaziergang in der Stadt ſo ſehr verſchönerte. Baraken, elende Häuser, Ställe und Magazine, ſind eckigt und winklicht auf diese Wiese hingeſezt, ſo wie jeder ſich die usurpirte Erlaubniſs dazu nahm oder erſchlich. Die ſchöne heitre Allee Tourny gleicht ſich nicht mehr. Die einfache Lindenreihen ſterben, weil der Luftzug verſperrt iſt; die Aufſicht iſt abgeſchnitten. Nur durch einen Machtſpruch der Re-

gierung gegen diesen eigenmächtigen Anbau wird die Räumung der Wiese, welche der Ausführung des Plans vorangehen mufs, zu erhalten sein. Ich zweifle übrigens an dieser Ausführung des grofsen Plans nicht, wenn die Bordeauxer nach wiedergekehrtem Wohlstand erst den Muth und die Kraft gewinnen, um die dazu ausgemefsenen Häuserplätze zu kaufen, und zu bebauen. Aus dem Fond dieses Ankaufs aber, werden die grofsen Kosten der übrigen Einrichtungen, die Anlage von Tempeln, Denkmälern, Springbrunnen u. s. w. bei weitem noch nicht zu bestreiten sein. Es ist übrigens unstreitig gewifs, dafs diese Anlage an der Garonne gerade im Mittel des innern Halbmondes ihres offnen Hafens, und der freiesten Aufsicht über den Strom hinaus, nach einem zwekmäfsigen Plan angefangen und vollendet, eine der schönsten in der Welt werden wird. Unter dreifsig Konkurrenten zu dem von der Regierung ausgesezten Preise für den besten Plan dazu erhielt ein junger Baumeister Labarre in Paris den ersten, und der hiesige Departementsbaumeister Combes den zweiten Preis. Die *Jury des Arts* in der Hauptstadt, hat hierin, wie in mancher ihrer Entscheidungen wieder einen Fehlgriff gethan und offenbar ohne Kenntnifs der Sache und des hiesigen Lokale abgeurtheilt. Käme es damit zur Ausführung, so würde wahrscheinlich auf nachdrükliche Vorstellungen des Gironde Departements, die Entscheidung zurükgenommen, Combes treflichem Plan der Vorzug gegeben und mit einigen Abänderungen ausgeführt werden, die das Lokale vielleicht erfordert. Labarre arbeitete den seinigen, ohne den Ort und die Forderung einer Handelstadt zu kennen, in Paris selbst aus. Er wählte eine all-

tägliche Cirkelanlage. Die Gaſsen ſchwingen ſich um einen Mittelpunkt. Der Strom müſste gerade an einer Stelle, wo die ſchwerbeladensten Schiffe ankern können, durch eine vierzig Fuſs breite Eindämmung ohne Noth verengt werden. Der Einförmigkeit eines Sterns unperechnet, würde dadurch noch der Nachtheil entstehen, daſs die damit zu verbindende Anlage gerader, die Neustadt durchschneidender, Gaſsen wegfiele und um den Cirkelplan zu vollenden, ſogar ein Theil der gröſsten Häuser, nach der Chartrons Seite hin, abgetragen werden müſste. — Angemeſsner, und an ſich ſelbst neu, groſs und edel, mit eben ſo viel Geſchmak als Kentniſs der alten römiſchen Architektur gedacht, iſt Combes Plan. Das einzige, was ich daran tadeln mögte, iſt, daſs der Künſtler dem Geiſt und Geſchmak der Alten in ſolchen Anlagen hier etwas zuviel Plaz aufgeopfert hat, welches er mit dem ſehr groſsen Umfang des Raums vertheidigt. Dieſem Plan nach, erhält das Ganze die Form eines langen gegen den Strom geöffneten Vierecks. In der Mitte liegt ein groſser Circus, wie die Rennbahnen der Alten, an den beiden langen Seiten mit Peristilen und einem Sitzamphitheater umgeben. Er ſoll zu öffentlichen Spielen, Pferde- und Wagenrennen dienen. Zwekmäſsiger für die Stadt könnte dieſer Platz, wie der des *palais royal* in Paris benutzt, in der Mitte ein Garten und rings um Warenladen in den Portiken angelegt werden. Eine National-Säule erhebt ſich in der Mitte des Platzes. Er hat eine freie Aufſicht auf die Garonne. Die Seite gegen über ſchlieſst die reiche Façade eines dem Frieden geweiheten Tempels mit einem Obelisk vor ſeiner Säulenhalle, deſsen Fuſsgeſtelle einen vierfachen Springbrunnen formirt. Die

Länge des Platzes beträgt tausend und fünfzig, die Breite vier hundert und fünfzig Fuſs. Ihm ſchlieſſen ſich an jeder Seite drei Gaſsen an, welche alle ſechs gegen den Strom auslaufen, von fünf Queer-Gaſsen durchſchnitten werden, und zwei Plätze mit groſsen Springbrunnen erhalten. Hinter diesen Gaſſen bleibt noch ein leerer Raum zur Anpflanzung eines englischen Gartens, welcher mit der Tourny Allee und dem ſchönen *jardin public* (jezt *Champs de Mars*) verbunden wird; und auf der andern Seite, zur Anlage von zwei groſsen öffentlichen Bädern für beide Geſchlechter, mit Einrichtungen von Baſsins zu einer Schwimmſchule u. dgl. — Zugleich mit der Preisaufforderung an die Künstler ward von der Regierung die Abtragung der alten groſsen Veste Trompette verordnet. Ein Befehl, der den Karakter ſo vieler andern der Regierung des neuen Frankreichs, den der Précipitation ohne Erfolg hatte. Man fieng die ſchwere und koſtbare Arbeit mit Wegsprengung einiger dieser ungeheuren Quadermaſsen zwar an; ſie ruhet aber ſchon ſeit mehreren Jahren, und nur ein kleiner Theil des Schloſses iſt demolirt.

Eins der ſchönſten Denkmale der franzöſischen Baukunst, iſt das vor fünf und zwanzig Jahren von dem Architekten Louis erbauete Schauſpielhaus von Bordeaux. Seine freie Lage, ſein Umfang, der groſse Geſchmak in ſeiner äuſsern Form und innern Einrichtung; kurz das Ganze dieser ſchönen Maſſe iſt vortreflich. Die Vorderſeite hat ein Peristil von zwölf korintiſchen Säulen; an beiden Seiten laufen Arkaden mit Boutiken und Kaffeehäusern herab; die Hinterfaçade dekorirt eine groſse Doppeltreppe. Impoſant iſt die Veſtibüle mit ihren breiten Trep-

pen, Kolonnaden und Gallerien, welche von oben herab durch eine grofse Kuppel beleuchtet werd n. In der Mitte der ersten Treppenruhe, wo sie sich seitwärts in zwei Arme theilt, ist der Eingang in den Schauspielsaal. *Aux Muses françaises* (den französischen Musen) ist seine Ueberschrift — als ob Frankreich seine Landesmusen hätte! Der Kaiser Joseph, dem man vorwarf, ihm habe auf seiner Reise durch Frankreich nichts gefallen, sagte, als er in das Amphitheater dieses Saals trat: „wo sind denn die Logen? ich sehe nur ausgezogene Schiebläden!" Es liegt etwas Wahres in diesem Spott. Zwischen den Säulen, die an der Saalwand umher die gewölbte Deke tragen, springen die Logen, wie einzelne Balkons isolirt hervor. Die ovale Form und das Ganze des Saals ist übrigens von leichtem, gefälligem Karakter, und der Anblik dieser mit Damen angefüllten Balkonlogen überaus angenehm. Die erst neugemalten Dekorationen des Innern, sind mittelmäfsig in Geschmak und Ausführung. — Bei der Besichtigung dieses unermefslichen Gebäudes, verliert man sich in den vielen Sälen und Wohnungen; besonders in den fünf Stockwerken an und über dem Theater und in der mit diesem gleichen Tiefe unter demselben, wo allenthalben Maschinen, Walz- und Räderwerke zu den Dekorationen und ihren Veränderungen stehen. Sechs grofse ausgemauerte, beständig mit Wafser angefüllte Behältnifse sind auf den Theaterböden zur Sicherung gegen Brandgefahr angelegt.

Hinter dem Schauspielhause, an der Garonne liegen die Badehäuser mit der freiesten Aufsicht auf den Flufs und Hafen. Das neueste dieser Bäder, ist in jenem gemischten, orientalisch-römisch-

chinesisch-gothischen Geschmack gebauet, der die jetzige französische Architektur karakterisirt, und aller Regeln und Konvenienz spottet. In Rüksicht der inneren Einrichtung und grosen Reinlichkeit hat dieses Badehaus Vorzüge vor den besten Anlagen dieser Art in Paris.

Ein grosses Monument aus der Römer Zeit, steht noch in dem Amphitheater *le Palais Galien* genannt, welches Kaiser Galienus dem alten Burdegala erbauen lies. In den lezten Jahren Frankreichs, wo der anarchische Pöbel sich gegen alles verschwor, was der Kunst und dem Geschmak heilig ist, wollte man auch diese ehrwürdigen Ruinen zerstören. Man verdankt ihre Erhaltung dem vorigen Präfekt von Thibaudeau. Als er vor zwei Jahren hier ankam, fand er einzelne Theile der römischen Mauren abgebrochen und die Arena halb mit Baraken bebauet. Durch einen Regierungsbefehl ward diese Zerstörung für immer untersagt. Der Kampfplatz des alten Amphitheaters hält 238 Fuss in der Länge des Ovals, und 168 in der Breite. Er hatte fünf Mauren zum Unterbau der Sitze, der Korridore und der Vomitorien; die gröste Ringmauer hat 62 Fuss Höhe. Diese leztere ist allein gröstentheils mit ihren Bogenöffnungen und dem gewölbten westlichen Eingangsthor erhalten. Die Pilasterdekoration des leztern zeigt den Verfall des Geschmaks der Zeiten dieses Baues. Die Mauer ist kein netzförmiges Werk (*opus reticulatum*), flach liegen die mit Mörtel zusammengefugten vierzölligen Mauersteine auf einander, und sind von Queerlagen durchschnitten. Die Dike der einzelnen Mauern beträgt fünf Fuss; von sechs stehen am Eingangsthor noch fünf starke Grund- und Bruchstüke;

die vordre Grundmauer und die Sitze sind verschwunden. — Ein zweiter Nachlafs aus dem Alterthum, ist die *porte basse* in der finstern Altstadt, von grofsen geschliffnen und mit Mörtel nicht verbundnen Quadern. Sie liegt in einem engen Gäfschen von beiden Seiten mit Häusern bebauet und war offenbar ein altes Stadtthor. — Als das Schauspielhaus errichtet ward, räumte man auf diesem Platz eine dritte Ruine weg, die *Filiers de Tutele* genannt wurde. Es waren, nach antiquarischer Auslegung der Tradition, Mauren und Säulen eines den Schutzgöttern des alten Burdegala geweiheten Tempels.

Wir haben einmal die Runde zu den merkwürdigsten Ansichten in der Stadt angefangen, und wollen sie vollenden.

Ich sah heute den öffentlichen Garten, mit dem neuen militairischen Nahmen *champs de Mars*, welcher schlecht für ihn paßt, in vollem Sonntagsputz. Alles, was schön ist und elegant und von Ton, gieng in der grofsen Seitenallee spazieren. Der Garten verräth *le Nostre's* Geschmak in allen seinen Theilen; aber die Gegend ist sumpfig. Man scheut ihn daher als Spaziergang und er ist an Werkeltagen leer oder nur von den niedern Volksklafsen besucht, welche durch ihre Formen, Gesichtsbildung und Farbe so wenig, als durch die kätzliche Kleidertracht anziehen. Die elegante Welt geht lieber in der Tourny Allee. Mit der grofsen Wiese zur Seite war dieser Spaziergang einer der schönsten, die ich kenne: jezt hat der beengte Luftzug, die widrige Ansicht der Baraken und der absterbenden Bäume ihn verdorben.

Die Einöde des vormaligen Karthäuser Klosters

In der Vorstadt St. Seurin, dieser uralten Stiftung des bekannten Kardinalerzbischofs von Bordeaux, de Sourdis im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, war immer dem Schweigen gewidmet, und den lebendigtodten *Opfern der misverstandnen Andacht.* Die jezige Bestimmung des grofsen Gebäudes giebt eine nicht minder traurige, zurükschrekende Ansicht. Es ist von Opfern der Revolution, von sechshundert Vertriebenen und Flüchtlingen aus St. Domingo bewohnt. Diesen Unglüklichen, welche hier in ganzen Schiffsladungen ankamen, hat man die leeren Klostermauren zum ZufluchtsOrt angewiesen. Sie werden auf Staatskosten erhalten. Hier in den finstern mit Koth bedeckten Klausen, deren Hauptthor noch den terroristischen Denkspruch zur Ueberschrift hat: *Vivre libre ou mourir!* liegen diese armen Menschen, wie das Vieh; — Männer, Weiber, Kinder, Neger und Weifse, wühlen durch einander. Einige reinlicher gehaltne Zellen sind von weifsen Insulanern mit ihren Frauen bewohnt, die sich als Tagelöhner selbst nähren. Sie bauen ihren kleinen Kohlhof, und bekleben ihre Wände mit Heiligenbildern. Der bei weitem gröfsre Haufe dieser Vertriebenen fristet kärglich das Leben, und die humane Absicht der Regierung, sie nicht Hungers sterben zu lafsen, wird kaum in dem Sinn des Wortes ausgeführt. Sie klagten über viertägigen Brodtmangel. Nie werde ich des erschütternden Anbliks dieser Nothleidenden in ihren mephitischen Löchern, nie des peinlichen Gefühls, hier nicht helfen und retten zu können, vergefsen. Ich erzählte einem Regierungsbeamten, was ich gesehen und gehört hatte. Er lehnte, wie das in der Regel geschieht, die Sache von sich ab, weil sie nicht zu seinem Departement gehöre. — Die Klo-

fiskirche der vormaligen Karthäuser ist ein einfacher gewölbter Saal von treflicher Stimmen-Resonnanz. Unter den übrig gelassenen Dekorationen verräth nur eine Engelsfigur am Altar den italienischen Meifsel. Die aufgerifsnen Gräber und zerschlagnen Kapellen sind Ueberbleibsel der Schrekenszeit von Bordeaux — so wie es der enge Todtenacker der altgothischen Kirche St. Seurin ist, wo die unglüklichen Opfer der Guillottine aus den Jahren 1793 und 1794 ruhen.

Die Protestanten haben das allgemeine Toleranzgefez, welches ihnen ein öffentliches Bethaus gestattet, ich weifs nicht, ob aus Kälte gegen die Religion, oder aus Sparsamkeit wegen der damit verbundnen kosten, noch nicht benuzt. Aelter ist die Einrichtung eines schlechten Begräbnifsplatzes in einer traurigen morastigen Gegend vor der Stadt. Ein Lübek'scher Kaufmann, Weltner, defsen Andenken in Bordeaux werth gehalten wird, kaufte den Platz, und lies ihn mit einer Mauer umziehen. Er selbst liegt dort in einer Kapelle begraben, der schon der Einsturz drohet, weil man den sumpfigen Grund nicht befestigte. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal mit einem marmornen Sarkophag. Der Name Klopstok unter der folgenden Inschrift, ist ein Gedächtnifsfehler der Stifter. „Gesäet von „Gott reift einst die irdische Saat. — — Durch die „Nacht des Grabes wirft diese Hoffnung des ewigen „Seins ein himmlisches Licht." —

Nicht weit von diesem Totenanger liegt ein Denkmal des Bürgersinns, unbenuzt, und verfallen. Es verdient wegen der guten Absicht des Stifters einiger Erwähnung. Thynne, ein hiesiger Einwohner und Zimmermeister, welcher sich in Westindien ein grofses Vermögen erworben hatte, faste während

einer Sommerdürre, die wegen Stillstand der Mehlmühlen am Wasser, der Stadt mit Brodtmangel drohete, den Gedanken, einen Theil seines Reichthums zum Nutzen seiner Mitbürger an die Anlage eines grosen Mühlenwerks zu verwenden. Fünf und zwanzig Mahlgänge dieses selbstständigen Werks sollten vermittelst eines Kanals, durch das Ein- und Ausströmen der Fluth und Ebbe der Garonne, in beständiger Arbeit erhalten werden. Mit grosen Kosten ward das solide Mühlengebäude, und der Kanal von Quadern, gegen die Flusseite, angelegt, welcher hinter dem Gebäude bis zu einem grosen gleichfalls ausgemauerten Teich fortgeführt ist. In diesem Bassin sollte das einströmende Fluthwasser gehalten, und vermittelst einer geöffneten Schleuse bei der Ebbe wieder abgelasen werden, um auch bei dem Ausströmen das Mühlenwerk zu treiben. Der Unternehmer hatte aber in seinem Plan die Verschlämmung des Stromkanals zu wenig in Anschlag gebracht. Nachdem das grose Werk mit Unterstützung vieler Aktionisten fertig, und im Gange war, fand sich dieser Hauptfehler bald. Der Kanal ward durch den anspühlenden Schlamm der Garonne verstopft; die Mühle stokte; es gab kein hinreichendes Mittel, sie im Gange zu erhalten. Die Gesellschaft der Interesenten ermüdete über die beständigen Zuschüse, der Unternehmer starb, und dieses grose Werk, welches vier Millionen gekostet haben soll, verfallt nun seit zehn Jahren.

Ich lenkte auf meiner Wanderung durch jene Stadtgegend bei diesem des gemeinnüzigen Plans wegen immer merkwürdigen Mühlenwerk, nach den Chartrons herein, an desen äuserster Spitze es liegt. Diese Gegend ist die schönste, an grosen Aussich-

ten die reichste von Bordeaux. An der Garonne zieht sich eine gerade Linie von grofsen Häusern, Wein- und Waarenlagern (*Chays*) eine Stunde weit hinab. Man beherrscht eine freie, grofse Uebersicht des trefflichen Hafens — wegen seiner Halbmondsform von den Römern *portus lunae* genannt, — von dem entfernten Horizont des Stroms, gegen die Meerseite bis an die innre Stadt, wo der grofse Pallast der Douane die Cirkle macht. Weit und frei neben und hinter einander liegen auf dem breiten Strom die Schiffe. Das flete Leben der gröfsern und kleinern Fahrzeuge, das Ein- und Aussegeln der grofsen Schiffe, der Verkehr des Ab- und Aufladens am Ufer, das Treiben und Lärmen der Matrosen auf dem Strom — — es ist ein herrliches, immer neues, und selbst durch die verschiedne Beleuchtung in den Tageszeiten wechselndes Gemälde! — Dann, über den Strom hinaus, die Aufsicht auf einen frischen Wiesengrund, mit Wald; gegen die Hügel, Landhäuser und Dörfer des *pays entre deux mers*. — Man sagt, die Newa bei Petersburg soll mit dieser Stromansicht von Bordeaux Aehnlichkeit haben, nur fehlt der erstern das schöne jenseitige Ufer der Garonne. — In einem der frappantesten Augenblike sah ich heute diese treffliche Gegend. Am Abend eines erstikend heifsen Tages von 28° Reaumür, verfinsterte sich der weite Horizont. Von der Seeseite wälzten, thürmten sich schwere, schwarze Wolkenmafsen herauf, immer dichter lagerten sie sich übereinander, feuchten ihren düstern Saum auf die Hügel nieder. An der schwarzen Folie des Himmels schimmerten im Hintergrunde die weifsen Gebäudegruppen der Dörfer und Landhäuser auf den Hügeln. Still und heer feierte die Natur den Rasttag. Wie unbe-

weglich ſtanden die Donnerwolken. Die Schiffe lagen ruhig auf der glatten ſelbst von keinem Lüftchen gekräuſelten Stromfläche. — Lange blieb der Ausbruch dieſes nur furchtbar drohenden Gewitters unentſchieden. Die elektriſche Wolkenmaſſe zog dann ſtill an den Hügeln vorüber, und dekte die ganze Gegend, und die Stadt mit tiefem nächtlichen Dunkel. Nur auf Augenblike ward die Finſterniſs von ſtarken fernen Blitzen gebrochen. — — — —

16.

Bordeaux.

Wenn das Syſtem der Departemental-Verwaltung überhaupt nach dem der Gironde — einem Departement, das in der neuen Staatskette Frankreichs doch unſtreitig eins der Hauptglieder iſt — beurtheilet werden ſoll; ſo iſt es noch kränkelnd zu nennen. Es kommt bei der Verfaſſung des franzöſiſchen Konſular-Staates, in den Departementern, auf die Wahl ihrer Untergeordneten, den Präfekten, und auf den guten Willen, auf die Thätigkeit dieſes Organs der Regierung, allerdings ſehr viel an. Doch iſt damit für die Departementer noch nicht alles geſchehen. Wird der Präfekt nicht von der Regierung nachdrüklich unterſtüzt, bleiben ſeine Vorſtellungen über wichtige Gegenſtände der innern Verwaltung von dem Miniſter des Innern lange unbeantwortet, oder werden ſie halbbeantwortet, werden halbe Maſsregeln da genommen, wo nur eine volle mit Nachdruk unterſtüzte Entſcheidung wirken, helfen und ausrichten kann, ſo erſchlafft die Kraft auch des thätigſten Mannes an der Spitze der Departemental-Verwaltung. Die groſse Anzahl der Präfekturen erſchwert die Korreſpondenz in dem Bureau des ſonſt ſehr thätigen Miniſters des Innern, bei der unendlichen Menge der Geſchäfte, in einem ſo groſsen nach langer Zerrüttung neu organiſirten Lande. Man vermuthet, dies werde die Urſache einer nahen Reform der Organiſation ſein, nach welcher die Zahl der Präfekturen vermindert, und mehrere kleine Departementer unter einem Präfekt vereint werden ſollen. Die Gehalte dieſer Regierungsverwalter ſind zwar bedeutend für ihre Perſon, doch reicht zum

Beispiel in Bordeaux das Gehalt von 24,000 Livres für den Representanten der Regierung nicht hin, wenn er in der zweiten Stadt des Reichs mit Anstand und Würde representiren soll. Man weis es nicht, ob dies die Ursache war, oder eine geheime Unzufriedenheit mit der eben angeführten Langsamkeit der Ministerial-Verwaltung des Innern in Paris, warum der achtungswürdige Thibaudeau, der vorige erste Präfekt der Gironde, um seine Zurükberufung anhielt, nachdem er diese Stelle etwa ein Jahr bekleidet hatte. Dafs er von hier zurükberufen ward, ist ein wesentlicher Verlust für Bordeaux, der bei der Verwaltung seines an sich selbst moralisch guten, aber schläfrigen, unentschlofsnen, schwerfälligen und furchtsamen Nachfolgers, des jezigen Präfekt Dubois, eines vormaligen Priesters aus den Vogesen, empfunden wird. Seine negativ guten Eigenschaften scheinen für manches andre Verhältnifs zu pafsen, aber den Forderungen eines so wichtigen Platzes, wie dieser ist, entspricht sein Karakter nicht, der mit dem Karakter seines Vorgängers in sehr vielen Zügen kontrastirt. Thibaudeau *) zeigte sich in seinem Betragen als Privatmann und als Staatsbeamter, thätig, scharfsichtig in dem Entwurf, festentschlofsen und kraftvoll in der Ausführung eines Plans zum Besten des Landes. Er repräsentirte, wie er es der zweiten Stadt in Frankreich schuldig zu sein glaubte, mit Glanz; die Gesellschaften und Feste, welche er in seinem Hause gab, wurden mit der Liberalität und dem äufsern Anstand eines Mannes von Welt, und mit der Fürsorge für die Unterhal-

*) In den Fragmenten aus Paris, 1ster Th. S. 204 u. f. habe ich einige karakteristische Züge, aus frühern Zeiten von diesem trefflichen Mann angeführt.

tung aller, eines angenehmen Wirthes gegeben. — In seiner Verwaltung zeigte er sich manchmal fast zu entscheidend, — man nennt es durchgreiffend, — welches aber mit der Lage und neuen Gestalt der Dinge vielleicht entschuldigt werden konnte. Ein Zug, worin er die Festigkeit seines Willens und seines einmal genommenen Beschlusses gleich in den ersten Tagen des Antritts seiner Stelle zeigte, war folgende an sich selbst unbedeutend scheinende häusliche Anordnung, welches aber einen deutlichen *avis au lecteur* für seine künftige Verwaltung abgab. Der vormalige erzbischöfliche Pallast war dem Präfekten zur Wohnung angewiesen. Der damit vermittels Eines Eingangs zusammenhängende Hintertheil ist der Justiz-Pallast, worin die sämtlichen Tribunale sind. Alle, die hier Geschäfte machen, Richter, Advokaten, Partheien, Volk, kurz die ganze Masse der Leute, mußte, durch den Haupteingang und den Hof des Präfektur-Pallastes gehen. Thibaudeau fand diese Einrichtung, wie sie es war, für sich sehr unbequem und lästig. „Dem Präfekten, sagte er, wird es doch erlaubt werden, in seinem eignen Hause allein zu sein." — Sogleich gab er den Befehl, die Thür des Justiz-Pallastes im Hofe zuzumauern, und einen andern Eingang von der Strasse her, an welcher die Hinterseite eben dieses Pallastes stoßt, zu öffnen. Arbeiter wurden sogleich zu dieser neuen Einrichtung bestellt. Den Präsidenten und Richtern der Tribunale misfiel sie, besonders aber die einseitige Verfügung des Präfekten. Sie protestirten dagegen. Demungeachtet wurden die Arbeiten fortgesezt. Sie verboten den Maurern keinen Eingang zuzumauren, keinen andern zu öffnen. — Gegenbefehl des Präfekten, fortzufahren, bei Strafe des Gefängnis-

ses der Arbeiter, deren Zahl verdoppelt ward. Nun appellirten die Tribunalräthe nach Paris. Sie erhielten keine Antwort. — Die Thür des Hofes ward zugemauert, und die nach der Gaſse geöffnet.

Nach dem Präfekten ist der GeneralKommiſsair der Policei der erste Verwalter in den Departementern. Der hiesige heiſst Pierre-Pierre, eines Wurstmachers Sohn aus Marseille, anfänglich Kommiſsair in Rochelle, nachher in St. Domingo. Im vormaligen Marseiller Klub und im *Comité de surveillance* seiner Vaterstadt ſpielte er eine Hauptrolle, und machte ſich die Familie Bonaparte's während ihres Aufenthalts daselbst verbindlich. Vielleicht hat ihm das diese Stelle verſchaft. Er ist ein Mann ohne besondre Kultur; aber die Policei verwaltet er mit Nachdruk und Umsicht. In einzelnen Zweigen z. B. in Absicht der öffentlichen Spielhäuser wirft man ihm zu groſse Nachsicht vor. Das ſchärfste Hazardſpiel wird in diesen Häusern zum Verderb vieler jungen Leute, und ihrer Moralität getrieben. *) Ein Vorfall dieser Tage zeichnet ſeinen entſchloſsnen Karakter als erster Policeibeamter, aber auch zugleich das Verhältniſs, worin er ſich gegen ſeinen ersten Kollegen den Präfekten ſezt, und mit welcher barſchen Undelikateſse er darin verfährt. Dubois hatte, nach vorher eingezogner Bewilligung von Paris, einer Schauspieltruppe die Erlaubniſs zur Eröffnung eines kleinen Theaters gegeben, welches eigentlich nur dem PoliceiKommiſsair zustund. Die Ankündigungszettel des neuen Schauspiels wurden an den gewöhn-

*) Im Januar des jezigen Jahrs ist ein von dem Präfekten gegebner Befehl gegen diesen Unfug ergangen, welcher in einer Handelsstadt noch verderblicher ist, als irgendwo sonst.

lichen Orten angeschlagen. Sogleich schikt Pierre-Pierre seine Policeiknechte hin, läst die Zettel öffentlich abreifsen, und die Eröffnung des Theaters verbieten. — Ein Beitrag zur Beförderung der Volksachtung gegen seine ersten Regierungsbeamte!

In Hinsicht der Besezung und Verwaltung der übrigen öffentlichen Aemter in der Hauptstadt der Regierung und in den Departementern, finde ich die in meinem lezten Briefe aus Paris mitgetheilte Ansicht der Dinge, welche mit der Ansicht ruhiger Beobachter des Innern einstimmt, auch hier aufs neue bestätigt. Die Wahl dieser öffentlichen Beamten geschieht noch nicht jedesmal mit der Vorsicht und Unpartheilichkeit, welche erfordert wird, um den Gewählten ohne Ausnahme die allgemeine Achtung der Bürger zu geben und zu erhalten. Man nimmt nicht die schonende Rüksicht gegen Meinungen, die seit dem lezten Jahrzehnd angegriffen, und tief gekränkt sind. Die Tribunale der ersten Instanzen sind mit ganz guten, aber zum Theil noch mit schwachen Männern besezt. Der Bürger darf zwar nicht mehr für seinen Richter erröthen: aber noch bei weiten nicht alle flöfsen das volle Gefühl der Achtung ein, welche den Nimbus um das Haupt des Richters webt, der dem grofsen Hauffen Ehrfurcht gebietet. Am schlechtesten organisirt in Ansehung der Besoldungen, sind noch die Gerichtsverwaltungen der Distrikte und Arrondisements. Jeder dieser Unterrichter hat tausend Livres Gehalt. Davon mufs er mit seiner Familie bestehen; dafür sein Leben dem Staat opfern! Wie sollen sich rechtliche, aber unvermögende Männer dazu finden? wie sollen sich andre rechtlich in ihrer Amtsverwaltung erhalten? Wie viele Klippen für die Moralität der Richter; wie vie-

len Reitz zu Bestechungen der Partheien! — Die Richter der höhern Instanz zu Bordeaux haben zwei tausend und fünfhundert Livres Gehalt, die des Kafsations-Tribunals viertausend. — Mit grofsem Verlangen wird allgemein die Vollendung des neuen Civil-Kodex und die in einer Stadt wie Bordeaux fo wichtige Anordnung noch ganz fehlender Handels- und Seerechte erwartet. Tausend unvermeidliche Verwirrungen entstehen noch aus den ins unendlich vervielfältigten einzelnen Verordnungen und ihrem Widerspruch mit vormaligen Gefetzen und Gerichtsgebräuchen, wozu man bei der Unvollständigkeit der erstern noch fo oft Zuflucht nehmen mufs.

Die Garantie der jetzigen Verfafsung und die Erhaltung ihres ersten Magistrats wünscht man fehnlichst. Bonaparte wird allgemein bewundert, und gewis in den Departementern allgemeiner geliebt, als in Paris. Man erkennt, was durch ihn für Frankreich fchon geschah, man hofft alles von feinem grofsen und guten Willen, in dem Vielen was zu thun noch übrig ist.

Der Druk der fich noch immer mehrenden Abgaben, wird fchwer empfunden, und ist eine natürliche Folge der vorigen Zerrüttungen des Staates. Die ungeheuren Staatsausgaben zu den Befoldungen der unzähligen öffentlichen Beamten ist eine Hauptquelle dieser Vermehrung der Lasten des Bürgers. Und felbst durch ihre Verdopplung würde der Fond zur Bestreitung dieser Staatskosten noch nicht zureichen. Daher denn der beständige Rükstand der Besoldungen. Es heifst, dafs in dieser Hinsicht heilsame Reformen bevorstehen. So foll z. B. die Zahl von fechstausend besoldeten Frie-

denrichtern auf die Hälfte herabgesezt werden, welches dem Staat Millionen erſparen wird. — Jezt ſind die Abgaben von liegenden Gründen, von Vermögen und von Lebensbedürfniſsen (*droits fonciers, mobiliers, fomptuairs*) nebst den Steuern, Zöllen, Taxen u. dgl. noch ohne Vergleich ſtärker, als ſie jemals waren. Der Städter bezahlt über das Doppelte im Vergleich der Zeiten vor der Revolution und der Landmann hat ſtatt des ihm abgenommenen Jochs ſeiner Gutsherrſchaft andre Lasten, wiewohl minder drükende erhalten. — Der Verlust der öffentlichen Fonds der Wohlthätigkeit, die Armuth aller Staatskaſsen fordern Ersatz, damit in den Städten die wohlthätige Stiftungen erhalten, und die Kosten der öffentlichen Arbeiten, der Bedürfniſse der Gaſsen und Sicherheitspolicei u. ſ. w. bestritten werden können. Die Herbeischaffung aller dieser Ausgaben hat den ſchweren Druk der Steuern, Zölle und Taxen zur Folge; bei welchem nothwendigen Uebel noch manches ungeordnet und der Willkühr der Unterbeamten überlaſsen ist. Die Stadtzölle gehören besonders zu diesen den Misbräuchen der Officianten unterworfnen Abgaben. Die Gutsbesitzer der Gegend werden damit bei der Einführung ihrer eignen Landesprodukte auf allerlei Art geneckt und übersezt. Sie müſsen 12 bis 15 Procent erlegen. Eine Heufuhr etwa 24 Liv. am Werth, zahlt 3, auch 4 Liv. an Zoll. — Die eingeführten Mastochsen müſsen wie billig verzollt werden. Nun ereignet es ſich, daſs ein Bauer, um der Abgabe zu entgehen, ſeinen Karren mit Ochsen bespannt in die Stadt führt, und mit Pferden zurükkommt, nachdem er jene in der Stadt verkauft hat. Statt nun jene Zolldiebe aufzusuchen, zu bestrafen, und andere Vor-

kehrungen zur Abwendung des Betrugs zu machen, zwingt man die namhaftesten und bekanntesten Städter, wenn sie als Gutsbesitzer ihre Wagen mit Ochsengespanne hereinfahren lassen, 36 Liv. an der Zollbude zu erlegen. Dieses Geld erhalten sie zwar zurük, wenn das Paar Ochsen zurük geht, doch ist die Wiederbezahlung immer mit Schwierigkeit verknüpft, und die Maasregel selbst eben so unbehülflich als dem Misbrauch der Beamten Preis gegeben, deren viele, jezt wie vordem, hier wie allenthalben, eben so unwissende und grobe, als zweideutige Menschen sind. Es ist ihnen eine leichte Sünde, den Bürger zu vervortheilen und den Staat zu betrügen.

Obgleich mein Stern auch in Bordeaux mir keine *causes illustres* zuführt, so habe ich hier doch auch in Sachen von geringerer Bedeutung ohne Vergleich besser plaidiren hören, als vor den Tribunalen der Hauptstadt. Mit Geist, Klarheit und Kraft des Ausdruks redete vorzüglich der junge Advocat Ravez und sein Gegner Lainé in einer Assekuranzsache. Die gerichtliche Beredsamkeit des erstern machte, als er zur Führung einer Sache nach Paris gereiset war, dort ein so grosses Aufsehen, dass man ihm die vortheilhaftesten Bedingungen eines grossen Jahrgehalts bot, wenn er bleiben und die Sache der Kaper vertheidigen wollte. Er weigerte sich dieses Geschäftes, und ich schätze Ravez doppelt dafür. — Die beiden Tribunalssäle des bürgerlichen und peinlichen Gerichtshofes, sind von dem Architekten Combes in einem sehr edeln Stil eingerichtet und verziert. Der Sitz des Raths formirt ein erhöhetes Hohlgewölbe oder eine grosse Nische, mit dunkelblauen Gewändern in antikem Geschmak dekorirt. Nur ist

diese Form dem Redner nicht günstig, dessen Stimme an dem Gewölbe verhallt und kaum verstanden wird. Die Richter tragen eine schwarze Toga mit hellblauen Ueberschlägen. Die Advocaten sitzen ihnen in täglicher Kleidung in einem Halbcirkel gegen über.

Ich komme zu einem Gegenstande, dessen Erforschung in dem Innern Frankreichs mir sehr am Herzen lag — zu der öffentlichen Erziehung, ohne deren Beförderung von Seiten des Staats jede Hoffnung des Bürgers von der Dauer seines Glükes täuscht und trügt. — Alles aber, was ich bis jetzt über diesen wichtigen Gegenstand gesehen und von Männern erfahren habe, welche nicht mit leeren Wünschen, sondern mit Selbstthätigkeit für das Gemeinwohl, ihr Vaterland lieben, ist noch sehr traurig. Das öffentliche Erziehungswesen ist noch lange nicht so organisirt, dass davon für die Nation ein glüklicher Erfolg erwartet werden könnte. Mit Ernst, mit Plan, mit befördernder Thätigkeit geschieht von der Regierung noch wenig, um diesen Chaos zu ordnen, die Organisation auf bestimmtere Grundsätze zu bringen, und das noch so unvollkommne Ganze der bisherigen Einrichtungen zu vervollkommnen. Die Primairschulen in den Departementern, die zum Lesen und Schreibenlernen und zum Unterricht in andern Elementarkenntnissen bestimmt sind, um die Kinder, freilich durch einen starken Sprung, zu den Centralschulen vorzubereiten, diese ersten Pflanzschulen des Unterrichts, existiren mit geringen Ausnahmen noch gar nicht. Den Schulmeistern ist vom Gouvernement die Alternative einer freien Wohnung nebst Garten, oder eines bestimmten Gehaltes versprochen. Keins von beiden wird ihnen gege-

ben. Es fehlt also denen, die ihr Leben mühselig mit dem ersten Unterricht der Kinder hinbringen sollen, an dem ersten Erfordernifs, an Brodt, und folglich finden sich für einen solchen Dienst keine Arbeiter. Dieser schlechte Zustand der Elementarschulen und der gänzliche Mangel jeder andern öffentlichen Erziehung der Kinder seit dem Jahrzehnd der Revolution, eröffnet eine traurige Aufsicht für die heranwachsende Generation, und wird schon jezt allenthalben tief empfunden. Die Unterbeamten klagen über die Schwierigkeiten, junge Leute, welche lesen und schreiben können, zu Büreauburschen und Schreibern zu finden: denn gerade das Alter dieser Knaben von 14 bis 16 Jahren fällt in die Zeit der Revolution, des anarchischen Systems und seiner Folgen. Frankreich wird schon jezt, bei dieser Vernachläfsigung der ersten und nothwendigsten Bildung seiner jungen Bürger, mit einem Zustand der Barbarei bedrohet. Die Zeit ist nahe, wo es an wahlfähigen tüchtigen jungen Männern zu den Stellen der Unterbeamten, der Maire, Friedensrichter u. s. w. in vielen Distrikten fehlen wird. Stufenweise mufs dieser Nachtheil durch alle Zweige des Staatsdienstes empfunden werden. — Jünglinge von 16 bis 20 Jahren aus den niedern Bürgerklafsen treibt das Selbstgefühl ihrer vernachläfsigten Erziehung, dafs sie sich selbst bei Privatlehrern mit der Bitte um Unterricht in der Rechtschreibung und in andern Anfangskenntnifsen melden. — Welch eine Aufsicht in die Zukunft, wenn hierin nicht schnell, nicht ernst und nachdrüklich geholfen, und einem Unheil gesteuert wird, das krebsartig die innere Kräfte des Staates angreift, und die Grundlage des Gemeinwohls untergräbt. *)

*) Die Regierung selbst verhehlt sich diesen schlimmen Zu-

Die Centralschulen sind in den Hauptstädten der Departementer eröfnet, Lehrer mit dem Profefsortitel dabei angestellt und diese, von einer engen Jury jedes Departements im Ganzen gut gewählt. Ihr Gehalt ist auf dreitausend Livres bestimmt, es wird aber langsam bezahlt. Da die Fonds der alten Klöfter und Stiftungen zu den Besoldungen der Lehrer nicht mehr existiren, werden diese aus gewifsen dazu bestimmten Abgaben gehoben, wie hier aus den Abgaben von der Weinerndte. Diese gehen nur langfam ein: folglich bleibt der Gehalt der Lehrer oft lange ausständig und unbezahlt. Die Centralschulen werden im Verhältnifs der Bevölkerung der Departemente nicht ftark besucht. Die Zahl der Schüler in der Centralschule des grofsen Departements der Gironde ist eine der bedeutendsten, und beträgt gegen vier hundert Jünglinge. Zum Nachtheil des Staf-

ftand der öffentlichen Erziehung nicht mehr, fo geht ihm vielmehr aufmerkfam und offenbar: und defswegen ist eine endliche Aenderung um fo mehr zu hoffen. In der Darftellung, welche der Staatsrath Thibaudeau am 23ten November v. J. der Gesetzgebenden Versammlung über die jetzige Lage der Republik vorlegte, fagt er felbst. „Der öf„fentliche Unterricht hat zwar in Paris und in einzelnen „Departementern einige Fortschritte gemacht: in allen übrigen aber, wird noch wenig oder gar nichts geleistet. „Wenn wir auf diesem Wege fortschreiten, fo werden „Kenntnifse und Aufklärung nur in einzelnen wenigen „Theilen der Republik herrschen; Unwifsenheit und „Barbarei wird das Loos der übrigen fein." — Dann spricht Thibaudeau noch im allgemeinen von einem Plan zur Verbefserung der Erziehung, durch Errichtung von Primär- und Secondairschulen, von Lyceen und Specialschulen in den Departementern, wodurch eine befsre Stufenfolge des Unterrichts, als in dem bisherigen Plan eingerichtet werden wird. —

tes, ist das System der Freiheit und Gleichheit in das System des öffentlichen Unterrichts und der Aemterbesetzungen eingedrungen. Man sieht bei diesen Besetzungen nur gar zu oft nicht auf solche Männer, welche ihren Schulunterricht und ihre akademischen Studien beweisen. Fürsprache, Verbindungen, und andre Mittel führen oft zum Amt. Der Jüngling glaubt sich der Anstrengung überheben zu können, da ihnen leichtere Wege zur Beförderung offen stehen. — Es sind dem Minister des Innern hierüber Vorstellungen von der Kommission der hiesigen Centralschule geschehen. Man hat, um einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden, um den Besuch der Centralschule zu befördern, und den Unterricht zu unterstüzen, die Herstellung der vormaligen akademischen Graden vorgeschlagen, ohne welche und ohne die damit verbundene Prüfung keiner zu dem öffentlichen Amt des Richters, des Sachwalters, des Arztes u. s. w. zuzulassen wäre. Der Vorschlag ward wahrscheinlich nicht annehmlich gefunden und unbeantwortet gelassen. — Noch immer, wie i. J. 1796 *) vermisse ich auf der Liste der Lehrer der höhern Wissenschaften in den Centralschulen einen Lehrer der Moral. Längst empfand man in Bordeaux diesen wesentlichen Mangel. Guithe, Professor der Logik bei der hiesigen Centralschule, ein Mann von liebenswürdigem Karakter, von aufgeklärtem, denkendem Kopf, der als ein solcher und als Vorsteher einer Privaterziehungsanstalt hier sehr geachtet wird, kündigte deswegen vor einigen Jahren aus eignem Triebe Vorlesungen über die Moral an. Er fand allgemeinen Beifall, und hatte beständig einen vollen Hörsaal. Das schöne, gemeinnützi-

*) Fragmente II. 112.

ge Unternehmen dauerte aber nicht lange. Profeſsor Guithe, den man in Paris beſchuldigte, er wolle unrepublikaniſche Weichlinge und Kopfhänger ziehen, erhielt ein Schreiben von dem damaligen Miniſter François de Neufchateau, der ihm mit vorangeſchikter Belobung ſeines Eifers für das öffentliche Wohl, die Weisung gab, ſeine Vorleſungen über die Moral einzuſtellen, und ſie dem Profeſsor der Geſetzgebungslehre an der Centralſchule zu überlaſsen, zu deſsen Fach ſie gehöre. War nun dieſer Geſetzgebungslehrer ein ſchlechter Morallehrer, oder fehlte ihm das allgemeine Zutrauen, — genug, an die Morallehre ward bald nicht weiter gedacht. Dem Präfekten ſind neuerlich wieder Vorſtellungen über dieſe, den redlichen Bürgern am Herzen liegende Angelegenheit gemacht worden, aber es geſchieht noch nichts darin, und man beſchwichtigt die Klagen mit der Vertröſtung auf eine neue beſsre Organisation des Erziehungsſyſtems. — Zu dieſer vorzunehmenden Reviſion des öffentlichen Erziehungsweſens gehört vornehmlich eine beſsre Unterſtützung der Centralſchulen mit den nothwendigſten Hülfsmitteln des Unterrichts. Den Lehrern der Phyſik, der Naturlehre, der mathematiſchen Wiſſenſchaften, der Künſte, fehlt es bis jezt an Apparaten, an Sammlungen, an antiquariſchen und artiſtiſchen Werken. Paris hat davon ſo großen Ueberfluſs an dieſem allem, daſs man dort kaum achtet, was in den Departementern als Schätze gelten würde. Man verſagt den Lehrern dieſe Hülfsmittel, auch wenn ſie darum anhalten. „Was wollt ihr?“ — ſo lautete die erbauliche mündliche Antwort eines der Adminiſtratoren des Muſäums in Paris, an einen hieſigen Profeſsor — „was wollt ihr in Bordeaux mit Kunſtwerken machen! —

bleibt bei eurem Zucker und Kaffee!" *) — diese Antwort wäre ja —, nur in etwas gelinderm Ton — beinahe ein Gegenstük zu jener, welche dem unglüklichen Lavoisier von dem Revolutionstribunal gegeben ward, als er, um noch eine wichtige Erfindung zu vollenden, um einige Tage Lebensfrist bat: die Republik braucht Kanonen, und keine Wifsenschaften mehr. Wenigstens ist jene Antwort ein redender Beweis der Eifersucht der Pariser, gegen die Departementer. Noch ein Zug dieser Art ist der Vorschlag, die bisherige gute und lokal zwekmäfsige Einrichtung, nach welcher die Lehrer der Centralschulen von einer Kommifsion oder Jury in jedem Departement, aus dem Innern defselben gewählt werden, auszuheben, und von Paris aus — diesem Brennpunkt aller Erleuchtung und Kultur — diese Lehrer in die Departementer zu fenden. Man mufs hoffen, dafs befsre und liberalere Einsichten die Männer am Ruder des Staates von diesem zweideutigen Plan ableiten werden. — Bei grofsen persönlichen Verdiensten der zu Ministern des Innern erwählten Privatgelehrten liegt der Fehler, woraus fo manche Misgriffe entstehen, unverkennbar darin, dafs es diesen Männern an der grofsen Uebersicht des Ganzen, und an den Lokalkenntnifsen des Innern Frankreichs fehlt, welche zu einer folchen höchst wichtigen und vielumfafsenden Verwaltung unumgänglich gehören, dafs ferner die Menge der Geschäfte und der Umfang der Korrespondenz des Ministeriums des In-

*) Seitdem das geschrichen ward, ist ein Konsular-Beschlufs ergangen, dafs in mehreren grofsen Städten Frankreichs Kunstmusäen angelegt werden follen, wozu man den Ueberflufs an Gemälden in Paris benutzen, und fie unter diesen Städten vertheilen will.

nern, zu grofs ist, und von Einer Verwaltung unmöglich mit Ordnung und Zweckmäfsigkeit bestritten werden kann. Bei den Centralschulen zum Beispiel ist der Geschäftsgang folgender. Die Cirkulare und Verordnungen des Ministers werden eingesandt, und die Lehrer aufgefordert, ihre näheren Vorschläge zur Verbefserung des Instituts zu machen. Eine Specialkommifsion entwirft, und schikt die geforderten Vorschläge, Berichte, Bemerkungen über die einzelnen Punkte der Verordnung nach Paris ein: — sie bleiben unbeantwortet, verlieren sich vielleicht in den Büreaus des Ministers; oder wenn, nach langem Zwischenraum, eine flüchtige Antwort auf flüchtige Berichte der Büreauarbeiter erfolgt, so sind es oft blofs wiederholte Fragen, welche durch vorige Berichte der Kommifsion schon beantwortet, neue Anforderungen, welche durch eingesandte Erklärungen der Kommifsion schon erledigt waren, und worauf diese sich dann in ihrer Gegenantwort nur blofs beziehen kann. In diesem Cirkel geht es in den Departementern fort, und für die verhandelten Sachen selbst geschieht nur selten etwas.

Doch macht der Plan zur Errichtung eines wichtigen Lehrinstituts in Bordeaux, welcher von hieraus mit vielem Eifer betrieben wird, hierin eine sehr rühmliche Ausnahme. Das ist die Errichtung einer Handlungs-Akademie (*chaire de theorie commerciale*), wozu eine aus Profefsoren der Central-Schule und aus einsichtsvollen hiesigen Kaufleuten bestehende Kommifsion den Plan und die innre Organisation entworfen hat, und deren Eröffnung nächstens geschehen wird. *) In diesen Tagen ist ein

*) Im December des vorigen Jahrs ist diese treflich eingerichtete Handlungsschule von Bordeaux, wirklich eröffnet,

Beschluſs des Präfekten der Gironde darüber erſchienen, den ich, weil er in einer koncentrirten Uebersicht den Plan des Instituts enthält, hier mittheile. Ich muſs aber, um dieses Aktenstük genieſsbar zu machen, mit der Sprache, zugleich den ekkigten und weitschweifigen Stil des Beschluſses übersetzen, welcher vollkommen den Karakter unſers widrigen altdeutschen Kanzleistils hat.

„Der Staatsrath, Präfekt des Departements der Gironde.

„In einer Verordnung der Konsuln der Republik vom 7ten Thermidor des 9ten Jahrs ist bei der Errichtung einer Handlungsbörse in der Stadt Bordeaux, das ganze Gebäude der alten Börse der Beſtimmung des Kommerzes überlaſsen.

„In einem Bericht des Handlungstribunals, wird hierauf die Gründung einer Lehranstalt vorgeschlagen, in welcher die Theorie der Handlung und aller Hilfswiſsenschaften derselben gelehrt werden ſollen.

„Hiebei ist unumgänglich nöthig, daſs die Administration mit den Einkünften der Börse *) verſehen, und demnach die Autorität festgesezt werde, welche die Einnahme derselben ſichert, und ihre Verwendung anordnet.

„Da nun ſich findet, daſs diese Einkünfte der

und der oben erwähnte Profeſsor der Centralschule Guilhe auch zum Profeſsor dieses Instituts ernannt worden. Schon die Ernennung dieses einsichtsvollen und thätigen Mannes ist eine gute Vorbedeutung für das Gelingen dieſes gemeinnützigen Instituts.

*) Dieser reiche Fond der Börseneinkünfte von Bordeaux beträgt jährlich an 40,000 Livres. aus den zu der Börse gehörigen Gebäuden, Buden u. dgl.

Börse offenbar ihre nothwendigen Ausgaben überfliegen; so kann ein Theil des Ueberschusses nicht beser benuzt werden, als wenn er einer Stiftung gewidmet wird, welche von den einsichtvollesten Kaufleuten dieser Stadt bisher vergeblich nachgesucht ward, nehmlich der Gründung einer Lehranstalt, worin die jungen Leute in den Elementarkenntnisen der Handlung unterrichtet werden können, wie auch solche ähnliche Anstalten zu dem Glanz einiger europäischen Städte nicht wenig beigetragen haben.

„Die, durch eine glükliche Veränderung der Grundsätze, zur Wohlfahrt berufne französische Republik kann ihrer Seits nicht genug eilen, eine solche als sehr nüzliche, hinreichend verbürgte Stiftung auch bei sich einheimisch zu machen, und es kommt der Stadt Bordeaux zu, sie einzuleiten.

„Die Schritte der Jünglinge müfsen geleitet werden auf einer Bahn, wo jeder Fehltritt unglükliche Folgen nach sich zieht; es ist nicht minder wesentlich nöthig, ihnen für ihre künftigen Geschäften das Gefühl der Ehre einzuflöfsen, ihnen die ganze Würde dieses von ihnen gewählten Geschäftes kennen zu lehren. Auf diesen doppelten Zwek gerichtet, kann das Handlungsinstitut von Bordeaux das Müster einer Einrichtung werden, die ähnliche ausländische Anstalten vielleicht noch übertreffen wird.

In Hinsicht aller dieser Erwägungen beschliefst der Präfekt:

1. Die Administration der Börseneinkünfte wird einer Kommifsion anvertraut, die aus drei Richtern des Handlungstribunals und aus drei Mitgliedern des Handlungsrathes besteht, welche aus denselben nach

Stimmenmehrheit erwählt, jährlich erneuert, oder auch wieder gewählt werden können.

2. Die Verwendung der Fonds kann nur nach vorhergegangner ordentlicher Deliberation dieser Kommiſsion geschehen.

3. Eine Lehranstalt der Handlungstheorien wird in dem Gebäude der Börse errichtet.

4. Der Unterricht in dieser Anstalt wird umfaſsen: Die Handlungsgeographie, die Grundsätze der Gesezgebung überhaupt, und der Handlungsgeseze der französischen Republik, und der vornehmsten fremden Nationen insbesondre, die Moral in Anwendung auf die Handlung. *)

5. Dieser Unterricht wird einem Profeſsor und einem Suppleanten anvertrauet.

6. Für den Profeſsor wird ein Gehalt von 4000 Livres, dem Suppleanten 1000 Livres festgesezt.

7. Er wird nach Maſsgabe der Bestimmung der

*) Hier hat denn der edle Guilhe Gelegenheit, seinen gemeinnüzigen Plan der Vorlesungen über die Moral auszuführen: und sie, ohne neue ministerielle Weisungen befurchten zu durfen, auch über dieses Institut hinaus auszudehnen. Man sieht es diesem Theil des Planes an, daſs es sein Werk ist. Handlungsmoral ist theoretisch und praktisch nur zu sehr und allgemein vernachläſsigt, und zertreten. Möchte die Lehre, welche das neue Institut von Bordeaux hierin giebt, zum Muster für ähnliche Anstalten der Kaufmannschaft genommen werden! — Uebrigens ist diese officielle Angabe des Unterrichtsplans unvollständig. Der Unterricht wird noch umfaſsen: die Geschichte der Handlung mit ihrer Geographie verbunden, die Arithmetik und Geometrie in Bezug auf die Handlung, die Sprachen südlicher und nördlicher Länder, nehmlich die italienische, spanische, portugiesische, englische und deutsche Sprache.

Administrations-Commiſsion aus den BörsenEinkünften bezahlt.

8. Der Präfekt ernennt den Profeſsor und den Suppleanten, nachdem er den Handlungsrath und das Handlungstribunal über die Fähigkeiten der Kandidaten befragt hat.

9. Der Lehrkursus wird mit dem nächsten 20sten Brumaire, und künftig jedes Jahr an diesem Termin anfangen, und bis zum 20sten Fruktidor dauern.

10. In jeder Dekade werden zehn Vorlesungen, eine jede von zwei Stunden wenigstens, gehalten.

11. Mit Vertheilung von Prämien wird jeder Lehrkursus geschloſsen.

12. Die übrigen innern Einrichtungen ſollen durch eine künftige Verordnung näher bestimmt werden.

Gegeben zu Bordeaux im Pallast der Präfektur, am 4ten Fruktidor des 9ten Jahrs.

Dubois.

Eine Anstalt der wohlthätigsten Menschlichkeit ist die hiesige Taubstummenschule in jeder Hinsicht wenigstens von gleichem Verdienst der Lehrer, und von eben ſo glüklichem Erfolg, als die zu Paris. Sie ist von dem vormaligen Erzbischof de Cicée gestiftet, und von Sicard, der ſelbst nach Bordeaux kam, eingerichtet. Nachdem ſie ſchon einige Jahre bestanden hatte, ward von der National-Versammlung verordnet, daſs in Frankreich nur die zwei Taubstummen-Institute, zu Paris und zu Bordeaux, bestehen ſollten. Die Schule wird von fünf hiesigen Bürgern administrirt, und die Zahl der Zöglinge ist auf ſechszig festgesezt. Jezt ſind fünfzig hier, und — ich bitte die Damen, es zu bemer-

ken! — nur acht weibliche Stumme unter dieser Zahl. Ein Oberlehrer mit einem Gehülfen, zwei Unterlehrer und zwei Lehrerinnen ertheilen Unterricht; alle verwalten ihr ſchweres aber unendlich belohnendes Geſchäft, mit vieler Humanität, mit Liebe und Anhänglichkeit an ihre Zöglinge, welche nach dem Plan fünf Jahre in dem Inſtitut bleiben. Auſser dem allgemeinen Schulunterricht, und der mechaniſchen Abrichtung zur Zeichenſprache werden, um den Taub- und Stummgebornen ihr künftiges Fortkommen zu erleichtern, ſechs Handwerke in dem Inſtitut gelehrt, die, der Tiſchler, Zimmerer, Schloſſer, Drechsler, Schuster und Schneider. Einige ausgezeichnete vormalige Zöglinge ſind in Handelshäuſern angeſtellt, unter welchen einer, in dem hieſigen Komtoir ſeines Vaters die dreifache, franzöſiſche, engliſche und deutſche Korreſpondenz führt. Unter den fünf Adminiſtratoren des Inſtituts iſt der vormalige Parlamentsadvokat Martignac, einer der achtungswertheſten und geachtetſten Männer in Bordeaux. Ich ward vom ihm in eine der wöchentlichen Prüfungen des Inſtituts geführt, wo der edle Mann wie in ſeiner Familie lebt, und von ſeinen nun nicht mehr ganz unglüklichen Pflegekindern geliebt und gekoſet wird. *Hic amat dici pater!* *) — Man muſs ſelbſt eine ſolche Lehranſtalt geſehen haben, um das Gefühl der Rührung und der herzlichen Theilnahme an dem durch Pflege und Unterricht gelinderten harten Schikſal dieſer intereſſanten Unglüklichen zu empfinden, das mich während der beiden

*) „Hier will er mit dem ſüſsen Vaternamen genannt ſeyn.“ Dieſe Unterſchrift der Statue des königlichen Richters der Militair-Schule in Paris, welche vordem in ihrem Hofe ſtand, war mir bei dieſem rührenden Schauſpiel oft gegenwärtig.

Stunden in ihrer Mitte erfüllte. So wenig wie dieſes Gefühl, vermag ich hier den Plan, und die Methode des mühſamen Unterrichts mitzutheilen, und dem geheimen Gang der nach den Individuen unter einander ſehr verſchiedenen Entwiklung der innern Kräfte dieſer Menſchen zu folgen. Nur von der ſichtbaren Wirkung des Unterrichts auf einzelne derſelben in den Fortſchritten ihrer Begriffe und Empfindungen und in den erlangten Fertigkeiten, wovon ich Zeuge war, hebe ich hier ein Paar Züge aus. Merkwürdig iſt beſonders ein zehnjähriger Knabe, Namens Salcede, welcher erſt ſiebenzehn Monate den Unterricht genieſst. Mit all der Lebendigkeit eines aufs beſte organiſirten Kindes, faſste dieſer Taubſtumme die ihm durch Zeichen und Gebärden oder durch Schriftſprache mitgetheilten Ideen, und gab dem Lehrer mit Pünktlichkeit und Klarheit ſeine Antworten eben ſo richtig, als kallegraphiſch an eine Tafel geſchrieben. Ich legte einem ältern Zögling ſelbſt eine geſchriebene Frage vor. Durch Auslaſſung eines Buchſtabens hatte ich einem Wort einen zweideutigen Sinn gegeben. Er ſah mich an, zeigte zweifelhaft auf das Wort, ſupplirte den Buchſtaben, und fragte beſcheiden: ob er den rechten Sinn ſo getroffen habe? Und dann folgte die Antwort ausführlich, gedacht, und vollkommen richtig. Scheinbare Neugier iſt ein Hauptzug des Karakters der Taubſtummen, da ſie bei dem Mangel des Gehörs ihre Wiſsbegierde auch in den geringſten und gewöhnlichſten Kleinigkeiten des Geſprächs ſich nur durch den einzigen Weg ſchriftlicher Mittheilungen befriedigen können. — Mein Taubſtummer fieng nun ſeiner Seits an zu fragen: wer ſind Sie? woher kommen Sie? u. ſ. w. Ich ſchrieb: *de*

Hambourg - homme de lettres. Er machte Zeichen des Erstaunens über eine so weite Landreise, von der *„ville commercante sur l'Elbe, en basse Saxe, Allemagne."* Worte die er unter meine Antwort schrieb. Das: *homme de lettres* verstand er nicht. Er sann, schüttelte misvergnügt den Kopf. Ich nahm die Kreide, und mufste mich entschliefsen, ihm das erklärende Wort, *savant* darunter zu setzen. Er schlug sich vor die Stirn, dafs er den Ausdruk nicht verstanden hatte. „Woher kommen Sie jezt? fragte er weiter." Aus Paris. „Sein Gesicht erheiterte sich, sein Auge glänzte freudig. Ich errieth ihn nicht. Schnell schrieb er: *connoissez vous notre Bonaparte?*" — *Je le connois et je l'admire* schrieb ich darunter. Mit sichtlicher Rührung drükte er mir die Hand. —

Die ganze Einrichtung dieses Instituts, die Sorgsamkeit, womit es verwaltet wird, der Fleifs der Lehrer, ist musterhaft. Unpartheiische Beurtheiler, welche diese Taubstummen-Schule mit der zu Paris verglichen haben, geben der hiesigen den Vorzug. Man beschuldigt Sicard, dafs er dieses Uebergewicht der Schwesterschule in Bordeaux nicht ohne Eifersucht erkenne, und sogar durch Schleichwege, die hier gebildeten besten Lehrer und Zöglinge ihr zu entziehen suche. Mir wird es schwer, die humanen Lehrer der Taubstummen zu der Klasse engherziger Egoisten zu rechnen, und diesen neidischen Zug zu glauben*) — Der Staat hat den Unterhalt dieses öffentlichen Instituts übernommen. Die übrigen wohlthätigen Anstalten in Bordeaux bestehen, bei dem Verlust ihrer Fonds, durch Auflagen z. B. auf das

*) Mehrere ähnliche Züge, die ich von ihm in Paris nachher erfuhr, bestätigten mir die obige Beschuldigung.

Schauspiel, von defsen Einnahme 10 Procent für die Hospitäler abgegeben wird u. f. w. Diese öffentlichen Krankenanstalten liegen aufserhalb der Stadt. Das Hospital Saint André wird für das Beste geachtet.

In Absicht des öffentlichen Religionskults und feiner difsidirenden Diener ist, wie allenthalben, auch hier noch nichts bestimmt. Es wird endlich Zeit feyn, dafs die Regierung auch hierin ihre Parthei nimmt, und das innre Murren und Gähren, durch Entscheidung des Haders der beeidigten und unbeeidigten Priester endigt. Die ersten Klafsen der Einwohner von Bordeaux find den unbeeidigten Prieftern treu geblieben; das Volk und die Landleute der Gegend hängen den konstitutionellen beeidigten an, und jede dieser Partheien geht in die Mefse ihres Korypäen. Nur in einer Stadtkirche, in der Kirche St. André, lieft ein beeidigter Priester am Sonntage Mefse, und feine Zuhörer find Leute aus den niedrigsten Klafsen. Schon der Name *temple décadaire* ist keine Empfehlung für diese Kirche, worin ein republikanisches *Simultaneum* gefeiert wird. Ein Drittheil des innern Raums ist nehmlich durch Gitter von dem übrigen Schiffe getrennt; hinter diesem Gehege werden republikanische Feste begangen, Reden gehalten, und Geseze promulgirt. Dies Gehege ist der bescheidne *temple de la loi* von Bordeaux. In den übrigen Kirchen, wo unbeeidigte Geistlichen Mefse lesen, sieht man die bemittelten Bürger beten. Auf dem Lande hingegen führen die geschwornen Priester noch das unumschränkte Regiment über die Geister der Bauren, und predigen ihnen Intoleranz gegen ihre difsidirenden Brüder, und deren Anhänger den Gutsbesizern der Gegend. Umsicht und Klug-

heit verräth es allerdings nicht bei einigen der leztern, daſs ſie ſich von einem unbeeidigten Priester, in deſsen Kammer einer Dorfhütte die Meſse ſingen laſsen, bei ihm beichten, und ſich und ihren Gewiſſensrath dafür dem Gezische der versammelten Baurengruppen Preis geben. Dafür rächen ſich die konſtitutionellen Priester durch kleine Hezereien der Bauren gegen die Gutseigenthümer, zu Reklamationen von Ländereien, zu Drohungen gegen die Personen der Priester, durch allarmirende Aeuſserungen am Altar und auf der Kanzel: die Zeit ſey nahe, wo ſie den Unbeeidigten das Feld wieder räumen müſsten, man ſie von Land und Leuten verjagen würde u. dgl. Es läſst ſich denken, daſs die einfältigen Seelen dadurch gereizt, und die Besizer beunruhigt werden. Der immer besorgliche Präfekt thut keinen Schritt, von welchem er nur entfernt fürchtet, er könne ihn bei ſeiner Regierung kompromittiren, und ist daher kein Rükhalt für die leztern. Er gibt denen, die ihm ihre Beſorgniſse mittheilen, den Rath mit der ausweichenden zweideutigen Antwort, worin er wie das delphiſche Orakel, ſtark ist, zu thun, was ihre Klugheit ihnen hieſse. — Mit noch gröſsrer Kühnheit erheben ſich in andern Gegenden Frankreichs die unbeeidigten Priester gegen die andern, ſo wie gegen jede dem Republikanismus entfernt ähnliche Einrichtung. Nur in einem Punkt, in der Beförderung des Aberglaubens unter dem Volk, ſcheinen beide Priesterpartéien wieder eins und untheilbar zu ſein. Ich ſah in dem Dorf Blanquefort im Medac am Festtage des h. Rochers, Schutzpatrons der Zugochsen des Landes diese mit ihren Treibern im vollen Sonntagsputz nach der Kirche gehen, wo der konstitutionelle Priester die Ochsen ſegnete, mit

Weihwaſser beſprengte, und dann nach geendigter Weihe das Zugvieh wieder nach Hause ſchikte. Das kekere Stadtvolk hängt weniger an ſolchen Mummereien, und emancipirt ſich wohl gar bis zu kräftigen Ausfällen gegen das ſichtbare Oberhaupt der Kirche ſelbst.

In der Tourny-Allee riefen in diesen Tagen die Kolportеur-Knaben den Brief aus, welchen das Pariser Konzilium an den Pabst Pius VII publicirt hat. Zwei ſolcher Schreier begegneten ſich, der eine rief: *voila la lettre du Concile national de France à notre Saint Pere le Pape Pie VII* — „*Dis donc*, rief der andre ihm entgegen, *notre cher Pere*. Der erstere behauptete ſein *Saint Pere* und ſchrie es mit doppelter Kehle. Ein Lastträger, der des Weges kam, äffte ſein Geſchrei nach: *Tais toi coquin*, ſezte er mit einem derben Pöbelfluch hinzu, *avec ton faint Pere; c'est un .....*

Alle ſolche offne Fehden und geheime Gährungen in Sachen der Religion, hofft man bald durch Vermittlung der Regierung beigelegt zu ſehen. Das Konkordat mit dem Pabst iſt geſchloſſen, und unterrichtete Männer wollen folgende Hauptpunkte des Inhalts wiſſen, von welchem man glaubt, daſs er vors erste noch nicht öffentlich werde bekannt gemacht werden *)

Die katholiſche Religion wird für die Religion des franzöſiſchen Staates, die andern Religionen für die vom Staat geſchäzten erklärt. (Man will hierbei die imperativen Ausdrüke herrſchende Religion, und geduldete Religionen vermeiden.)

* Da dieſes auch bis jezt im Februar d. J. noch nicht geſchehen iſt, laſſe ich dieſe muthmaſslichen Hauptpunkte des Konkordats hier ſtehen, deren Detail ihre Aechtheit zu unterſtuzen ſcheint.

Der erste Konsul ernennt die französischen Bischöffe; der Pabst bestätigt sie. Die Zahl derselben soll sich nach der Zahl der Präfekturen richten, (welche, wie es heißt, vermindert wird).

Die Pfarrstellen werden von den Bischöfen mit Genehmigung der Regierung besetzt.

Außer den Bischöffen, Pfarrern und ihren Vikaren, sollen keine Geistliche in Frankreich seyn. Alle Mönchsorden bleiben also aufgehoben.

Die Priester-Ehe soll nicht Statt haben.

Der Pabst nimmt, ohne allen Unterschied, die beeidigten und unbeeidigten Priester in Frankreich in den Schoos der Kirche auf. Die konstitutionellen (beeidigten) Bischöfe und Priester, werden aus den Sprengeln, wo sie bisher standen, in andere versezt, (um allen alten Groll und Hader beizulegen).

Der Staat besoldet seine Geistlichen: (die Bischöfe mit 6000 Livres, die Pfarrer, nach Verhältnifs, bis zu 2000 Livres, keinen jedoch unter 1200 Livres (vordem mußte mancher derselben bei einer Einnahme von 3 bis 400 Livres darben). — —

Auf diesem Wege hofft man die ganze glaubige und unglaubige Heerde der Franzosen in den geheiligten Schoos der Kirche wieder zurükzuführen. — — — —

17.

Weniger, ſcheint es mir, als in den meisten Handelsſtädten, werden die Wiſsenschaften in Bordeaux zurükgesetzt; weniger wägt der merkantiliſche Geist ihre Früchte nach Pfunden, miſst er die Literatur nach der Elle, ſchätzt er ihren Werth nach dem Preis-Kourent der Waaren, ſieht er Gelehrte und Künstler zu den entbehrlichen oder doch zu den wohlfeil käuflichen Dingen im Staat. Doch auch hier ward manche Klage über diese den Handelsſtädten karakteristische Barbarei laut, — ob mit Grund, oder aus Krittelsucht und oft übertriebenem Ehrgeiz der Gelehrten-Klaſse, vermag ich nicht zu entscheiden.

Bordeaux hat mehrere Gelehrten-Gesellschaften: Die Societät der Wiſsenschaften, der ſchönen Literatur und Künste, und die Societät der Medicin; und man ist jezt beschäftigt eine dritte literarische Gesellschaft, das Museum des öffentlichen Unterrichts zu ſtiften, an welchem Kaufleute durch Unterstüzung mit Beiträgen theilnehmen.

Die Societät der Wiſsenschaften von Bordeaux, eine Tochter des National-Instituts von Paris, ist im ſechsten republikanischen Jahr (1798) nach dieſem Muster gestiftet. Sie hat ſiebenzig einheimische Mitglieder, und zwölf auswärtige Aſsociirte *) welche nach den verschiedenen Fächern der Wiſsenſchaften und Künste, in zwanzig Abtheilungen arbeiten. Sie versammelt ſich einmal in jeder Dekade in dem Hotel der vormaligen Akademie der Wis-

*) Die Aufnahme zum auswärtigen Aſsociirten in dieser Societät, ſeit meiner Abreise von Bordeaux, wovon ſie mir das Diplom zugesandt hat, rechne ich mir zur Ehre.

ſenſchaften, um ſich mit den Arbeiten ihrer Mitglieder zum Besten des Vaterlandes, mit der Beförderung der Kultur der Wiſſenſchaften und Künste und mit Berathſchlagungen über gemeinnützige Gegenſtände der Stadt zu beſchäftigen. Sie wird von der Regierung über Angelegenheiten des hiesigen Lokals, in ſoweit ſie die Zweke der Geſellſchaft berühren, zu Rath gezogen. Das groſse Gebäude der Verſammlung ſowohl dieſer Societät, als der der Medicin, an der Tourny Allee, wo zugleich die National-Bibliothek ſteht, iſt die Schenkung eines vormaligen Parlaments-Präſidenten von Bordeaux, Jean Jaques Bel, welcher i. J. 1738 ſtarb, und dieſes Haus, nebſt dem Geſchenk ſeiner Bibliothek und Naturalien-Sammlung der Gründung einer naturhiſtoriſchen Geſellſchaft widmete, welche ſich mit der Societät der Wiſſenſchaften vereint hat. Als Denkmal der Liberalität dieſes Patrioten, iſt ſein Bildniſs mit einer Unterſchrift in dem Saal der nicht ſehr bedeutenden Naturaliensammlung aufgeſtellt, wo auf einer kleinen Ara zugleich die von Lémoyne treflich gearbeitete Marmorbüſte ſeines berühmten Mitbürgers des Präſidenten Montesquieu ſteht. Die Bibliothek ſoll aus 30000 Bänden beſtehen. In den groſsen Verſammlungsſaal lies der Präfekt Thibaudeau das Monument Montaigne's aus dem dunkeln Winkel einer Kloſterkirche bringen, wo es vordem vergeſsen ſtand. Es iſt im ſchlechten Geſchmak des 16ten Jahrhunderts, ohne Kunſtwerth in der Form und Bearbeitung; ein Sarkophag von Sandſtein, auf welchem die gepanzerte Figur Montaigne's ausgeſtrekt liegt. Umher ſtehen noch mehrere alte in der hiesigen Gegend gefundne Denkmäler-Inſchriften u. dgl.

Das *Musée d'instruction publique*, welches jezt in einem eigenen dazu errichteten Hause, das für den ausgebreiteten Zwek der Anstalt nur zu wenig Raum hat, geordnet wird, verspricht viel gemeinnützig Gutes, und wird in kurzem eröffnet werden. Zwei thätige Bürger von Bordeaux, Goethal und Rodrigues sind als Stifter an die Spitze des Instituts getreten. Ihre Einrichtungen sind von der Regierung sanktionirt aber nicht unterstüzt. Eine ziemlich bedeutende Sammlung von Naturhistorischen und Kunst-Gegenständen, welche von diesen beiden Männern angeschafft ist, wird in einem zwekmäfsig eingerichteten und elegant dekorirten Saal aufgestellt. Mit dem gemeinnützigen Zwek, der Versammlungsort der Freunde der Wissenschaften zu sein, wozu zugleich ein Lesezimmer angelegt ist, verbindet der Plan Vorlesungen über wifsenschaftliche Gegenstände für die zu einem jährlichen Beitrag unterschriebenen Mitglieder; ferner, die Bearbeitung mehrerer Werke, einer Naturgeschichte des Gironde-Departements, eine Literar- und Sitten-Geschichte des Vaterlandes und einer periodischen Schrift für Literatur und Künste. Das Museum wird zugleich das Bildungsinstitut für zwölf fähige junge Leute des Departements, zum unentgeldlichen Unterricht sein, und die Werke junger Künstler werden darin zur Konkurrenz von Preisen ausgestellt werden. — Der Plan des Ganzen ist gut gedacht, und verdient allgemeinere und anfehnlichere Unterstüzung, als die Stifter bisher gefunden haben. Ich fah in dem Hause des Hrn. Goethal einen für das Museum gemachten guten Anfang der Naturalien- und Gemälde-Sammlungen und anderer Kunstwerke. Merkwürdig für Bordeaux, ist

besonders eine kleine Sammlung von vorzüglich gut erhaltenen goldnen römischen Münzen aus dem zweiten und dritten Jahrhundert. Eine ganze Lage dieser Münzen, deren Goldwerth hoch angegeben wird, fand man unlängst beim zufälligen Graben unter dem Fufsboden des Kellers eines hiesigen Klosters. Es ist Schade, dafs sich keine Gesellschaft fand, um die ganze für die vaterländische Geschichte interessante Sammlung ungetrennt anzukaufen, die nun nach dem Goldgewicht verhandelt und eingeschmolzen ist.

Die Kunst geht in Bordeaux nach Brodt. Handelsstädte haben noch selten Künstler von Verdienst und Ruhm gehegt, oder sie doch nur für kurze Zeit genährt. Nur Portraitmaler, die die Gesichter der Leute konterfeien, gewinnen da vielleicht etwas mehr wie trocknes Brodt. So auch in Bordeaux. Nur ein ausgezeichneter Maler, den ich als einen denkenden Künstler schätze, Lacour lebt hier, doch mehr von eignem Vermögen als vom Kunste we b In alter und neuer Geschichtskunde und in Sprachen besizt er mehr als gewöhnliche Kenntnisse; sein Fach ist Geschichts- und Landschaftsmalerei. Seine Gemälde sind zwar etwas kalt im Kolorit, haben aber auch nicht die Fehler der französischen Schule. Sie sind mit Geist und Verstand zusammengesezt, und tragen hierin das Gepräge der römischen Schule, worin Lacour sich bildete. Sein Verdienst ist um so gröfser, da er auf diesem für die Kunst wenig günstigen Boden, alles aus sich selbst schöpfen mufs; da er verlafsen ist von fremden Kunstwerken von Werth und von Kunstgenofsen und Kennern, die seine Arbeiten kritisch beurtheilen könnten; und am Ende seiner Arbeiten, die Früchte derselben nicht

genielst, weil hier sie keiner sucht und bezahlt. Niederschlagende Erfahrungen für die Kunst, welche auch wohl mancher brave deutsche Künstler gemacht hat, und noch macht. Der unglükliche Maire von Bordeaux in der Schrekenszeit, Lesage, ein Beförderer alles Guten und Nützlichen und Freund der Kunst, gab Lacour den Auftrag ihm eine Reihe grofser historischer Kompositionen aus der griechischen, römischen und französischen Geschichte zu malen, und versprach ihm dafür, aufser der Bezahlung noch eine jährliche Rente von 1200 Livres. So lohnt ein edler und reicher Mann den Künstler! — Täuschender Schein! Als Lacour eben an dem lezten Gemälde arbeitete, fiel Lesage's Kopf unter der Guillotine. — Diese gut komponirten Gemälde hängen in des Künstlers Hause, als traurige Denkmale seiner getäuschten Hoffnung, und jenes schrecklichen Zeitpunkts.

Des trefflichen Architekten Combes habe ich schon einmal erwähnt. Sein Plan zu dem neuen Bau auf dem Platz des Schlofses Trompette ist ein redender Beweis seiner Talente in der höhern Architektur. Gleiches Verdienst hat er in dem Fach der bürgerlichen Baukunst. Mehrere gröfsere und kleinere Wohnhäuser, die er hier baute, haben durch die glüklichste Benutzung und Vertheilung des Raums, alles das Wöhnliche und Bequeme, das, in der innern Einrichtung der Häuser die neuere französische Bauart ausgezeichnet und das Wohlsein des täglichen häuslichen Lebens so sehr vermehrt — Das Bauwesen von Bordeaux und der Gegend umher, wird durch die nahen an der Garonne gelegenen trefflichen Brüche einer zartkörnigen Steinart begünstigt. Frisch gebrochen, ist dieser Stein weifsröthlicht,

weich und leicht zu bearbeiten. Er gewinnt mit der Zeit eine mittelgraue Farbe und verhärtet sich sehr.

Zwei hiesige Kunstsammlungen sind vorzüglich zu nennen. Die des Kaufmanns und jetzigen Senators Journa-Aubert, und des Kaufmanns Möller, eines Deutschen. Die erstere besteht in ausgesuchten Staffeleigemälden von Peter Nefs, van der Meulen, v. d. Velden, Greuze, Dietrich, Battoni u. a. Von lezterm besizt Journa den durch Wille's Stich bekannten Tod des Antonius, und von Vernet vier unvergleichliche Gemälde mit all der Kraft des Pinsels und der täuschenden und erschütternden Darstellung dieses seltnen Künstlers, die vier Tageszeiten. Eine nächtliche Feuersbrunst, ein See-Sturm, ein Nebel und ein heitrer Tag. Vernet selbst erklärte diese Gemälde für seine besten Werke, und freute sich ihrer, so oft er sie sah, mit dem Selbstgefühl eines grosen Künstlers. Man sieht es dem kleinen aber gewählten Kabinet auch im Aeusern der sorgsamen Aufstellung an, dafs der Besitzer es *con amore* sammelte. Eine Sammlung von naturhistorischen Gegenständen, welche in einer Seestadt durch Schifferbekanntschaften so leicht zu machen ist, und eine gewählte Bibliothek mit einem physischen Apparat sind daneben.

Grösser, aber auch gemischter, ist die Gemäldesammlung des Kaufmanns Möller. Ich fand hier mehr meine Helden als in jener, Gemälde von grossen Italienern. Eine Kreuzigung von Bassano von seltner Grösse und trefflicher Ausführung. Die ausgeführte Original-Skizze des h. Romualds von A. Sachi, eines der berühmtesten Gemälde in Rom, jetzt in Paris. Zwei schöne Schlachten von Bourgignon. Einen herrlichen Kristuskopf voll Ausdruk

erhabener Würde und Resignation, wahrscheinlich von Guido selbst, oder in der alten Schule treflich nach ihm kopirt. Von dem verstorbenen grofsen englischen Landschaftmaler Moore, meinem Zeitgenofsen in Rom, traf ich hier ein vorzügliches Gemälde — und dann noch einige schöne und grofse Tenniers, Poulenburgs, Brengels u. s. w.

Unerwähnt darf ich die Gemälde eines Goldarbeiters, Bernard, nicht lafsen, obgleich ihr Befitzer nur damit handelt und die Sammlung folglich ambulant ist. Eine schönere Landschaft von Tennier, zwei mit gröfserem Feuer komponirte Schlachten von Hughtenburg und von v. d. Meulen u. s. w. erinnere ich mich kaum jemals gesehen zu haben. Als Kunsthändler erzählte er mir, dafs in einer neulichen Gemäldeversteigerung in Paris ein Paul Potter von sehr mittler Gröfse von einem französischen Sammler mit 19,500 Livres und zwei Landschaften, ich glaube von Molinara, mit 40,000 Livres bezahlt wurden. Ein Beweis, dafs der schöne Luxus der Kunstliebhaberei in Frankreich wieder an der Tagesordnung ist.

Das Schauspiel in Bordeaux theilt das Schiksal der dramatischen Kunst in Frankreich überhaupt. Es ist im tiefen Verfall. Konversationsstüke werden zuweilen mit einiger Rundung gegeben — wenn aber die Helden den Kothurn besteigen — Grofser Apoll! welch Gebrülle, welche Fieberwuth, welche Konvulsionen! Die Oper und der Tanz ist mittelmäfsig, und Mlle. Casal die einzige ausgezeichnete Sängerin. Die Stimme der Gueuet, die uns auf unserer hamburgischen Bühne gefiel, ist erloschen und Mde. Gafser durchsägt hier wie bei uns die Luft mit ihren langen Armen. Die Tänzerin Coustou ist brav,

so wie der erste Tänzer Titus (wie kommt der Springer zu dem ehrwürdigen Namen?) ungeachtet seines schlechtgebauten Körpers. Das Orchester ist vorzüglich gut. Aber der Geschmak — oder soll ichs die Langmuth nennen? — des Publikums haben schwerlich ihres gleichen. Einen stärkern Beweis davon kenne ich nicht, eine tollere Erscheinung, die ihn veranlasste, habe ich nie auf einer Dorfbühne gesehen, als die gestrige Oper, Ponce de Leon. Diese abscheuliche Karnevalsfarce ward vor acht Jahren auf einem der Pöbeltheater von Paris gespielt, und gehörte in die Klasse der Stüke, die damals auf höhern Befehl geschmiedet und gegeben wurden — *pour démoraliser le peuple!* Und hier ward es mit Genehmigung des Policeikommissairs, Pierre, gestern zum erstenmal gespielt: ein Zug, der die Kultur dieses Mannes von Marseille karakterisirt. Ich hielt die Vorstellung nur halb aus, und kann daher das Sujet nicht zeichnen. Als Priester in der ganzen Ordenstracht verkleidete Betrüger, Hauseinschleicher und Mädchendiebe, sind die Hauptpersonen. Das Fortissimo der Farce war ein Faustkampf und Haarraufen, zwischen einigen Aerzten die ein Konsilium hielten, und dem versteilten Kranken selbst, welcher, als der Krieg allgemein ward, sich aufraffte, und mit allen seinen Bettkäsen so gewaltsam dazwischen fuhr, dass alles über den Haufen stürzte, und die zerschmetterten Lampengläser auf der Vorbühne klirrten. — — Dieser rasende Lärm verjagte mich und einige meiner rechtlichen Nachbarn im Amphitheater. Nachher hörte ich, das Publikum habe die Güte gehabt, das Stük ausspielen zu lasen, und es dann erst ausgepfiffen.

Die Geschmaklosigkeit der hiesigen Schauspiel-

direktion, zeigte sich besonders bei der Gegenwart des Königs von Etrurien vor einigen Monaten. Auch hier, wie in Paris, empfieng man ihn mit einem Oedipe, dem vom Schiksal verfolgten und vom Thron gestürzten Könige. Dort war es Voltairs Trauerspiel, hier Sachini's Oper. Ehe die Vorstellung begann, trat ein Schauspieler auf das Proscenium, und hielt eine Anrede mit so insolent schmeichlerischen Parabeln, worin der König, ich weifs nicht, mit welchem griechischen Helden, und die in der That nicht schöne Königin mit der Venus Medicis von Florenz verglichen ward, dafs von dem Tage an beide den Tempel der feilen Musen von Bordeaux nicht wieder betraten.

Ich bin noch einmal auf die Spur dieses reisenden Königs gerathen, defsen durchaus ungeschickte Aufnahme in der zweiten Stadt Frankreichs sehr getadelt wird. Die ganze Behandlung dieses Fürsten in Bordeaux schien recht angelegt zu sein, um ihm zu beweisen, man habe in Frankreich verlernt einen König zu sehen und zu bewirthen. Und doch hatte der Präfekt Befehl ihn als König zu empfangen, und die Regierung soll für die wenigen Tage seines Aufenthalts in Bordeaux, ihm die ansehnliche Summe von 40,000 Livres angewiesen haben. Demungeachtet war nichts ärmlicher, als sein Empfang und seine Unterhaltung. Schon bei der Ankunft misfiel dem Grafen das unsinnig ausschweifende Geschrei von *Vive le Roi!* wozu sich ein Heer junger Leute auf der Gasse vereint hatte. Es macht der Bescheidenheit und Delikatesse des jungen Fürsten Ehre, dafs er sich sehr misvergnügt darüber äufserte, und gefragt haben soll: ob man in Frankreich nicht bedenke, was man dem Konsul schuldig sey? — Zu seinem Empfang war eine Illumination des Präfekturpallastes, wo er wohn-

te, vorbereitet, aber nicht ausgeführt. Er kam an einem bestimmten Spätabend; das wufste doch der Präfekt vorher, und konnte, um die Stunde der Ankunft genau zu erfahren, und den Empfang vorzubereiten, fie fich durch Kouriere von den beiden lezten Stationen allenfalls ansagen lafsen. Das war nicht geschehen, der König kam vielleicht eine halbe Stunde früher an, als er erwartet ward, und fuhr nun auf den finstern Hof, wo noch keine Lampe brannte, und der dabei gedrängt voll Menschen war, die ihr *vive le Roi!* fchrien. Der Bürger Präfekt kam mit zwei Lichtern in der Hand, dem Könige und der Königin an der Treppe, und wahrscheinlich mit der Entschuldigung entgegen, dafs feine Leute versäumt hätten, die Lampen anzuzünden, u. dgl. Das Geräthe der königlichen Wohnzimmer war fchlecht gewählt, obgleich der fparsame Hauswirth fich alle Mühe gegeben hatte, es in der Stadt zusammenzuleihen, und als man ihm dieses abschlug, wahrscheinlich bei den besten Trödlern nichts eleganteres fand. Die beiden Betten waren von verschiedener Form und ungleichen Behängseln: der allzugeschäftige Leumund erzählt fogar, der Königin habe, als fie fich fchlafen legen wollte, — das Geräth gefehlt, wovon die Versailler Kabriollette in Paris den Namen tragen. Der Ball des Präfekten war ganz artig. Nur hatte man verfäumt, dem Könige eine gute Quadrille zu verabreden. Er felbst machte dem Bürgerstande das feine Kompliment, Mlle. A. I. B. eine der besten hiesigen Tänzerinnen, zum Tanz aufzufordern. Uebrigens aber war die Quadrille fo fchlecht organisirt, dafs die Rokschöfse der über die Gebühr muntern Mittänzer dem Könige ums Gesicht fuhren, und er von ihnen, wenn er eine Tour verfehlte, unbarmherzig

zur Ordnung gerufen, und gezogen ward. Mit etwas allzurepublikanischer Freiheit wälzte sich, während der König tanzte, ein Officier in seinem leeren Sessel neben der Königin. — Aber die Ehre der hier etwas ins Gedränge kommenden französischen Galanterie und Politesse war geborgen, schon ehe der König nach Bordeaux kam. Gleich in der kleinen Stadt Mont de Marsan, die er zum ersten Nachtlager von der spanischen Gränze ab betrat, hatte der Präfekt des Departements *des Landes*, Namens Méchin ihm wahre Zauberfeste bereitet. Mit erfindrischem Geschmak war alles aufgeboten, was glänzend und schön und überraschend heifst. Die Feste der Hauptstadt selbst waren nicht romantischer und gewählter, als die in diesem Landstädchen. Der König verweilte hier vier und zwanzig Stunden, in welchen eine freundliche Scene, ein ländliches Fest, eine neue Unterhaltung der andern folgte. — Wäre in Bordeaux einem Ausschufs von Bürgern aufgetragen worden, für die Unterhaltung des Prinzen und seiner Gemalin zu sorgen, so zweifle ich nicht, dafs er sich besser dabei gestanden hätte: denn die Bordeauxer würden gewufst haben, Anstand mit Eleganz, Luxus mit Geschmak zu verbinden. —

Diese gelegentliche Bemerkung führt mich zu dem Versuch einer Skizze zu einem Sittengemälde dieser interessanten Stadt, so weit ich sie, während der Zeit eines zweimaligen Aufenthalts, habe beobachten können.

Geselligkeit ist der Ton des hiesigen Umgangs: Gastfreiheit, die liberalste Aufnahme, die freundlichste Begegnung des Fremden, und ein gewifses treuherziges Interesse für seine Unterhaltung, findet man in den meisten Häusern. Französische Politur

ist da mit deutscher Gutmüthigkeit gemischt, leicht gestimmte Unterhaltung der Gesellschaft mit ungezwungener Annäherung und freier Mittheilung. Man lebt unter Fremden, der Cirkel bildet eine Familie. Der Kontrast dieses Tons mit dem der Pariser Gesellschaften, ist auffallend. Ueberhaupt giebt es wenig Vergleichungspunkte zwischen diesen beiden Städten in ihrem Aeufsern und Innern. Paris hat die Physiognomie und den scharfgezeichneten Karakter der Metropolitan-Stadt des ausschweifenden Luxus, und der täglich wechselnden Thorheiten. Genieſslust und Ueppigkeit, Freude und Unmoralität sind unzertrennlich gepaart. Bordeaux hingegen, ist zwar eine grofse Stadt, aber sie hat in der Parallele mit Paris, die Merkzeichen einer Landstadt. Wohlhabenheit, die noch immer das Loos vieler Häuser ist, erfindet auch hier Genufs und Bequemlichkeit des Lebens, überverfeinert sie aber nicht; man hascht nicht so gierig nach dem Ton und der Mode des Tages; Genieſslust hat hier nicht, wie dort, den Karakter der Schwelgerei; nicht ausgelafsen, und unersättlich ist die Freude; die Ausschweifung selbst verhüllt sich in ein minder anstöſsiges Gewand, und ärgert wenigstens nicht, durch öffentliche Schaustellung des Lasters. — In der äufsern Ansicht der Stadt, herrscht mehr Reinlichkeit der grofsen und kleinen Gafsen, die aber dagegen gröſstentheils sehr schlecht gepflastert sind. Man findet hier den Lärm, das Gewirre, die Sperrungen der Pariser Gafsen nicht. Das Gewühl der Handlung koncentrirt sich auf dem Chartrons und in der Börsengegend. Kutschen und Kabriollette giebt es wenig. Die Zahl der Fiakres ist im Verhältnifs der Gröſse der Stadt nicht grofs, ihr Preis ist willkührlich und hoch. Un-

gestört ist die Ruhe der Nacht. Schon um eilf Uhr werden die Häuser und die wenigen Kaffeeschenken geschlofsen. Selbst am Tage sind diese Kaffeehäuser nur in einigen Stunden besucht. In Paris herrscht frivoler Müfsiggang allenthalben und unter allen Gestalten; in Bordeaux hingegen emsige Geschäftsthätigkeit einer Handelsstadt, in ihrem Innern und Aeufsern. Um die Handlung wendet sich die ganze Maschiene des täglichen Lebens. Die Mafse von Menschen, welche sich in Paris nur zu den Lustorten drängt, das Zuströmen zu allen öffentlichen Haufen und zu allen Zeiten des Tages und der Nacht findet man hier in ganz andrer Form und bei sehr verschiednen Treiben, nur um zwei Uhr auf der Börse. Der öffentlichen Lustorte sind wenige, und diese werden nicht einmal stark besucht. Den Unternehmern fehlt die Industrie der Pariser-Wirthe solcher Häuser, um sie für die höhern Klafsen immer anlokend und neu zu erhalten. Selbst das Theater ist nur selten voll. Das neu erbauete Schauspielhaus zieht noch, wegen dieser Neuheit, die Leute an, der gewaltigen Hitze ungeachtet, denn Reaumur zeigt noch immer zwischen 26 und 28 Grad. Ich fürchte die Stikluft am schwülen Abend in dem kleinen beengten Schauspielsaal. Hierin hat das grofse Schauspielhaus den Vorzug. Es liegt ringsum isolirt, und wegen des dadurch beförderten Luftzuges würde die Hitze erträglich sein, wenn nur die *Ponce de Leon* und ähnliche Auswüchse der dramatischen Kunst, rechtliche Leute nicht verjagten.

Die Verschiedenheit zwischen Paris und Bordeaux zeigt sich auch in der innern Lebensweise, in dem Haushalt, in der täglichen Art zu sein. Man

ſpeiset nach Endigung der Börse um 3 Uhr. Die Besezung der Gesellschaftstafel ist zwar nicht frugal zu nennen; die Schüſseln ſind zahlreich, und ihre Zubereitung ausgesucht. Man liebt die *bonne chere.* Doch ist die Form des Ganzen dieser Gastmale etwas verschieden von den Parisern, und es geht bei dem gleichzeitigen Serviren der Schüſselgänge nicht mit der ſchlingenden, tumultuarischen Schnelligkeit zu. Die Zubereitung der Speisen ſelbst ist ſolider für den an lose Speisen minder gewöhnten deutſchen Gaumen. Die meisten Schmäuse im eigentlichen Verstande, bestehen aus Männern, denen wie fast allen isolirten Cirkeln dieser Art, die Würze der gemischten, anziehenden, geistigen Unterhaltung mangelt. In diesen Männergesellschaften herrscht noch besonders das hohe Spiel, wovon Bordeaux vordem den Namen hatte. Die Damen von Bordeaux leben häuslich, und ſehen gewöhnlich ihre eignen Abendcirkel bei ſich zu Hause. Eine Frau von Ton ſezt einen Ehrgeitz darin — *„de recevoir du monde chez ſoi."* Diese für Bordeaux gewiſsermaſsen karakteristischen Cirkel der Damen, in den wohlhabendern Häusern, werden zwischen 7 und 10 Uhr gehalten, bestehen aus Freunden und Freundinnen des Hauses, und ſind doch viel unterhaltender und ungezwungener als jene Abendgesellschaften in Paris, die ich ein andermal ſkizzirt habe. Man kommt und geht ohne Zwang, ſezt ſich zu den Damen oder konversirt mit den Männern; — der Fremde wird vorgezogen, man läſst ſich angelegen ſein, ihn zu unterhalten. Gewöhnlich wird zur Erfrischung Bier gereicht, ein ſehr beliebtes Getränk, das man, erst ſeit einigen Jahren hier vorzüglich gut brauet. Am Sonntag Abend, ist dieser Cirkel

der Dame vom Hause gröſser. Auch entferntere Bekannte kommen dann ſie zu begrüſsen. Die Staatszimmer werden geöffnet; die Erleuchtung iſt brillanter; mehrerlei Erfriſchungen werden beim Spiel und bei der Konverſation gereicht. — Auch in den Kleidermoden iſt die Verſchiedenheit der Hauptſtadt ſichtbar. Nicht als ob die Damen ſich hier nicht mit franzöſiſcher Eleganz und mit Geſchmack kleideten: aber ihre Moden ſchweifen nicht ins Excentriſche aus. Das weibliche Gewand hat den griechiſchen Schnitt und Wurf; doch iſt es weniger gefucht in der Form und Farbe, die Bekleidung iſt anſtändiger, beſcheidner. Die empörenden Entblöſſungen und durchſichtigen Roben trift man kaum bei der feilen Mädchenzunft; das ſittſame Weib ſpricht mit Ekel und Abſcheu von dieſer leichtſinnigen Kleidung, welche die Geſundheit zerrüttet, und den zarteſten Zug der Weiblichkeit erſtikt. — In den meiſten Häuſern von Bordeaux herrſcht in Dekorationen der Säle und Zimmer und in ihren Geräthen kein ausgezeichneter Luxus und keine beſondre Wahl, ſondern noch der altfranzöſiſche Geſchmack. Hiervon unterſcheiden ſich nur einige neue von Combe serbauete Häuſer. Dieſe ſind mit geſchmakvoller Eleganz dekorirt und meublirt. — In dem Aufwande der Familien, ſo wie in der Lebensweiſe überhaupt, fand ich bei meinem erſten Aufenthalt in Bordeaux vor der Revolution, eine auffallende Verſchiedenheit, zwiſchen der innern Stadt (*cite*) und der Vorſtadt des Chartrons. Hier wohnten und wohnen noch die reichen Kaufleute, dort machten die Regierungsperſonen und Parlamentsräthe — *hommes de robe* oder *de Palais* die vornehmſten Häuſer. In den Geſellſchaften auf dem Chartrons herrſch-

te Geschmak, Eleganz und Ungezwungenheit, in denen der *Cité* steife Hofsitte und Adelsstolz. In beiden ward leidenschaftlich und hoch gespielt. — Die Kaste der Parlamentsräthe, des Adels und ihr Anhang ist verswunden, und die zurükgebliebnen oder nun zurükgekehrten sind genöthigt, von dem alten hohen Ton abzustimmen. Das gemeinschaftliche Unglük, und der Druk vieler Jahre hat die vordem sich nur selten einander nähernden Häuser der *Cité* und des Chartrons mehr vereint. Dort wird nicht mehr feierlich geschmauset, hier wird niedriger gespielt. — —

— — — — — — — Noch einmal werde ich Dir aus dieser Gegend schreiben. Meinen hiesigen Aufenhalt, der sich leider zu Ende neigt, will ich mit einem Ausfluge aufs Land beschliefsen. Diesen Eindruk ländlicher Ruhe und zufriednen Selbstgenufses in dem Cirkel meiner Verwandten, nehme ich dann, als den wohlthätigsten von hier mit zu Euch hinüber in unser stilles Familien-Plätzchen an der Alster, wo ich Euch ganz sagen werde, wie wohl mir in dem Kreise der Meinigen an der Garonne war. . . . . .

18.

Bordeaux.

Zum leztenmal meinen Gruſs von der Garonne, meinen Freunden an der Weser und Elbe. — —

Ich kämpfe mit mir, ob ich meine Schwüre brechen ſoll, die ich Euch gab, nichts von den blutigen Spuren der Revolutionsjahre in Frankreich zu ſchreiben. In Paris habe ich mein Versprechen gehalten, und konnte es. Die gräſslichsten dieser Bilder der Vergangenheit ſind dort verloschen. Eine beſsre Gegenwart und die Hoffnung einer glüklichen Zukunft macht ſie vergeſsen. Ihr Andenken gleicht nur noch den fürchterlichen Traumgestalten unruhiger Nächte des Fieberkranken, die der Sonnenblik der Genesung wieder verscheuchte. Oefterer aber, als in Paris, ſchweben mir hier noch diese dunkeln Bilder der kaum verfloſsnen Jahre vor; ihre Züge ſind dem ernstern ruhigern Karakter dieser Menschen tiefer, als dem der leichtsinnigen Pariſer eingegraben. — Man hat in Paris mit vieler Nachsicht und Liberalität, meine fragmentarischen Darstellungen der Hauptstadt vom Jahr 1796 beurtheilt; nur daſs ich darin zu oft auf die Greuel der Revolution zurükgekommen ſei, und die Franzosen an Scenen erinnert hätte, woran ſie nicht erinnert ſein wollten — diesen Vorwurf konnten einige mir nicht verschweigen. Wie also? Wer auf den noch wankenden Trümmern einer vom Erdbeben erſchütterten Stadt, wer auf noch rauchenden Brandſtätten der Hütten der Unglüklichen wandelt — ſoll der nicht an die kaum vorübergegangene Katastrophe denken? wer vermag das Auge davor zu verſchlieſsen, auch wenn es zwischen den Ruinen und

Schutthaufen, Plätze ſieht, wo aus dem Tode, Leben wiederkeimt, wo an der Wiederherſtellung des Guten und Schönen und Nützlichen mit Kraft und Erfolg gearbeitet wird? Dieſe beſsern Anſichten habe ich redlich hervorgehoben — mich trift jener Vorwurf in der That nicht: aber er beweiſet mir dagegen, daſs man ſich in dem Brennpunkte der vielverſprechenden Revolution ihrer Spuren ſchämt, die nur zu kränkend an den Erfolg erinnern. — Die Wunden ſind mehrentheils verharrſcht. Ich habe nicht geſucht, ſie bei meinen Freunden in Bordeaux wieder aufzureiſsen, ſie nicht zu einer ausführlichen Erzählung ihrer vergangnen Leiden aufgefordert, um den Vorwurf: *nefandum jubes renovare dolorem* zu hören. Doch begegnete mir mancher Zeuge, den eine noch zu lebhafte Erinnerung an jene Schrekensſcenen in Bordeaux, zur Mittheilung einzelner Züge hinriſs. Ich ſah noch manches unzerſtörte Denkmal jener Zeit, manchen noch unbewachſnen Grabhügel; mein Blik fiel noch auf die Leichenkammern der unglüklichen Schlachtopfer anarchiſcher Wuth. — — Warum ſollte ich Euch dieſe Anſichten verheelen? Ihr ſeid Männer. Und unter dieſen ausgehobnen Zügen ſind einige, die Eurem Gefühl wohlthun werden. Nur erwartet hier nichts mehr als einzelne Züge der Geſchichte jener ſchrekklichen zwei Jahre, in welchen Bordeaux blutete, weil es nicht niederträchtig gelaſsen zuſehen wollte, daſs man ſeine Repreſentanten, die Girondiſten, in Paris mordete, weil die Stadt, als die prokonſulariſchen Plünderer mit ihren Satelliten heranrükten, einen kurzen Widerſtand wagte.

„Hier wurden" — ſagte mir ein Bürger von Bordeaux, als ich das erſtemal mit ihm über den ſchö-

nen Platz Dauphine gieng — „hier wurden meine unglüklichen Mitbürger erwürgt! Hier, wo Ihr die gepflasterte Erhöhung seht, flofs ihr Blut, das die Erde trank, vom Schaffot." — Ich sah die Erhöhung des Pflasters in der Mitte des Platzes, wo die Guillotine stand. Davor ward eine Grube gegraben, um den Strom des Bluts darin aufzufangen. — Dieser regelmäfsige schöne Platz ist mit grofsen Häusern umgeben. Sie werden aber noch jezt wenig, oder nur von niedern Klafsen bewohnt. Umsonst bietet man die Häuser zu ungewöhnlich niedrigen Kauf- und Miethspreisen aus: jeder scheut sich, der blutigen Erinnerung wegen, sie zu bewohnen.

In einem Zeitraum von vierzehn Monaten fielen hier fünfhundert und achtzig Köpfe; Greise, Männer, Weiber und Jünglinge, grösstentheils aus den wohlhabenden Klafsen, wenn sie nicht früh genug, der Privatrache und dem Geldgeitz des Revolutionstribunalrichters Lacombe, dieses Robespierres der Gironde, durch grofses Lösegeld zu begegnen wufsten. — Aus den Armen ihrer Familie, von der Gafse, selbst von der Börse weg, wurden die angesehenften Kaufleute vor das mörderische Tribunal, und unmittelbar von da auf das Blutgerüst gerifsen. Eine kurze halbe Stunde schied Leben und Tod. Indem die Familie den Hausvater zum Mittagefsen von der Börse erwartete, erfuhr sie seinen Tod unter der Guillotine. Wenn die Gattin, die Tochter, von der Verhaftung ihres Mannes, ihres Vaters benachrichtigt wurden, und nun nach dem Blutgericht eilten, um sich den Richtern zu Füfsen zu werfen, begegnete ihnen der Henkerskarren mit dem gebundenen Gatten, dem Vater im Blutgewande, der ihr das lezte Lebewohl zuwinkte, oder aufschreiend bei ihrem

Anblik Fluch über seine Mörder rief. Männer, die ihren Geschäften nachgingen, oder mit den Ihrigen auf einem Spaziergang vor der Stadt nach langer Verborgenheit einmal wieder frische Luft schöpfen wollten, hörten in den Gassen dieser Gegend das Jammergeschrei derer, die ihren Familien entrissen, und unvorbereitet zum Tode geschleppt wurden, und eilten wieder zurük, um sich vor dem Licht dieser Gräueltage zu verbergen. — Jeder auf das Handels- oder Wechselgeschäft eines Kaufmannes mit dem Auslande geworfne Verdacht, jeder aufgefangne Brief, der vertrauliche Aeusserungen eines auswärtigen Verwandten und Freundes enthielt, war für den Vater, den Bruder, den Freund, das Signal zum Tode. — Die Mörder drangen selbst in das Innre der Wohnungen der Andacht, des Wohlthuns, und der Abgeschiedenheit von der Welt. Scharenweise wurden die Nonnen aus ihren Zellen gerissen, und zum Tode geführt. Keiner erinnert sich noch jezt ohne Thränen, einer solchen Scene. Es war dem Tirannen Lacombe verrathen, ein unbeeidigter Priester halte sich in einem Kloster der *Soeurs grises*, dieses wohlthätigen Ordens der Pflegerinnen in Krankheiten, und im hohen Alter, verborgen. Die Henkersknechte suchten, fanden, schleppten ihn mit den Nonnen vor das Revolutionstribunal. Alle wurden zum Tode verurtheilt. „Noch sehe ich," sagte mir ein Augenzeuge dieser erschütternden Scene, „noch sehe ich den Zug Paarweise, dort die Strasse herabkommen. Es war mehr eine Procession von Andächtigen, als ein Gang zur Guillotine. Die Nonnen waren alle gleich in ihrer reinlichen Klostertracht gekleidet; Ein Ausdruk sanfter weiblicher Würde und Unschuld, ruhiger Heiterkeit und Er-

gebung schwebte auf allen diesen Gesichtern. Hier blikte eine mit Andacht auf ein kleines Krucefix an ihrer Brust; neben ihr schlug eine andre das schöne offne Auge hinauf, wo ihr Glaube war. Diese weinte eine stille Thräne dem jugendlichen Traum des Lebens; jenem Blik der andern war die Erde nichts mehr, die Unsterblichkeit umstralte ihn." — Die, welche dem ehrwürdigen Zug begegneten, zogen sich in ihre Häuser zurük, um im Verborgnen zu weinen: denn auch die Thräne des Mitleids war Verbrechen. — Unter mehrern Zügen der Grosherzigkeit, der Geistesruhe, der Ergebung und Entschlossenheit im Tode, ist der folgende der frappanteste und denkwürdigste. *Vigneron*, ein junger Mann von fünf und dreissig Jahren, vordem *Trésorier de France*, ward, als verdächtig, zum Tode verurtheilt. Er war sehr reich; Ursache genug für einen Lacombe ihn zu morden. Mit mehrern Unglüksgefährten wird er zum Tode geführt; sein Kopf soll zulezt fallen. Vier werden vor ihm hingerichtet. Vigneron sieht, mit unverwandtem Blik, sie sterben. Indem das Beil auf den Kopf des vierten niederfällt, bricht der Haken, woran es zwischen den Pfählen der Guillottine aufgezogen wird. Sie war für den Augenblick unbrauchbar. Der bei der Hinrichtung gegenwärtige Policeibeamte, befiehlt, jenen fünften Verbrecher wieder ins Gefängniss zurükzuführen, und die Vollziehung des Urtheils bis den andern Tag zu verschieben. „Halt," ruft Vigneron mit fester Stimme, „ich weiche nicht von diesem Platz; ich will sterben." Man bedeutet ihm die Ursache des nothwendigen Aufschubs. „Das ist eine Kleinigkeit," antwortet er, „wozu die Umstände? dort in jener Strasse wohnt ein Schlosser; lasst ihn rufen, er wird den

fehlenden Hacken gleich wieder ersezen. Ich warte hier, bis das geschehen ist." Keiner wagt dem entschlofsnen jungen Mann zu widersprechen. Der Schlofser wird geholt; während seiner Arbeit geht Vigneron ruhig neben dem Gerüst in dem Kreise der Soldaten auf und ab. Der Schlofser ist fertig; man macht die Probe; das Beil fällt gut. Vigneron besteigt nun das Schaffot. „Seid ihr sicher?" fragt er, „dafs das Beil nicht fehle?" Man bejahet es. „Ich will es selbst sehen; macht die Probe." Es geschieht; das Beil fällt. „So ist's gut," sagt Vigneron. — Das Beil fliegt in die Höhe; er legt sein Haupt auf den Block, und stirbt.

Lacombe, dieser blutdürstigste aller Mörder, — der, wenn seine Privatrache und sein Geldgeitz durch Hinrichtungen und Konfiskationen des Vermögens der Reichen gesättigt war, wie der Tiger, blofs aus Muthwillen würgte, aus Wollust, Blut fliessen zu sehen, mordete, — hatte sich vor der Revolution vieler groben Betrügereien schuldig gemacht. Dann ward er Schulmeister, blieb aber immer ein Gauner. Im Anfang der Revolution lies ihn der damalige Municipalbeamte Martignac wegen eines Uhrdiebstals verhaften, und den Procefs machen. Während der darauf folgenden Anarchie, welche viele Buben der Gerechtigkeit entzog, entkam auch er, warf sich zum Enragé auf, gewann die Gunst der Tallien, Isabeau und Julien, und ward zum vorsitzenden Blutrichter des Revolutionstribunals ernannt. Dadurch erhielt er Gewalt, an allen rechtlichen Leuten, die seine Feinde waren, Rache zu üben. Unter dieser mufsten seine ehemaligen Gläubiger, und die Verfolger seiner Schandthaten, so viel er ihrer nur habhaft werden konnte, zuerst bluten. Der Bube

besaſs in einem ſeltnen Grade das Talent der Beredſamkeit, von einem vortreflichen Organ unterſtüzt, viel Gegenwart des Geiſtes, Gewandheit im Ausdruk, und Schlauheit in der Lenkung des Ganges des abſcheulichen gerichtlichen Verfahrens. Seinem ehemaligen Richter, dem edlen Martignac, hatte er vor allen den Tod geſchworen. Dieſer, als der erſte Redner und Sachwalter des vormaligen Parlaments, als Vertheidiger vieler Unglüklichen, und als einer der biedersten, rechtſchaffenſten Bürger von Bordeaux allgemein verehrte Mann, ſah die ihm drohende Gefahr gleich bei der Ernennung dieſes Lacombe zum RevolutionstribunalPräſidenten voraus. Seine Freunde und Familie nöthigten ihn zur Flucht. Er lebte ein Jahr lang in mehrern Landhäuſern der Gegend von Bordeaux verborgen. Alle Nachforſchungen Lacombe's wurden vereitelt. Endlich brachte ihn die Sehnſucht nach ſeiner Familie und die Furcht, ſeine Freunde, die ihn verbargen, in Gefahr zu ſetzen, nach Bordeaux zurük, wo er noch einige Monate verſtekt blieb, und endlich von der eiſernen Fauſt des Wüthenden erreicht ward. Martignac überlieferte, als er die Henkersknechte kommen hörte, ſich ſelbſt ihren Händen. Sein Tod war beſchloſſen. Er forderte den damaligen Repreſentanten Garnier de Saintes, Nachfolger der Tallien und Isabeau, zu ſprechen, proteſtirte bei ihm feierlichſt gegen Lacombe, als ſeinen Richter, ſtellte ihm ſein vormaliges Verhältniſs mit dieſem verworfnen Menſchen vor, klagte ihn des Diebſtals und vieler andern Betrügereien an, und erbot ſich öffentlich gegen ihn mit dieſer Anklage aufzutreten. Garnier, der doch einiges Ehrgefühl hatte, hörte ihn aufmerkſam an, und verſprach das Verfahren des Gerichts gegen ihn

möglichst zu verzögern, bis eine Schrift, welche Martignac gegen Lacombe schon aufgesezt hatte, gedrukt wäre, wozu er einen Buchdrucker autorisiren wollte. Während dieser Unterhandlung und Martignac's Gefangenschaft, schlug die Stunde des Mörders. Dem Fall Robespierre's folgte unmittelbar die Arretirung und gleich darauf die Hinrichtung Lacombe's. Sein Todestag war zugleich der der Freilassung Martignac's und, aus dieser doppelten Ursache, ein Tag des Jubels für Bordeaux.

Unter den Beschützern der unglüklichen Stadt in dieser Schrekensperiode, nennt man besonders Mdme. Cabarrus-Tallien und den General Brune. Tallien, dieser berüchtigte Septemberheld von Paris war als Volksrepresentant an der Spitze der Konventstruppen eingezogen, und bedrohete die Stadt mit dem Schiksal von Lyon. Er sah, liebte, und heirathete die schöne Spanierin Cabarrus. Eine Heirath, die ich von ihrer Seite nicht begreife. — Genug, sie allein war es, welche ihren Mann sanfter stimmte, ihn zur Milderung der revolutionären Strenge vermogte, und die Retterin vieler schwer angeklagten Bürger von Bordeaux ward. — Eines schönen Augenbliks werde ich nie vergessen, dessen Zeuge ich i. J. 1796 in Paris war. Ich speiste damals in einer Gesellschaft mit Mdme. Tallien und sass ihr gegen über. Ein in Paris eben angekommener Kaufmann aus Bordeaux, welcher später zu der Gesellschaft kam, setzte sich auf den neben mir noch offnen Platz. Als er Mdme. Tallien unvermuthet erblikte, stand er plötzlich wieder auf, um sie, nicht mit gewöhnlicher Höflichkeit, sondern mit einer Ehrfurcht, wie man Personen von hohem Range zu bezeugen pflegt, zu begrüssen. Er schien bewegt;

das machte mich aufmerksam. „Ihr kennt wie es scheint diese schöne Frau?" fragte ich ihn. „Ja wohl," antwortete er mit dem sichtbarsten Ausdruk der Rührung, „kenne ich sie, unsre Retterin, unsern Schutzengel! Ohne sie, wäre ich, wären viele meiner Mitbürger nicht mehr. Sie hat Bordeaux vom Untergange und tausende von uns vom Verderben gerettet." — Diese Huldigung war doch schön. Dann erzählte er mir vieles, was ich jezt in Bordeaux selbst von ihr bestätigen höre. Das Andenken des General Brune wird deswegen in Bordeaux sehr geachtet, weil er sich der höllischen Mafsregel des Anarchisten Lacombe und seines Anhangs, das schöne Quartier des Chapeaurouge, welches sie das Aristokraten Nest nannten, zu plündern und zu verbrennen, mit eigner Gefahr öffentlich wiedersezte, und einigemal, im edlen Zorn und mit martialischen Kraftworten, die Wuth des wilden Volks-Raths bändigte.

Ueberbleibsel der Zeiten der Anarchie sind in mehreren Gegenden der Stadt noch sichtbar. Dahin gehören, die auf allen Plätzen, und Quays gepflanzten, jezt ohne Ausnahme verdorreten Freiheitsbäume. Die widrige Ansicht aller dieser dürren Baumstumpfe ist eine schrekende Erinnerung an jene Zeit. Die fehlenden eisernen Gittern und Thore in mehrern Stadtgegenden, sind von revolutionairen Räuberhänden entwandt. Man drang sogar in die Häuser und Landgüter ein, und entwandte alles Eisenwerk, unter dem Vorwand Waffen daraus schmieden zu müfsen. Zertrümmert ist die königliche Statue von Lemoyne's Arbeit auf dem vormaligen *Place royal* (jezt, *de la liberte*) an der Garonne. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden, bot für die mar-

mornen Basreliefs an dem Fufsgestelle der Statue eine ansehnliche Summe. Umsonst; sie wurden zerschlagen, und jene Männer des Aristokratismus verdächtig. — Am meisten vergegenwärtigt sich in der Vorstadt S. Seurin das Andenken an die Schrekenszeit, bei dem Anblik der Gafsennamen, die noch an allen Ecken als Erfindungen der ärgsten Sansculotterie angeschlagen sind. Hier, der Seltenheit wegen, ein kleines Register dieser Inschriften, die ich selbst gelesen habe — wer würde es sonst glauben? Also: *Rue ça ira — Rue ça va — Rue ça tiendra — Rue de l'arbre chéri — Rue de la régénération — Rue haine aux tyrans — Rue plus de rois — Rue vivre libre au mourir — Rue j'adore l'égalité* u. s. w. Diese Freiheit und Gleichheit proklamirenden Gafsenschilder bezeichnen zugleich den Karakter der Bewohner dieser Vorstadt, die der Geist der Antoine-Vorstädter von Paris beseelt. Gröfstentheils sind es Handwerker. Sie hängen, wie man sagt, noch jezt so sehr an dem selbsterfundenen Lieblingsnamen ihrer Gafsen, dafs sich die Policei nicht getraut, diese monströsen Inschriften wegzunehmen. Dafs in dem Sinn dieser Vorstädter noch immer etwas borstiger und widerhaariger Nachlafs der Revolution zurükgeblieben ist, erfahren die höhern Klafsen der Städter bei jeder Gelegenheit. Liefert einer dieser Handwerker von S. Seurin eine übersezte Rechnung, und wagt es der Städter ihm dagegen Vorstellungen zu machen oder etwas davon abziehen zu wollen, so antwortet er kek und trozig: „wir andere" *nous autres*, (das sind die rechtlichen Leute der Revolution) „wir andere wifsen es gar wohl, dafs die Reichen es gern fähen, wenn wir alle verhungerten" u. s. w. Selbst der Titel Citoyen, womit man sie

beehrt, ist ihnen, so wie den Landleuten der hiesigen Gegend verdächtig. „Vordem sagen sie, waren wir ihre *Freunde* (*leurs amis*, mit welchem Wort man diese Leute anzureden pflegt) nun sind wir ihre *Citoyens* geworden! — — Die Hafensprache des Schiffsvolks und der Arbeiter, die sich in grofsen Handelsstädten immer sehr merklich von dem der innern Stadt zu unterscheiden pflegt, hat in Bordeaux nicht den gewöhnlichen rauhen Ton. Die Kaufleute selbst, von welchen diese Klasse lebt, wohnen am Hafen des Chartrons: das, und die französische Sitte und Sprache stimmt den Ton höflicher und das Betragen gefälliger als beide an unsern hamburgischen Kayen sind. Dagegen ist im Vergleich mit Paris die Sprache des hiesigen Volks minder höflich und viel einsilbiger. — — — — —

Blanquefort
in Medoc.

— — Hier unterbrach mich vor einigen Tagen die Einladung meiner Freunde zu einer Fahrt aufs Land, wo ich jezt lebe, und von hier nur auf kurze Zeit nach Bordeaux zurükkehren werde, um dann meine Reise in das südliche Frankreich fortzusezen.

Ich bin hier schon innerhalb der Gränze des schönen Weinlandes Medoc, in dem wohnlichen Landhause meines Bruders. Wir machen eine Ausnahme von der Regel, denn eigentlich hat jezt, am Ende Augusts, das hiesige Landleben schon seit sechs Wochen aufgehört, fängt erst in vierzehn Tagen wieder an, und dauert dann bis im December. Die meisten Landbesiszer kehren nehmlich, in der Meinung, in ihren Stadthäusern der Hitze eher entgehen zu können, im Monat Juli in die Stadt, und

kommen gegen die ſchöne Weinleſezeit wieder aufs Land zurük.

Die Gegenden unmittelbar um Bordeaux, ſind nicht ſchön, ſondern flach, ſandig, ſteinig oder morastig. Desto mehr ſticht die nächste Waſsergegend der Garonne davon ab. Die ſchönſte Luſt-Partie in Bordeaux iſt deswegen eine Waſserfahrt auf der Garonne einige Meilen ſtromabwärts. Ich machte ſie vor einigen Tagen in einer frohen Geſellſchaft. Am Ufer des Chapeaurouge beſtiegen wir zur Ebbezeit eines heitern Frühmorgens einen mit Segeltuch überſpannten Ever. Schnell glitt das Schiff den Mauern der alten Veſte Trompette vorbei, hinab an dem langen Quay des Chartrons und ſeinen ſtattlichen Häuſern an der einen Seite, und an der andern zwiſchen der Linie von Schiffen und ihren gröſsern und kleinen Böten. Maleriſch erheben ſich an dem rechten Ufer des Fluſses abwärts von dem Stadt-Ende, die Reihe Hügel des Landes zwiſchen beiden Meeren (*pays entre deux mers*) beſonders in der Gegend des in einem Einſchnitt der Berge liegenden Dorfes Lormont. Aus freundlichen Thälern ſteigen ſie hervor, an ihren Seiten lehnen ſich Weinberge; ihre mit Pappelgruppen und Ulmen bewachſenen Rüken, bilden eine Wellenlinie an dem Horizont hinab. Dieſe Anſichten wechſeln faſt mit jeder Minute der ſchnellen Stromfahrt. Bald zeigt ſich ein Park mit ſeinen Kiosks und Pavillons, welche zu einem modernen Landhauſe dort an der Höhe gehören, bald ein gothiſches Schloſs vormaliger geiſtlicher Herren, ein Dorf im Thal, mit ſeiner Kirche. — Nach anderthalb Stunden der Fahrt, landeten wir an dem gaſtfreundlichen Ufer von Montferrant in dem Landhauſe unſers biedern Freundes F.

Die schönen hüglichten Ufer haben sich hier in ein weites Rebengefilde gesenkt; die Gegend ist flach, sumpfig und nur durch den Strom, der unter den Fenstern des Hauses vorbei fliest, anziehend. Aber herzliches Wohlwollen und Fröhlichkeit beseelte unsern Cirkel: ich lasse in diesem Montferrant das dankbare Andenken eines der schönsten Tage dieser Reise zurük. — Sechs Stunden nachher brachte uns die flutende Garonne noch schneller, — und nur zu schnell für den Genufs des treflichen Abends — an den Chartrons zurük.

Den Namen des Ländchens, worin ich jetzt lebe kennt und ehrt jeder europäische Trinker: Medoc, das Vaterland des edelsten aller Weine. Von hier erstrekt es sich bis an die Garonne — deren Schiffswimpel ich aus meinem Kabinet fernhin wehen sehe — und stromabwärts, bis an das Meer, etwa zwanzig französische Meilen im Umkreise. Die Hauptdistrikte des schönsten Weins von Medoc werden von den Schlöfsern ehemaliger Besitzer benannt, Chateau Margot, Chateau la Fite und Chateau Latour. Der zartere Gaum unserer Weinkenner unterscheidet noch mehrere kleinere Distrikte, wo feine Weine (*vins de defsert*) gekeltert werden als: Hautbrion, Saint Julien, Gruau la Rose u. s. w.

Von vielen dieser schönen Gewächse kennen wir vielleicht bald nur noch die wohlklingenden Namen. Die Engländer akaperiren diese Distrikte, soviel sie können, einen nach dem andern. Schon ist das Gut Chateau Margot, welches ein Holländer von der Nation kaufte, den englischen Erztrinkern verpachtet, sein schöner Wein kommt also nur in ihre Hände — und keine Rettung ist aus dieser Hölle! — Blutige Erinnerungen kleben den Namen einiger dieser Di-

ſtrikte an. De Fumel, vordem Gouverneur der Provinz Gaskogne, Besitzer von Chateau Margot, fiel unter der Guillotine; de Segur, Eigenthümmer von Chateau la Fite ward mit einem Theil ſeiner Familie in Paris hingerichtet. Auch das leztere Gut, geht ſeitdem von einer Hand in die andere, und wird am Ende auch noch die Beute der Britten werden.

Ich habe mich umsonst auf den Anblik dieſer Gefilde mit Trauben belasteter Reben gefreut. Der Frühlingsfrost hat die Hoffnung eines ergiebigen Weinjahrs vernichtet. Seit lange war keins ſo unfruchtbar. Kaum der zehnte Stok trägt einige kleine noch saure Trauben. Der Vendemiaire, diese ſo ſchöne Weinlesezeit und zugleich das Fest des Landes, das unter fröhlicher Gastfreiheit aller gegen alle auf den Gütern gefeiert wird, verspricht diesmal wenig Freude.

Von der freien offnen Terraſse unsers Landhauſes übersehe ich einen weiten, von der Garonne weit begränzten Distrikt. Diesen Vortheil einer freien Umſicht haben die hoch liegenden Güter, übrigens aber einen ſteinigten, wenig ergiebigen Boden. Frischer ist die Ansicht, aber minder gesund die Luft der Güter in den Gründen, mit ſchönen Wiesen, und üppiger Vegetation ihres etwas ſumpfigen Bodens. Das milde Klima zeugt und hegt hier in freier Luft die zartesten Blumen bis an den Spätherbst. Balsamjasminen, Heliotropium, alle Arten des Geraniums ſcheuen ſelbst die nächtliche Kühlung nicht. Ein wesentlicher Mangel des Ländlichen dieser Güter, ist die Entfernung ihrer Meiereien und Viehtriften. Sie liegen oft eine halbe Stunde und weiter, von dem Hauptgut abgesondert in den tiefern Gründen

des Landes. — — Seitdem in Frankreich das Begräbniſs entehrt, und die Ruhe der Todten der Willkühr eines ſchlecht interpretirten Geſetzes der Gleichheit Preis gegeben iſt, hat . . . . . das *Memento mori* ſeines Grabhügels in ſeinen kleinen Park verlegt. Von Eichen, Platanen und Akacien beſchattet ſteht über dem ausgemauerten Grabe, eine kleine Hütte, der Ruhe, und der Erinnerung der Gelichten geheiligt, die darunter ſchlummern. — Friede ſei ihren Gebeinen! — Seitdem ich in Paris die offne allen gemeinſchaftliche Modergruft des Katharinen Platzes und das Einſcharren der Todten geſehen habe, betrete ich dieſe ſtille Hütte mit noch innigerer Empfindung. —

Geſtern früh fand uns die aufgehende Sonne, ſchon auf einer Wanderung im Lande, einige Meilen im Umkreiſe. Eine flache bald ſandige, bald ſumpfige Gegend. Das erſte weit und breit umher einſame kleine Haus in einem Wiesengrund *la Baſsiole* genannt, war vor einem Jahre der Schauplatz einer der Mordſcenen, der *Chauffeurs* (Wärmer), die unſere Zeitungen uns oft erzählten, und wir, wegen der Gräſslichkeit des Verbrechens, kaum glaubten.

Der unglükliche Wirth dieſer einſamen Landherberge, verrieth bei einem Trinkgelage ſeinen erſparten kleinen Schatz von hundert Livres. Wenig Tage darauf erſchienen bei Nacht vier Kerle in dieſer Herberge, forderten zu trinken und dann das verborgene Geld. Wie es geweigert ward, banden ſie die Frau an die Bettſtelle, knebelten den Mann und legten ihn, auf der Erde ausgeſtrekt, mit den Füſsen in die glühende Aſche des Heerdes. Lange ertrug er ſtandhaft die langſame Feuerfolter, bis der Schmerz ſeiner bis auf die Knochen dörrenden Füſse ihm das

Geständniſs, wo das Geld liege, entriſs. Der Unglükliche ſtarb einige Tage darauf. Drei dieser Mörder, Matrosen von der Meerküste des nahen Saintonge, wurden ergriffen, und zu Saintes hingerichtet.

Nicht weit von dieser verlaſsnen, wenig bebauten Gegend, liegt das groſse Landgut der Witwe und der Söhne des durch ſeine herausgegebenen Briefe über Italien und Schiksale bekannten Präſidenten Dupaty. Seine Familie ist reich und besitzt groſse Güter in S. Domingo. Seit dem Tode ihres Mannes, der wenig Jahre vor der Revolution in Paris ſtarb, ist die Witwe nicht wieder hierher zurükgekehrt; zwei ſeiner Söhne leben in ihren Besitzungen jenseits des Meers, ein dritter ist Vaudevillendichter. Dupaty war General-Advocat des Parlaments von Bordeaux, ſchon damals, als deſsen feierliche Wiedereinsetzung von dem lezten König geschah. Bei dieser Gelegenheit machte er ſich berühmt, durch eine feurige Rede, worin er, gleichsam als ein Seher der nicht lange nachher folgenden Revolution, diese Zurükberufung des Parlaments als einen der bisher merkwürdigsten Züge in der Geschichte Frankreichs, bis zu den Wolken erhob. „Seefahrer dieser Küſten! rief er in ſchwärmerischer Begeisterung aus, „die ihr die Meere mit euren Schiffen meſst, eilt, verkündigt den entfernten Völkern und Ländern des Oceans, diesen herrlichen Tag, diese That, einzig in der Geschichte des Jahrhunderts" u. ſ. w. Als Dupaty in der Folge zum *Président à mortier* dieſes Parlaments erwählt ward, machten ihm die Parlamentsräthe von der altadlichen Kaste den Krieg, wegen ſeiner Abstammung von einem Groſsvater, der ein Tuchhändler war. Durch ihre Nekereien

gekränkt, gieng Dupaty nach Paris, und ſtarb bald darauf.

Auf einer niedern Stufe ſteht in der Gegend von Bordeaux die Gartenkunſt und der Geſchmak in ländlichen Anlagen überhaupt. Man übertreibt in den meiſten der hieſigen Gärten die kindiſchen Spielereien der geſchnitzelten Heken, der Fächerähnlichen Bäume, und Büſche, der buntgewundenen Blumenparterren, der geſchlungenen Grasbeeten u. dgl. Das ſtärkſte in dieſer holländiſchen Kunſt, und eine wahre Muſterkarte von Karrikaturen, liefert das Landgut der drei reichen jüdiſchen Brüder Rabat. Sie haben, wie es ſcheint, die bekannten monſtröſen Anlagen des tollen Fürſten Palagonia bei Palermo hier im Kleinlichen nachahmen, oder ſelbſt noch gröſsere Originale in dieſem Fach ſein wollen. Ueberraſchungen auf jeden Schritt! Ein Eichenwäldchen iſt hier ein Revier für vierfüſsige Thiere aller Arten und Gattungen. Tiger in Katzengröſse, Löwen wie Pudel, leben mit den übrigen Ungeheuren des Waldes, und neben Haſen und Rehen, hinter kleinen um die Bäume gezognen Gehegen in Frieden. Alle dieſe Thiere ſind klein und plump von Holz geſchnitten und werden jährlich friſch und zierlich angemalt und gefirniſst. Eine andere Gartengegend iſt Arkadien ſelbſt. Auf Blumenwieſen graſen hier hölzerne Eſel, Kühe nicht viel unter Lebensgröſse, Schaafe mit ihren Schäferinnen ſchäkern hinten im Graſe. In der Mitte dieſer Scene ſteht eine holländiſche Windmühle klein und zierlich, auf einem Schnekenberge. Müller und Müllerin gucken zum Fenſter heraus, und ſind von dem Holzſchnitzer zum immerwährenden grinzenden Lächeln verdammt. An Faſanerien und Volieren mangelt es ſo wenig, als an Tempelchen mit ihren

Götterbildern und drunter geschriebenen Namen, an Einsiedeleien mit ihren Anachoreten beim hölzernen Mahl an Inschriften in allen Zungen, welche diese Kunst - und Naturschönheiten, da wo noch ein Zweifel übrig bleibt, in Versen und in Prosa erklären. Alles das wird mit mehr als holländischer Ordnung und Pünktlichkeit erhalten, gesäubert, gekämmt, und wo möglich gepudert, wie der Kopf des ältesten dieser Besitzer selbst, der einem Haarkünstler seine dreifache Tagesarbeit mit einem jährlichen Gehalt von 500 Livres belohnt, und unter seinen Mitbürgern dafür mit dem Titel *le Marquis* ausgezeichnet wird. — —

19.

Blanquefort.
in Medoc.

Klagen, nichts als Klagen, würde dieser Brief enthalten, wenn ich mich meinen Empfindungen überlaſsen wollte: denn meine ſchöne Hoffnung, die milde Luft des Südens von Frankreich noch einmal zu athmen, iſt für mich verſchwunden, und in einigen Tagen gehe ich, durch Umſtände genöthigt, nach Paris zurük. Meine Zeit war zu kurz berechnet, um den Plan der Reise durch das ſüdliche Frankreich auszuführen. Aber es ſchmerzt mich ihn aufgeben zu müſsen. Der Gedanke, das ſchöne Languedok, Provence und alle die herrlichen ſüdlichen Gegenden Frankreichs, welche ich einige Jahre vor der Revolution durchreiste, wieder zu ſehen, war das Feſt meiner Phantaſie.

Ich habe in dem Schreibtiſch meines Bruders einen Fund gemacht, der das Bild dieser Reise nur lebendiger noch in mir wekt. Es ſind ſkizzirte Blätter, leichte Umriſse meines Zuges durch das ſüdliche Frankreich, von dem Mont Cenis ab, durch Savoyen über Lyon, Avignon, Marſeille, Toulon, Nismes, Montpellier, nach Bordeaux, die ich unter Weges entwarf, und hier zurüklies. Hier ſchike ich Euch diese Skizzen, ſchlecht und recht. Gern mögte ich die flüchtigen Umriſse auszeichnen: aber die Tafel meines Gedächtniſses, ſeitdem mit fremdartigen Ideen beſchrieben, versagt mir ihren Dienst dazu. — Lieber also will ich nichts daran ändern. So wie ſie da ſind, halten ſie vielleicht einige friſche Farben der Jugend, die ich doch nicht verwiſchen mögte; — vielleicht haben ſie noch ihrer Fehler mehrere. Gleichviel. — Seht Ihr zu, was ſie Euch gelten.

Fragmente einer Reise über die Alpen, durch das südliche und westliche Frankreich.

Auf dem Mont Cenis.

— — —. *Sono pittore anch'io.* — Was kümmert mich Hannibal und Carolus Magnus. Auch ich gehe über die Alpen! Ist dort auf der mit ewigem Schnee bedekten Scheitel des steilen Rochemelon wirklich der Wolkensteg, auf welchem der stolze Karthager sein Heer in Italiens Ebne hinab führte, und den fast verzweifelnden Soldaten zurief: „seht Italien! ihr habt die Alpen, seine Schutzmauer, erstiegen; ersteigen sollt ihr nun bald die Mauern Roms!"? Wo sind die Spuren von Karls kühnem Zuge? Ich weifs es nicht. — Knisternd sprühen um mich her die Funken des brennenden Rosmarienholzes auf dem Heerd der kleinen Herberge, zum grofsen Kreuz *(la grande croix)* genannt, vor welchem ich mich hier auf dem Gipfel des Cenis wärme, und meinen Suppentopf brodeln sehe. Neben mir mein ehrlicher Sancho, und mein Vetturin Antonio von Turin; um uns her, die geschäftigen Philemon und Baucis dieser Hütte, deren Kröpfe ihre Abstammung aus den savoyschen Thälern verrathen. Arme Alpenschäferin! dientest du gleich Marmontel nicht zum Modell seiner *bergere des Alpes*, der schönen Adelaide; so bist du doch gut; giebst für geringes Geld das wenige, was du hast, und umsonst, viel aus dem reichen Schatz deiner Erinnerung. Verstände ich nur die fatale Sprache der guten Frau! Die täglich über diesen Scheideberg nach Italien ziehenden Reisenden, von dem Fürsten und König an, bis zum bettelnden Pilgrim, sind ihre Hausfreunde. Ihr Mund überströmt von Historien und Anekdoten aller Art; — und auch

zu meinem Aerger vom Lobe der sechszehnpfündigen Forellen des nahen Bergsees, welche viele Reisende hier verzehren — und ich sitze, weil heute keine gefangen sind, bei meiner ärmlichen Weinsuppe! Verfolgt mich nicht ein böses Schiksal? Keine Forellen! vom Mont Cenis, im Wirthshause *à la grande Croix*; und keine Schneefahrt *à la ramasse* nach Laneburg hinab! Das leztere verdrießt mich am meisten. Aber der September hat noch keinen Schnee für die Cenis Alpe. Im Eselsschritt, wie ich jenseits von Novalese heraufgekommen bin, muß ich nun nach Laneburg hinab, und nicht auf dem fliegenden Schlitten, der zur Schneezeit in wenig Minuten hinabgleitet. Doch aber hat dieser Eselzug über den Berg auch etwas originelles.

Ermüdet von einer heißen Tagreise, warf ich mich bei der Ankunft in Novalese gestern Abend aufs Bett. Mich unsanft aus dem Schlaf rüttelnd, stand heute Antonio mit einem rauhen: „*Si alza cellenza e tempo di partir*," *) vor mir. Grausamer Antonio, rief ich noch halb schlafend, was wekst du mich so früh! Er verlohr seine Mühe an mir Müden. Der Schlaue! „*che disgrazia*," rief er, an das Fenster nach der Gasse tretend „*seht*, euer Reisewagen ist zerstükt, zerbrochen, spolirt." Unglüklicher, was sagst du? schrie ich erwachend, und flog ihm nach ans Fenster. — Antonio hatte mich betrogen, und doch hatte er wahr geredet. Auseinandergenommen, Stük von Stük, war mein Wagen, aber alles sorgsam auf Maulesel gepakt. Zwei trugen den Koffer zwischen Tragstangen; zwei andre den Wagenkasten, eben so;

*) „Aufgestanden! es ist Zeit abzureisen." Bekanntlich nennt der gemeine Italiener jeden Fremden, Eccellenza! und verschluckt dabei die erste Silbe.

andre die Räder, den Unterwagen, das kleine Gepäcke. Noch andre ſtanden geſattelt für die Reisenden. Das iſt die Methode, um über den Mont Cenis zu gehen. Aus zwölf Menſchen, und mit dem Postzuge des Vetturins, aus neunzehn Mauleseln, beſtand der Zug. Voran Antonio, Befehlshaber der Karavane, mit ſeinem Gespann, dann das Hauptgepäk, dann die Reisenden auf ſtattlich geſchirrten Thieren, und hinter her der Rest des Gepäkes mit den Eseltreibern. — So gieng es im Schritt aus Novalese bis zum Fuſs des Cenis, und etwa zwei Stunden ſteilen im Zikzak geſchlungenen Pfad hinan, umgeben von ſtarren Felsen mit ihren Schneeſcheiteln, von ſtürzenden Bergſtrömen, von armſeligen Dörfern, die über Abgründen ſchwebend, an den Abhang geklebt ſind. Hier die wilde Dora, in der Tiefe fortrauſchend, dort oben das hängende Dorf la Ferriere, weiter hin Lavinentrümmer, herabgerollte Felsenmaſsen. Im Hintergrunde der ſtolze Rochemelon. Schneelavinen donnerten auch heute herab. Wo der Weg durch ſie am gefährlichsten, und am abhängigsten iſt, ſchüzt ein langes aufgemaurtes Gewölbe den Durchzug der Reisenden. Die Sonne ſchien ſtark, doch war die Luft ſchneidend und rauh auf diesen Höhen, der Scheidewand des milden Klima's, der Vegetation, der Sprache und Menschen. Zitternd vor Kälte, und ungeſchüzt dagegen durch leichte Sommerkleider, kam ich in der Herberge auf der Ebne des Cenis an, wo uns ein helles Rosmarienfeuer auf dem Heerd erwartete. — —

Ich gieng vor die Hütte, um noch einmal umzublikken nach dem ſchönen Horizont meines Italiens. Ein dichter Nebelſchein hatte ihn umzogen. Latium! Kampanien! Ich werde euch nicht wieder-

ſehen. Du aber Erinnerung des Anſchauens jenes klaſsischen Bodens, wirst mich noch lange beglüken. — „Auch ich war in Arkadien!"

Aiguebelles.

Ich wandle in den romantischen Thälern Savoyens, zwischen den Urbildern von Rouſseau's Schilderungen, von Marmontels Schäferscenen. Sie haben die herrlich ſchöne Natur getroffen; aber die Menſchenideale lebten nur in ihrer Phantasie. Ein liebliches Bild verdrängt in diesem Schoos der Alpen das andre, ein Landschaftsgemälde immer neu und ſchöner, folgt dem andern. Nicht die Schönheit dieſer von der übrigen Welt durch ihre Felswände abgeschnittnen Thalbewohner, aber Sitteneinfalt, Gutmüthigkeit, Emsigkeit, habe ich gefunden. Jeden Fuſsbreit Landes gewinnen ſie dem kargen Boden ab, bauen ihr Gemüse an den ſchroffen Felsenhöhen, in den engen Thälern ihr Getraide zur Nothdurft, ſind glüklich und froh bei der kleinen Wirthſchaft. Auffallend ist die Verschiedenheit dieſer ehrlichen, unverdroſsnen, gutherzigen, liberalen Menschenrace, von der, unter welcher ich noch vor zwei Tagen jenseits der Alpen wohnte. Noch habe ich ein Stük davon in diesem ſchlauen, verstekten, eigennützigen Antonio bei mir. Ich mögte ihn nach Hause ſchiken; ſein Gesicht und ſein Wesen ſind mir widrig geworden, ſeitdem ich unter beſsern Menſchen bause. — — Wie ſollte ich hier zeichnen wollen, wo die Herrlichkeit der Natur, die Kunst des grösten Malers demüthigt, wo die Mannigfaltigkeit, der ſtete Wechsel von Gröſse und Schönheit dem Auge kaum einen Ruhepunkt läſst. Nur ein Paar Striche, um meiner Erinnerung zu Hülfe zu kom-

men. Von Laneburg, — wo in einem Nu der Reiſewagen von hundert geſchäftigen Händen zuſammengefügt wieder fertig daſtand, — ſteigt man einen halben Tag immer noch bergab. Zwiſchen nakten Felſenmaſſen bald, bald an beholzten Bergen windet ſich der Weg durch die engen Thäler. Katarakte ſtürzen von den Höhen. Wild und ſchaumend ſtürmt die Ark hier, dort rieſelt ſie ſanft über den Kieſelgrund hin. Dörfer hängen an den ſteilſten Bergſeiten. In den Tiefen weiden Heerden: Wälder von Obſtbäumen ſchlieſſen ſich um die niedern Hütten. — Das iſt der Umriſs dieſer ſavoyſchen Thäler, ſo weit ich ſie bis jezt ſah. — Modane ein kleines freundliches Dorf war unſer Nachtlager geſtern; heute iſts ein ſchlechtes Städtchen, mit einem romantiſchen Namen: Aquae-bellae.

Anecy.

Als ich vor wenig Monaten in die Lavahöle des verſunkenen Herkulanum hinabſtieg, und an der halbgeöffneten Aſchengruft von Pompeja ſtand, fühlte ich die Schreken der Idee, mit einer ganzen Stadt, in einem Aufruhr der Natur plötzlich begraben zu werden, kaum halb ſo ſtark, als bei Randan dem von einem Felſensturz verſchütteten Dorf unweit Aiguebelles. Die beiden römiſchen Städte ruhen ſchon Jahrtauſende in ihrem Grabe: Randan gieng in dem Mitteljahr unſers Jahrhunderts unter. Dieſer Eindruk der nahe liegenden Kataſtrophe iſt um deſto erſchütternder. Am 12ten Juni im Jahr 1750. ſtürzte von der Alpenwand hinter dem Dorf eine furchtbare Lavine herab, riſs in ihrem Fall ungeheure Felſenblöke und Erdmaſſen mit ſich fort, welche Randan bedekten. In einem Moment war das Dorf mit

allen ſeinen Bewohnern von der Erde vertilgt, und eine Fläche von zwei hundert Morgen umher, mit Aekern, Wiesen und Viehheerden verſchlungen. Ein Denkmal dieses Tages des Schreckens, ragt die äuſserste Thurmspitze noch aus dem Grabe von Randan hervor. — Die Morgensonne beleuchtete die ſchwarzen Todestrümmer, welche hoch über Randan aufgetürmt liegen, der Eindruk dieses Bildes ward dadurch um ſo trauriger: die heitere Landschaft um Montmelian verscheuchte ihn erst wieder. Obstbäume aller Art, bekränzen hier die wellenförmigen Höhen; das Thal verbreitet ſich mehr, und ſein fruchtbarer Schoos, begünstigt den Fleiſs des Bauern. Die ſchönen Landstraſsen ſind durch Nuſsbäume beſchattet. Jezt ist die Zeit ihrer Erndte. Gröſsre und wohlschmekendere Nüſse giebt es nicht, als diese. Der Weg war damit überſäet. Das reizte zum Genuſs; aber die Unmäſsigkeit wird bestraft. Ich war von dem Uebergenuſs eine Nacht in Chambery recht krank. Kaum ſchleppte ich mich aus dieser finstern Hauptstadt Savoyens gestern Abend noch nach dem ſchönen Spaziergange vor dem Thor. Er war voll eleganter Einwohner des Orts, von franzöſischer Form und Schnitt. Doch vermochte ich nicht nach dem Hause zu wahlfahrten, wo Rousseau die wenigen glüklichen Jahre ſeines Lebens mit ſeiner Warens verlebte. — Auch hier an dem freundlichen See von Anecy finde ich noch Spuren der glüklichen Jugendtage des armen Jean Jaques.

Chamouny.

Unter welcher Gestalt du erscheinst, Natur! ſei es im Blumengewande des ewigen Frühlings in Kampanien, oder mit der unvergänglichen Eisdecke

dieser Thäler bekleidet, immer bist du wanderbar, und grofs und schön. Eben komme ich herab von den Eisgebirgen, alt, wie ihr Fufsgestelle, die Urmafsen dieser Felsen, dauernd wie die Alpenpyramiden an dem Eismeer des Montanvert.

Nur wenig Stunden lies uns die Begierde die Naturwunder der Thäler von Chamouny zu sehen in Genf. Von seinen Thoren an bis hierher, werden die Umsichten immer malerischer und gröfser. Der Anfang bis Bonneville ist traurig. Die Gegend ist flach und leer, die Dörfer sind ärmlich, die Felder schlecht bebauet. Dann wird die Ansicht freundlicher. Ein weites Thal von der Arve durchströmt, umher steigen die Berge langsam auf, ziehen sich enger und enger zusammen. Plötzlich lenckt man bei Cluses in eine Felsenschlucht. Starre überhängende Massen, herabgestürzte Blöcke verengen den Pafs von einigen tausend Schritten in ein schönes langes Thal, an beiden Seiten von Bergwänden eingeschlofsen. Ihre stolzen Höhen sind bald nackte Felsen, bald sind ihre Seiten und Gipfel mit Wäldern, Aeckern, ja, noch mit Rebenfeldern bekränzt. Die Arve bewäfsert die frischen Wiesen im Thal, ein Obstgarten kettet sich an den andern. Von den Felsenwänden stürzen Wafserfälle nieder; Bäche rieseln in ihren Einschnitten herab. Vor allem schön ist der Katarakt eines Bergstroms nicht weit von Salenche. Er fällt erst mehrere Stufen von oben, und ergiefst sich dann in einer Wafserseule, achthundert Fufs herab, in ein weites Felsenbecken, und von hier in das Thal, wo die Arve ihn schäumend verschlingt. Wolken von Wafserstaub umgeben den Fall; ein beweglicher Regenbogen spielt in sanften Nuançen über dem Becken.

Ein Bankwagen *(char à banc)* nahm uns in Saleuche auf. Ich werde die ſchmerzhafte Fahrt der ersten *lieue* auf diesem unbequemen Karren nie vergeſsen, und zog ihr bald die Wanderung zu Fuſs durch die Thäler von Servoz und Chamouny vor. Wie ist der immerwährende Wechsel dieser Thäler ſo romantisch! Kaum faſst ihn das Auge. Hier ein ſchwarzer Schieferbruch, über welchen ſich dunkelgefärbte Bäche ergieſsen; dann frische Wiesen an den Bergseiten mit bunten Heerden allerlei Viehes. Bald ist es wieder ein groſses finstres Gemälde, wie Salvator's Bilder. Von den Urgebirgen abgeriſsene ſchwere Felsentrümmer, niedergestürzte groſse Baumstämme liegen durcheinander. Ein enger Pfad windet ſich weiter hin, die ſteile Höhe an dem Rand eines Abgrundes hinauf. Aus dem Thal von Chamouny ſteigt eine Kette von Schneegebirgen hervor. Es ſind die Stufen zum Montblanc dem Monarchen aller europäischen Berge. Der Eismantel, der den erhabenen Koloſs dekt, breitet ſich über die Alpen um ihn her: ſein Saum ſind die bis in das Thal von Chamouny ausgestreckten Gletscher des Bosson und Montanverts. Imposanter dachte ich mir den Anblik dieser Eisströme, ſelbst in der Ferne. In der Nähe gewinnt er. Es ſind hundertfach geſtaltete Maſsen, Gruppen, Pyramiden, deren von der Sonne durchleuchtete Oberfläche in ſanften Farben ſpielt. Diese Eisgüſse krümmen ſich zwischen einem Wall von ſchwarzen Steinklumpen, von dem Bergrücken und dem Eismeer in das Thal herab. Ihr Himmelblau wird durch die friſch grünenden Berge umher noch mehr gehoben. Unter dem Fuſs des erſten Gletschers brauset aus einer Höhle ein ſtarker Strom hervor, der ſich in das Bett der Arve wirft.

Ein gutes Nachtlager nahm uns in Chamonny auf. — Bei dem ersten Sonnenblik gegen die glänzenden Schneegipfel der Berge, ward die Wanderung nach dem Montanvert angetreten. Mühseliger Pfad! schlüpfrig, steinigt, ausgespühlt; aber schön die Umsicht seitwärts in das freundliche Thal, immer gröfser und weiter gedehnt bei jedem Schritt höherauf. Die Donner stürzender Lavinen und Eisfälle von den Schneebergen und Gletschern hallten aus den Schründen herauf dreifach an der Felsenwand der Gegenseite zurük. Der Gemsenjäger, unser Führer, erzählte die bestandnen Abentheuer und Gefahren seiner Jagd, die Unglüksfälle seiner in Felsenklüfte hinabgestürzten Brüder. Auf der Höhe des Montanverts lag ein Häuflein Vaterloser Kinder eines vor wenig Tagen so zerschmetterten Gemsenjägers, die, für unsre Gabe, uns ihre gesammelten Kräuter und Beeren reichten. — Nach zwei Stunden Steigens stand ich auf der Höhe von Blair's Hospital, eine kleine Ruhehütte, die dieser brave Britte den Wanderern dort mit der Ueberschrift: *util dulci* erbauet hat. In der That, süfs schmekt hier das frugale mitgebrachte Frühstük, und wohlthätig ist die Ruhe am Feuer in dieser Hütte; neu und grofs ist die Umsicht vor der Thür auf das Eismeer, und gegen die Pyramidal-Formen Dent de Dru, Tacul, Geant, welche es umgeben. Die Benennung des Meer's malt die Ansicht dieses ungeheuren Eisfeldes. Es gleicht einem schäumenden sich in Wellen hochthürmenden Meer, mitten im Sturm von der Hand der Allmacht ergriffen, und in starrende Eismafsen verwandelt. Eine Eiswelle wogt gegen die andre, scheint sich hinter der andern her zu wälzen, hängt Einsturz drohend über der andern hin.

Die oft bis zu fechszig und achtzig Fufs Höhe gethürmten Pyramidal-Formen überzieht eine graue, bald heller, bald dunkler gefärbte Rinde. An einigen Stellen ist sie von der grünlich schimmernden Eismasse in breiten Streifen abgespült; in den Meilenlangen Spalten des Eises spielt diese schöne Farbe reiner, silberner, schattirt. Wir kletterten über den breiten Wall von Felsenblöken, der das Meer umschliest, auf eine Fläche hinab. Hier drohet fast jeder Tritt des ungewöhnten Fufses Gefahr und Tod. Ich glitt aus auf dem ungleichen, glatten Eisboden, fiel, und rutschte einige Schritte fort. Mein Führer ergrif mich, richtete mich wieder auf, und zeigte mir dann die unbekannte Gefahr. Nur wenig Schritte von der Stelle öfnete sich eine Bodenlose Spalte. Die Lehre war zu stark, um der Neugier weiter zu folgen. — Wir giengen zurük, und den östlichen Abhang des Montanverts neben dem herrlichen Eisgewölbe des Arveiron, hinab. Langsam mufsten wir hier dem gewandten Führer folgen, der sich an dieser steinigten Höhe oft über seinen vorgestellten Eisstok wegschwang, und Sätze von mehreren Klaftern hinabthat. Die kühnen Sprünge nachmachen zu wollen, würde schwer bestraft worden sein. — Ermüdet und mit verwundeten Fufssolen kamen wir unten an, um vor einem der wundervollsten Schauspiele der Natur auszuruhen. In der Basis des Gletschers öfnet sich ein grofses Gewölbe wie ein breiter und spitzer gothischer Bogen, etwa hundert Fufs hoch. Davor liegen in einem weiten Umkreise Trümmer des schönsten Granits, ungeheure Blöke, die das Eismeer von den Urgebirgen, welche es umgeben, empfieng, im langsamen Fortrüken seiner Mafse fortschob, und über den Gletscher her-

abstürzte. Hinter diesem Wall von Gebirgstrümmern ſtürzt der Arveiron aus der Eishöhle donnernd hervor. Die Farbe des Gewölbes ist das reinste, ätherische Blau, mit Silberstreifen durchstralt, die in tausend Nüançen ſchimmern. Ein plötzlicher Sonnenblik, der aus dem Gewölk auf das Eisgewölbe ſchoſs, verklärte es. — Die Majestät dieses Augenbliks liegt auſser den Gränzen der Sprache und des Pinsels. — — Auf dem Rükwege durch das Thal linderte der moosigte Boden eines Tannenwäldchens den brennenden Schmerz der Füſse, ein kühles Bad in dem Wirthhause heilte ihn vollends. Wohlwollende Gutmüthigkeit und ſtille Herzenseinfalt karakterisirt die Bewohner dieses durch die Gebirgemauren von der übrigen Welt gleichsam abgeschiednen Thals. Unwiſsend in allen Ereigniſsen, welche die Länder erschüttern und Nationen verderben, kennen ſie keine andere Veränderung der Dinge, keine Revolution ſonst, als die wohlthätige der Jahrszeiten ihres Thals. Es ist ein armes, genügsames Völkchen, aber peinlich ist der Anblik dieser verfallnen Hütten und die Farbe der Kränklichkeit der Kinder und Alten. Ein trauriger Kontrast mit der alles erzeugenden Fruchtbarkeit des Thals und mit der Schönheit und Grösſe der Naturscenen umher. — Nur eins dieser Wunder, war zu ſehen mir nicht vergönnt: die freie vom ätheriſchen Feuer umstralte Stirne des Montblanc in ſeiner vollen Glorie. Auf diesen Anblik ſonder Gleichen hatten Sauſsure und Bourrit in Genf mich vorbereitet, und meine Erwartungen aufs höchſte gespannt. Aber das erhabene Haupt des Berges blieb zwei Tage, wo nur ſein Fuſs ſichtbar war, in Wolken gehüllt. Die Scheitel ſeiner Trabanten, von der untergehenden Sonne bestralt, glänzten im goldnen Schimmer.

Fernay-Voltaire.

Deo erexit — Voltaire. Ich glaube die grinzende Satyrsmaske des alten Spötters, in dieser Inschrift zu erkennen. Wie mag ihn der Einfall gekitzelt haben! Seine Bauren, heifst es, murrten einst gegen ihren Seigneur-Athée. Voltaire lies, um sich vor ihnen von dem Verdacht des Unglaubens zu reinigen die Ueberschrift dem Portal der im schlechtesten Geschmak auf seinem Schlofsvorhof erbaueten kleinen Kirche, eingraben. Und es gelang ihm sie damit zu beschwichtigen. „Da stehts, wenn Ihr noch an meinem Glauben zweifelt." — Der Geschmakvolle Dichter der Alzire, des Mahomets, der Zaire bewohnte zu Fernay ein Haus, nach seiner äufsern Struktur, wie in den innern Dekorationen, geschmaklos genug erbauet und eingerichtet. Es gehört jezt seinem Freunde de la Villette, der es Voltaire zu ehren, unverändert lies. Sein Bild als junger Mann, im Speisesaal, hat schon ganz den Faunenkarakter der in seinem Alter zur Karrikatur ward. — Die räthselhafte Ueberschrift seines Schlafzimmers: *Son esprit est partout, mais son coeur est ici* *) enträthselt sich erst, wenn man hineintrit. In einer Wandblende steht hier eine kurze Pyramidal-Form, unbehülflich plump von Holz zusammengenagelt, schwarz und grau gemalt, und mit eben solchen Gewändern von Wollenzeug und Flor behängt. Es ist das Denkmal des Herzens Voltaires, das man in einer blechernen Urne verschlofsen hat, welche halb aus der Mitte des Obelisks hervorragt. Diese Versetzung seines Eingeweides, geschah auf Voltaires ausdrüklichen Wunsch. *Mes manes*, sagt die eben so hölzerne Ueberschrift dieses Mausoleums, *sont con tolés*,

*) Sein Geist ist allenthalben, sein Herz ist hier.

puisque mon coeur est au milieu de vous *). An den Wänden um sein Bette her, hängen Gemälde seiner Freunde und Wohlthäter, und kleine Kupferstiche von französischen Gelehrten und Dichtern. Unter den erstern ist der auf Altlas gezeichnete Kopf Catharina II von ihr selbst mit Blumenwerk umstickt; Friedrich II; die Marquise de Chatelet und der Schauspieler Lekain. — Voltaire sprach mit kühnem Muth das erste Wort der Vertheidigung für das Andenken des unschuldigen Calas. Es rührte mich, das von Chodowieki gestochne Blatt, welches den Abschied des unglüklichen Greises von seiner Familie darstellt, neben Voltairs Bette zu finden, mit dem bekannten schönen Vers aus Racinens Athalie.

Je crains Dieu — — et n'ai point d'autre crainte **)

L y o n.

„Wie? keinen Pafs?" rief uns, vor dem Thor von Fort Ecluse am Jura, die Schildwache barsch entgegen, als wir auf ihre Forderung unsern Pafs dem Kommandanten zu zeigen, antworteten: wir hätten keinen. Die Sicherheit schläfert ein. Nirgend in Italien ward mir ein Pafs abgefordert; in Turin hatten meine Freunde mich versichert auch für den Eintritt in Frankreich sey keiner nöthig. Als Staatsgefangner ward ich mit meinem Freund F. zu dem Kommandanten, die finstre Wendeltreppe eines gothischen Thurms hinauf geführt. Ich sah schon unsre Bastille darin. Aber der alte jovialische Officier, fragte, fragte nochmal, und entlies uns dann mit der

*) Beruhigt ist mein abgeschiedner Geist, weil mein Herz in eurer Mitte ist.

**) Ich fürchte Gott, und habe sonst keine Furcht.

Erinnerung: unsre Freunde künftig eines beſsern zu berichten. „Uebrigens, ſezte er lächelnd hinzu, will ich den Herren den Weg nach der Hauptstadt nicht beengen." — Der Alte hat mich mit dem freundlichen Wort gleich bei meinem Eintritt in Frankreich für ſeine Nation bestochen: ich liebe ſie in ihm.

Der Anblik der verschwindenden Rhone (*la perte du Rhone*) bei dem Dorf Coupy, hat meine Erwartung getäuscht. Ich dachte mir ihn gröſser. Ein mächtiger Strom wird von einer ſich in ſeinem Bett öffnenden Felsenhöhle verschlungen. Das klingt impoſanter als es in der Natur ist. In einem ſchmalen aber desto tiefern Bette von etwa fünfzehn Fuſs zusammengedrängt, ſtrömt die Rhone ſchäumend heran; wo ſich die Ufer ganz verengen, zusammenstoſsen, verliert er ſich unter einer Felsenbank. Brauſend ſtürzt der Strom hier in ein enges Loch; geräuschlos flieſst er eine kurze Streke von da, aus ſeiner Gruft wieder hervor. Der Kontrast ist das frappanteste dieſes Schauspiels. Die Tiefe, worein die Rhone hinabfallt, muſs ein unermeſsliches lokres Felsenbett ſein. Auf 200 Klafter fand man noch keinen Grund. Alles was mit dem Strom hinabfährt verschwindet auf immer. Man hat, Enten, Schweine, man hat Balken, und groſse Maſsen Holzspänen mit in den Abgrund gleiten laſsen. Nur von den Spänen kamen am Ausfluſs einige wieder herauf. Der lokre Felsenboden dieſer Gegend wird das Grab mehrerer Flüſse. Unweit von hier verschwindet ein anderer kleinerer aber waſserreicher Strom Vercelline genannt, plötzlich, und lauft mehrere hundert Schritt unter dem Felsen fort. Dann kommt er wieder hervor, und fällt er in die Rhone.

Der Weg von da bis Lyon hat nichts anziehendes.

Aber zwei unvermuthete Erfahrungen mache ich gleich im Anfang meiner Reise durch dies Land. Arge Prellereien auf den Posten und das, *par ordre du Roi*, nach sehr strengen Postordnungen; und schlecht unterhaltne Landstrafsen, wahrscheinlich *contre l'ordre du Roi*: ausgefahrne Chaufseen, oder holprichte Steinpflaster. *) Die Gesetze der Posten verfahren despotisch gegen die Reisenden, denen man doch die Mühe, jährlich, wie es heifst, über dreifsig Millionen allein in Paris in Umlauf zu setzen, erleichtern sollte. Mein Wiener Wagen, den man durch ganz Deutschland und Italien mit drei, bei schlechten Wegen höchstens mit vier Pferden fuhr, wird auf den beser geachteten französischen Wegen von sechs Pferden und zwei Postillionen gezogen, wenn, wozu ich mich nicht entschliefsen kann, ich nicht unter der Hand mit den auf ihr Recht pochenden Postmeistern handle, und ihnen nicht 5 Sous über die Taxe für jedes weniger angespannte Pferd bezahle. Schwere Strafe, — wogegen ich nichts einwende, wenn's nur nicht die Galeere wäre, steht auf jede thätliche Handlung gegen Postbediente, sey es der Meister oder der Knecht. — Gleich auf einer der ersten Stationen ward ich der Retter meines eignen Bedienten von dieser Strafsentenz. Er, sonst der kompleteste Davus vom furchtsamsten Karakter, gab, im überlaufenden Jähzorn, einem Dorfpostmeister, der wie der Stall-

*) Und dies zu einer Zeit, von welcher man bei dem jetzigen Verfall der Landstrafsen doch so viel rühmt. Also auch hierin nichts Neues unter der Sonne, die jezt das konsularische Frankreich wie damals das königliche Frankreich, bescheint. Nur so viel ist daraus zu ziehen, dafs man die jetzigen schlechten Wege in Frankreich, sehr mit Unrecht der Revolution allein zur Last legt.

knecht ausſah, eine Maulſchelle. Dieſer hatte beim Schmieren durch den Hebebaum das Rad gelüftet, worauf mein Burſche ſtand, um die Kofferkette zu befeſtigen. Das umſchwingende Rad warf ihn auf die Erde. Daher der Zorn des Unglüklichen, denn dafür hielt ich ihn in dem erſten Augenblik, als ich aus der Ferne die fliegende Maulſchelle ſah, und noch vor einer Stunde den Poſtkodex ſtudirt hatte. Scheinbar heftig fuhr ich gegen ihn auf, apoſtrophirte ihn vor dem wie verſteinert daſtehenden Geſchlagnen, unterrichtete ihn mit harten Worten von ſeiner Gefahr, „wenn dieſer loyale Mann als Poſtmeiſter die ſchwere Beleidigung an ihm rächen und ſein Recht ausüben wollte.“ Elektriſch wirkte dieſe Rede auf den Ehrpunkt des gekränkten Franzoſen. „Weil Ihr“, ſagte er beſänftigt zwar, aber noch mit grimmigem Blik auf ſeinen Gegner, „weil Ihr denn Euern *homme* da, der eure Livree trägt, auf dem Fuſs gegen mich nehmt, — *je cède*, und erlaſse ihm für dieſe Satisfaktion die Strafe ſeiner Inſolenz.“ *Vive*, rief ich, *la loyauté française*! und wer war froher, über die glükliche Wendung des ſchlimmen Handels, wovon mein Davus eben ſo wenig ahnete, als er meine barſche franzöſiſche Standrede verſtand. —

Keine feſtliche Erleuchtung iſt ſo ſchön, als wie die zufällige am Abend, welche ich hier aus meinem Fenſter an dem Saone Quay von Lyon ſehe. Die Altſtadt lehnt ſich jenſeits des Fluſſes an einen Hügel. Alle Häuſer dieſer amphitheatraliſch über einander liegenden Gaſſen, flimmern von tauſend Lichtern, die ſich in dem Spiegel des Stroms vervielfältigen. So illuminirt ſah ich Lyon oft als Kind, in den Zauberlaternen unſrer Savoyarden. — Schön und groſs und königlich iſt der Rhone Quay, mit

feinen treflichen Häusern, Rhonebrüken, breiten Fufsbänken an der Stromseite und der lachenden Aufsicht darüber hinaus in eine weite mit Pappelgruppen und Alleen bepflanzte Ebne, bis an die beschneieten Alpen. Dann der Platz Terraux mit seinen Schattengängen und dem grofsen Stadthause; der Platz Bellecour mit der Ritterstatue Ludwig XIV. „Der Kopf des Pferdes," sagt der gemeine Mann in Lyon, „sieht nach London, der des Königs, nach Paris." Das ist allzuspitz gesagt, aber doch mehr, als sich im Ganzen von dem Kunstwerth der nur halbgerathnen Statue sagen läfst. Schenswürdig sind die Denkmäler der Wohlthätigkeit in Lyon, die Pflegehäuser für Kranke, für Alte, und Waisen; besonders das grofse Hospital mit seinem die ganze Gegend beherrschenden Dom am Rhone Quay. Die Zahl der Verpflegten ist immer zwischen 16 bis 1800: für 2000 hat es Raum. Aber die innere Einrichtung ist noch mangelhaft. Auch hier wie fast in allen Hospitälern liegen mehrere und ungleichartige Kranke in einem Bett; Sterbende bei Wiedergenesenden, Fieberkranke bei Schwerverwundeten. Man will jetzt diese inhumane Sitte verbefsern. Die jährlichen Kosten der Anstalt übersteigen eine Million Livres, wozu der sonst sehr reiche Fond nicht zureicht. Vierzehn wohlhabende Bürger werden alle vier Jahre zur Verwaltung des Hospitals erwählt und decken das Deficit aus eignem Vermögen. Jeden kostet, während dieses Zeitraums sein Amt gegen 12000 Livres, und er mufs es bei Strafe der Stadtverweisung annehmen. Hundert und acht graue Schwestern (*soeurs grises*) und dienende Brüder, sind Aufwärter des Hauses gegen freie Kost und Kleidung; vier Aerzte und eben so viel Wund-

Ärzte theilen die Sorge für die Kranken, und haben acht junge Studirende zu Gehülfen. Mit grofser Sorgsamkeit und Ordnung geschieht die Vertheilung der Arzneien und die Zubereitung der Speisen. — Ein zweites grofses Hospital verpflegt Hülfsbedürftige Greise, der Regel nach nur Bürger von Lyon, und kranke Waisen. Aufser den Mauern des Verpflegungshauses erhält es noch dreitausend elternlose Kinder bei Handwerkern in der Stadt. Es ist zugleich ein Werkhaus für Bettler; wovon dreihundert in einer dazu gehörenden Seidenfabrik arbeiten.

Die ſtarke Bevölkerung von Lyon ist in dem Innern ſeiner Manufacturen vergraben. Diese Manufacturen und Fabriken, denen die ganze bewohnte Erde zinsbar ist, verschlingen den gröfsten Theil der Einwohner und nur in ihren Feierstunden am Sontage ſieht man die Gaſsen recht belebt. Es arbeiten zwei und zwanzig tausend Weberſtühle. Die ſehenswürdigsten Arbeiten ſind die in den Gold- und Silberfabriken, besonders die Spinnereien des Goldfadens und die hundertfältigen Operationen, um ihn bis zur Feinheit eines Haars zu ziehen und zu plätten. Man hat berechnet — eine von den kuriosen Erzählungen, die man den Laien in der Kunst in ſolchen Fabriken aufzutischen pflegt — dafs eine Stange Silber, 16 Mark an Gewicht, mit 2 1/2 Unzen vergoldet, wenn der davon gezogne Faden ſeine letzte Verdünnung erhalten hat, einen neun und achtzig französische Meilen langen Faden giebt, wobei die Erscheinung merkwürdig, dafs das wenige Gold ſich ſo innig mit der ſtarken Silbermaſse amalgamirt und ſich mit ihm ins unendliche ausdehnt; ſo, dafs der haarfeine Faden wie die Oberfläche der Silberſtange ſelbst vergoldet erscheint.

Ein wahrer aber wenig benutzter Schatz der Wifsenschaften, ist die öffentliche Bibliothek, ein Nachlafs der erloschnen Jesuiten, in deren fchönem, reich dekorirtem Kollegium fie noch fteht. Regelmäfsigkeit, Gröfse, gute Anordnung des Saals, entfpricht dem innern Werth der aus 60000 Bänden bestehenden Sammlung. Am vollständigsten find die Fächer der Geschichte und der Theologie; auch treffliche Ausgaben der Klafsiker und gute Handschriften besitzt die Bibliothek. Es fehlt ihr aber eben fo fehr an Fond zur Vergröfserung, als dem merkantilischen Publikum von Lyon, an Trieb und Neigung, von diesem Schatz Notiz zu nehmen.

Steht der Saal der Bibliothek denn leer, fo ist der des Schauspiels desto voller. Ich kann dieser französischen Bühne noch keinen Geschmak abgewinnen, obgleich ich mich in Frankreich doch wenigstens daran gewöhnen mögte. Mir ekelt noch vor diesen durch die Nase gezognen mit fchluksendem Athem unterbrochenen Tönen, vor diesem tobenden Gebrülle der Sänger in der Oper und der Schauspieler in der Tragödie, vor diesem ewigen Gurgeln der Sängerinnen, diesen konvalsivischen Gestikulationen. — Dein gedenk ich oft San Carlo zu Neapel! deines treflichen Orchesters, deiner reinen, volltönenden Stimmen und des durch hohe Einfachheit fchönen Vortrags des Gesanges. Doch fieht man es dem Ganzen der hiesigen Schauspielgesellschaft auch wohl an, dafs fie keine der vorzüglichsten in Frankreich ist. — Und nun gar ihre Vaudevilles Stüke! die Impudenz habe ich auf der Bühne noch nicht gefunden, wie in einigen dieser Operetten. Es find Gewebe von Zweideutigkeiten, und felbst platten Zoten, welche wie Voltaires fchönsten Verse beklatscht werden. Es fey die Mode fo, fagt man. — —

Auf der Rhone.

Edler, männlicher Rhodan, ich begrüfse dich! Zum kraftvollen Jüngling frühgereift, gehst du grofs und ſtolz aus deinem Alpenschoos hervor, durcheilst den Leman-See, ohne deine Jugendkraft zu verlieren, und deine Farben zu ändern; *) mit ungeſchwächtem Feuer entreifsest du dich seinen Fluthen, und verachtest den Goldstaub, den die Arve dir zuführt. Du ſtürzest dich in ein felsigtes Grab, um mit neuer Kraft daraus zu erstehen, und geleitest sieben Brüder, die deiner Führung sich vertrauten, in das Mittelmeer. — —

Dem Dichter bietet dieser schönste Strom Frankreichs, auf dem ich seit drei Tagen in einer leichten Barke hinabgleite, reichen Stoff zu einem Feierliede; dem Maler, stellen sich an seinen Ufern Reihen der lieblichsten Landschaften dar. Mein Unvermögen zu beidem, verbietet mir den Versuch zu machen. — Unsre Barke ſtreift an den reitzenden Ufern der Dauphiné, des Languedoks, der Provençe hin. Ich bewohne das Verdek, ohne die heifse Mittagssonne, oder den Thau der einbrechenden Mondnächte zu scheuen. In unendlicher Mannigfaltigkeit wechseln die Umsichten an diesen Ufern. Bald sind es die Rebenhügel des feurigen Côterotti- und Eremitageweins; bald Waldhöhen, dann Landgüter, Dörfer, Städte, fette Viehtriften. Die Barke fährt bis in die ſinkende Nacht, dann ruht sie am Ufer. Die diken Nebel, welche in der Herbst-

*) Die Fabel, dafs die Rhone durch den Genfersee flieſse, ohne sein Wafser, das sich immer durch die Farbe längst des Sees unterscheiden soll, mit dem Wafser des Sees zu vermischen, klang dem Jungling zu romantisch, um nicht gern daran zu glauben.

zeit ſich auf den Strom lagern, und ſeine trügeriſchen Klippen und Sandbänke, erlauben ihr die nächtliche Fahrt nicht. Ich bin zufrieden mit dem verlängerten Genuſs, und rufe mit dem Dichter: „flüchtige Stunden verweilt!" — Wenn man mich nur allein lieſse, wenn nur läſtige Schwätzer dieſen Genuſs nicht ſtörten! — Zu dem Mittagseſſen wird man ans Land geſetzt, und muſs ſich mit den geſchwätzigen eigennützigen Wirthsleuten und an den Gasttafeln der Paſsagiere langweilen. So war ich am Tisch in einem Gasthofe des uralten Vienne verdammt, die Diſsertation eines Pfaffen anzuhören, welcher, ein zweiter Chronist Ado, demonstrirte: Pontius Pilatus habe in dieser uralten Stadt gelebt, und ſich, verzehrt von ſeinem blutenden Gewiſsen, hier ermordet. „Wohlgethan!" rief ein feister Bettelmönch, der die Gäste des Tisches mit Almosenſammeln brandſchazte — „ſehr wohlgethan! Ueber ihn komme ſein Blut!" — Ich lies ihnen ihre Biſſen, und eilte auf meine ſtille Rhonebarke zurük. —

Nicht ohne bange Erwartungen ſahen wir heute beim Anbruch des Tages, *Pont Saint Esprit.* Mit hundert Erzählungen von Schiffbrüchen, und Sinken, in dem Charybdis unter der Brüke des heiligen Geistes, hatten, wie mit Winternachtsmährchen, die Schiffer uns geängstet, um ihr Verdienst der Gewandtheit in dieser Gefahr zu heben. Wahr von diesem allem ist, daſs die Rhone an dieser Stelle, durch die zwanzig Joche und ſtarken Pfeiler der Brüke beengt, an Schnelligkeit gewinnt, gleichsam im Strudel mit verdoppelter Gewalt unter der Brüke durchſtrömt, und folglich durch eine falsche Leitung, die Barke gegen die Steinmaſsen der Pfeiler ſcheitern würde. Glüklich und pfeilschnell ſchoſs

die unstige, unter dem Jauchzen des Schiffsvolks und der Passagiere, hindurch.

Die Barke hält. — Wir sind in Avignon, dem Ziel der schönen Rhonefahrt.

Avignon.

Ein päbstliches Stük Land, mitten in dem selbstständigen Frankreich, von den Päbsten halb einem ausschweifenden Weibe abgetrödelt, halb usurpirt: ein fremder Priester besizt einen seiner fruchtbarsten Distrikte, der von den französischen Königen blos als Zuchtruthe gebraucht wird, um den widerspenstigen Pabst zu ihrem Willen zu zwingen. *)

Die Gegenden von Avignon sind vortreflich. Die Rhone, welche an den alten Mauren der Stadt hinrollt, mit ihren malerischen Pappel- und Ulmeninseln; die lächelnde Landgegend; das an allem fruchtreiche Land; die Schattengänge um die Stadt. — Desto düsterer ist ihre innre Ansicht. Enge, schmutzige Gassen, deren Baracken ähnliche Häuser von einigen im italienischen Geschmak erbaueten Pallästen widrig abstechen; finstere, öde päbstliche Burgen, schwarz berauchte Klostermauren, Menschenleere, immerwährendes Geläute, sichtbarer Mangel an Industrie, Armuth, Trägheit, Erschlaffung unter dem Volk. —

*) Pabst Klemens V. kaufte im J. 1348 Avignon mit dem Gebiet für 80,000 Gld. unter erniedrigenden Frodlerbedingungen von der wilden Königin Johanna von Sicilien, Gräfin von Provence. Zweideutiger noch, waren die päbstlichen Titel auf den Besitz des Comitats Vennissin, das der blutdürstige Innocenz III durch Bann und Kreuzzüge, mit Feuer und Schwerdt an sich riß. Zwei Ludwige von Frankreich bemächtigten sich des Landes nach einander, und gaben es dem gedehmuthigten päbstlichen Stuhl zurük. —

aber mitten in diesen Eigenheiten einer päbstlichen Stadt, ein schönes Blut, besonders unter den jüdischen Weibern. — Ich eilte, unstätt auf diesem Boden, durch die dunkle päbstliche Burg, in welcher sieben Päbste, grösstentheils von Hildebrands Geist beseelt, über die Kirche herrschten, und, wie Petrarcha klagt, ihren Hof zur Lasterschule machten; vorbei an der alten Inquisitionshöhle — hin zu Laura's Grab, dem einzigen Gegenstand der mich hier anzieht. Arm und klein deckt in dem Winkel einer Kapelle ein roher Stein die Asche des unendlich geliebten Weibes Petrarchs. Einst liefs König Franz I, einer der edeln liebenswürdigen Ritter der Chevallrie, das Grab öffnen und fand, neben dem Staub, ein Todtenlied, von der Hand des zärtlichen Petrarchs. Er legte die Reliquie der Liebe wieder an ihren Ort, und seine eignen Verse an Laura's Geist daneben.

Marseille.

Ein Unfall, und ich kann sagen, der erste auf einer zweijährigen Reise, durch Deutschland, die Schweiz und Italien, begegnete mir vor Marseille. Wir liefen Gefahr, den steilen Abhang eines Berges herabzustürzen. Dieser Berg heifst mit Recht *la Vista*, wegen der herrlichen Aufsicht auf das mit Mandel- und Olivenbäumen bepflanzte Amphitheater der Hügel um Marseille, mit seinen Landhäuser-Reihen, auf die Stadt, und das Meer. Bei einem Stofs auf dem ausgefahrnen und ganz verfallenen Wege an diesem Abhang rifs das Hauptgeschirr des Deichselgespanns. Ohne Haltung, und unaufhaltsam, schofs der Wagen den Pferden nach und rollte fürchterlich schnell, den steilen Weg hinab. Nur die geschikte

Leitung des Postillons seiner galoppirenden Pferde, rettete uns von dem Sturz in die Tiefe zur Seite. Fortgerifsen über Stok und Stein, gegeneinander geworfen, kamen wir betäubt und gelähmt, doch sonst unbeschädigt, bis zu dem Fufs des Hügels, wo der Wagen gegen eine Gartenmauer rannte, und die wild gewordnen Pferde ſtanden.

Das Land der Provence, auf der anderthalbtägigen Reise von Avignon bis hierher, hatte ich mir schöner gedacht. Fast nur steinigter Boden, nackte Felsen, kahle Berge, sah ich auf dem Wege bis zu dem kleinen freundlichen Aix, wo uns unter einer Lindenallee ein reinlicher Gasthof für das lezte Nachtlager aufnahm.

Hier in Marseille herrscht die Geschäftigkeit, das lebendige Thun und Treiben einer See- und Handelsstadt. Die Ansicht ist neu und einladend. Ein bewegliches Gemälde stellt sich gleich bei der Einfahrt dar. Die breite, die Stadt in ihrer ganzen Länge durchschneidende Gasse, der Kurs genannt, überschaut man, wegen der Vertiefung ihrer Mitte, auf einmal mit ihrem Menschengewimmel, Kopf an Kopf. Das gröste Leben aber ist an dem grösten länglichen Vierek des Hafenbafsins koncentrirt. Die Ausfahrt gegen das Meer wird durch eine felsigte Erdzunge geschützt, aber auch beengt. Dieser Hafen mit gegen 700 Schiffen belegt, das bunte Gewimmel aller Nationen, die orientalischen Menschenhaufen, die verschiednen Trachten und Farben, die griechischen Physiognomien und Karaktere; das emsige Treiben der Arbeiter am Quay, die stürmische Geschäftigkeit der Matrosen auf dem Wafser — dieses grofse reichhaltige Gemälde eines der grösten Jahrmärkte der handelnden Welt, ist über alles inte-

reſsant, und voll mannigfaltiger Unterhaltung. Zwei ſtarke Vestungen liegen auf den Höhen am Ausgange, zur Vertheidigung des Hafens, aber auch als Geiſsel für die Stadt, wenn das aufrührerische Feuer dieses ſüdlichen Küstenvolks von Frankreich, das ſich einst eigenmächtig zur Republik erhob, und unter einander befehdete, jemals wieder auflodern ſollte. Als Mazarin mit dem minderjährigen Ludwig XIV in Marſeille den Einzug halten wollte, machten die Marſeiller die Bestätigung der Stadtprivilegien zur Bedingung der Uebergabe ihrer Schlüſsel. Mit Kanonen ward die kühne Forderung beantwortet, und der König zog durch eine Mauerbresche ein. Um den erzürnten Monarchen und ſeinen Vormund zu beſänftigen, baten die Marſeiller, er mögte ſich einen Platz auf den Hügeln wählen, wo ihm die Stadt eine Bastide, wie ſie diese Landhäuser nennen, erbauen wollte. Er wählte die Anhöhen, welche Stadt und Hafen dominiren, und baute ſich ſelbst die — Luſtſchlöſser der beiden Vestungen zur Züchtigung des Fidelis Massilia, wie die gestrenge Ueberschrift ihrer Hauptthore erzählt. — Im Angesicht der Stadt auf einer Insel liegt ihre Bastille, das Schloſs If, ein Gefängniſs für ungerathene Söhne Frankreichs, die durch die berüchtigten Empfehlungen der *Lettres de cachet* hinter diesen Mauren eingesperrt, oft vergeſsen, und als Greise erst wieder entlaſsen werden. Dieser Gedanke, und der Anblik einiger Unglüklichen, die das traurige Vorrecht haben, auſserhalb den Mauren ſpazieren zu gehen, verbittert den Genuſs der groſsen Aufsicht von dem Schloſs auf das mit Schiffen bedekte Meer, die Inseln, den Hafen, die Stadt und ihre reitzende Gegend. Das Quarantaine-Lazaret ſieht man von hier aus, in der Ferne;

der Zugang ist wegen der dort immer liegenden levantischen Schiffe untersagt. — Die Bastiden oder Landhäuser auf den Höhen um die Stadt, sind der Sammelplatz, jovialischer Geselligkeit, und liberaler Hospitalität, welche die Marseiller karakterisiren. Der interessanteste Fremde, den ich in mehreren Gesellschaften treffe, ist der päpstliche Legat aus Luzern, Monsignor Caprara*), ein gescheuter Italiener voll Geist und Kenntnisse. Wir begegnen uns in unserer Liebe zur Kunst und in dem unauslöschlichen Andenken an Rom. Irre ich nicht, so gehört dieser Prälat zu den rechtlichsten der Santa Chiesa. Die fröhlichen Cirkel in diesen Bastiden, ziehe ich an den hier immer heitern Abenden dem Besuch des dumpfen Schauspielsaals weit vor. Ich sah, eine Vorstellung der Merope, gemishandelt durch die brüllende Deklamation und krampfhaften Gestikulationen der Schauspieler, die schlecht gegebne Oper *Armida* von Gluck, und einige liederliche Vaudeville Stüke, die den grösten Beifall finden. Die Dirnenhaufen treiben im Parket und in den Logen ihre unverschämten Neckereien, und sind das Echo der sittenlosen Verse, welche auf der Bühne gesungen werden; Verse, dafür allenthalben, wo das Sittenverderben nicht so öffentlich geschüzt wird, das Laster selbst erröthen würde. — — —**)

*) Jezt Kardinal-Legat Pius VII bei dem ersten Konsul von Frankreich, und wahrscheinlich nachstens Erzbischof von Mailand.

**) Es ist kaum nöthig, ein Werk von seiner Vortreflichkeit und Vollstandigkeit von einem Manne, welcher fast gleichzeitig mit mir, das südliche Frankreich in einem weit grossern Umfang durchreiste, zu nennen. Bei der Dürftigkeit an vollstandigen Nachrichten dieser Reiseskizzen, werden

Toulon.

Die Entfernung zwischen Marseille und Toulon, ist nur eine halbe Tagereise weit; der Abstand aber, der Kontrast zwischen beiden Städten ist unendlich grofs. Dort ist alles friedlicher Handelsverkehr, der sich im ruhigen Gang durch die ganze heitre Stadt verbreitet: hier kriegerischer Tumult in dem weiten Umfang des Hafens und des Arsenals; dagegen herrscht in der übrigen Stadt Todtenstille. Hiezu kommt der Unterschied des heitersten Wetters, das ich immer in Marseille hatte, von dem trüben Regentage den ich hier zubringe, und der der Stadt ein trauriges Ansehen giebt. Desto gröfser ist das Interesse der Ansicht dieses stolzen Kriegshafens. Man rüstet jezt eine kleine Eskadre zu einem Streifzuge aus: daher ist am Hafen, und im Arsenal alles in der grösten Bewegung. Ein Brief an einen Seeofficier, half mir zum Besehen dieser Zurüstungen und des Arsenals, wo der Zugang sonst sehr erschwert wird. Wir begannen mit einer Fahrt durch den mit sechs und vierzig Linienschiffen, Fregatten und Korvetten belegten Hafen, und auf die treffliche Rhede hinaus, wo mehrere Fregatten schon zum Auslaufen gerüstet lagen, und eine Linie Kauffahrer ankerte, die sich aus dem Orkan der lezten Nacht hier gerettet hatten. Eine Ringmauer von Bergen drei Stunden im Umfang, schüzt diese den Stürmen trozende Rhede. Sie gleicht einem grofsen runden See, so lange man die sich seitwärts wendende schmale

die Leser ohnehin oft daran denken. Ich meine Fisch's Briefe über die südlichen Provinzen von Frankreich, unstreitig das beste und gründlichste Werk, was wir über diesen Theil von Frankreich haben, woran ich hier blofs wiedererinnern will.

Ausfahrt ins Meer nicht entdekt. Der Anblik ist grofs und imposant. Kein trügerischer Sand, keine verstekte Klippe, gefährdet die Einfahrt. Die dem Ungewitter entflohenen Schiffe finden hier das sicherste Asyl. — Wir landeten an der linken Erdzunge, umgiengen den Hafen, und erstiegen den Hügel der Vestung la Malgue. Von ihrer Höhe beherrscht man das grofse reiche Gemälde ganz. Hier den alten und den neuen Hafen mit den entmasteten Linienschiffen, und gerüsteten Fregatten, die schöne Rhede, mit den Vertheidigungs-Citadellen und Schanzen, des Meeres unbegränzte Fläche. Dort, die hinter einer gebirgigten Vormauer liegende stark befestigte Stadt, die Berge umher, der weite Horizont, der sich über die hesperischen Hieren gegen Italiens Küsten niedersenkt.

Das Arsenal ist eine Kriegsrüstungs-Stadt zu nennen, und nur durch Ein Thor zugänglich. Grofse Arbeitsplätze mit rohen und halb fertigen Materialien zum Schiffbau, Kanonenstapel, Wohnungen, Werkstätten, Magazine aller Art, füllen den grofsen innern Raum. Das gröste Gebäude ist die Seilerei zum Spinnen und Flechten der Schiffstaue, von der Länge des stärksten Kabeltaues. Daneben, und weit umher in einem Vierek, die Magazine des Schiffbauholzes, der Seile, Taue, Masten, Segel, Anker, die Kanonen- und Kugelgiessereien, die Ankerschmieden, die kleinen und grofsen Vorrathshäuser mit allen Kriegsbedürfnifsen, die Beckereien, die Arsenalbüreaus: und endlich das sogenannte Bassin, die Docke, ein nach dem treflichen Plan Grognard's, Generalaufsehers der französischen Festungen von Quadern erbauetes dreihundert Fufs langes Beken im Hafen, auf defsen wasserfreiem Boden die Kriegs-

schiffe gebauet, dann vermittelst einer sinnreich erfundenen Schleusenthür an der schmalen Seite des Bekens, durch eine künstliche Fluth flott gemacht, und herausgezogen werden. Nachher wird die Schleusenthür in den stark verwahrten tiefen Mauerfugen wieder eingesenkt, und das in dem Bassin befindliche Wasser von Galeerensklaven ausgepumpt.

Die tirannischen Gesetze, welche in Frankreich Tausende mit der Galeerenstrafe belegen, sind eine Schande der Menschheit. Ich habe diese mit schweren Ketten belasteten armen Sklaven gesehen, und die scheuslichen Gefängnisse, in welchen sie Nachts liegen, und sie nur verlassen, um mit unmenschlicher Härte zu den schwersten Arbeiten getrieben zu werden. Nur despotische Willkühr kann das ärgste Verbrechen so strafen. — Und was haben die meisten dieser Unglüklichen verbrochen? Gegen die monopolistischen Verträge der Generalpacht, brachten sie einige Pfund Salz ins Land, oder trödelten ohne die Spionen der Generalpächter zu bestechen, mit Tabak: und für diese vor dem Tribunal des natürlichen Rechts und der Menschlichkeit untadeliche Handlung, belegt man sie mit den Zeichen der Infamie, und martert sie mit barbarischer Grausamkeit. Die Sklaven mit rothen Mützen sind zur lebenslänglichen Galeerenstrafe, die mit grünen Mützen, auf bestimmte Jahre dazu verdammt. Mit noch mehr verfeinerter Grausamkeit hat man einige, welche rothe Müzen tragen, an eine Kette mit denen geschmiedet, die grüne tragen, um jene Unglüklichen durch den Anblik der Farbe der Hoffnung ihrer Gefährten, zu foltern, und zur Verzweiflung zu bringen. — Für ihre Arbeit erhalten sie täglich vier Sous. Die unter den Sklaven befindlichen Handwerker,

treiben ihr Gewerbe im Arsenal: andre begünstigtere auch in der Stadt, wo sie von einem Soldaten begleitet werden. Diese tragen aufser ihrer abzeichnenden Kleidung und Mütze, einen starken eisernen Ring um das Handgelenk. Es giebt unter diesen so gemishandelten Menschen einige, die sich durch ihren vieljährigen Erwerb ein kleines Vermögen gesammelt haben. Für wen, Unglükliche, erübrigtet ihr euer Schandlein!

Kaum behielt ich, nach dem erschütternden Anblik dieser Gemishandelten, noch Muth und Neigung, die Krone, das gröste Linienschiff im Hafen von 80 Kanonen zu besteigen. Ein Meisterstük mathematisch genau berechneter Konstruktion, der Triumph des Erfindungsgeistes ist der majestätische Kolofs. — Bei seiner ungeheuren Last und Gröfse, doch von schelter äufsrer Form, und inwendig von weise vertheilter Einrichtung, um tausend Menschen mit allem zu fassen, was zur Ausrüstung gehört. Blofs das Gebäude des Schiffes kostet eine Million. — Jezt ruheten die in sechs Reihen, und drei Stokwerken über einander gelagerten Feuerschlünde: — ein Wink der Hofpolitik, das Interesse der Nation genannt, und in wenig Tagen ist die Flotte zum verderblichen Kampf gerüstet, der oft in einem Augenblik Tausende in das Meer versenkt, oder sie, mit dem ungeheuren Gebäude in die Luft sprengt. Wohlthätig für die Menschheit ist der Anblik der entmasteten ausgeleerten entwafneten Kriegsschiffe, worauf nur einige Seesoldaten zur Bewachung wohnen: So ungeheuer die Last und Gröfse eines solchen Kolofses ist, kann man ihn, auf einem Flofs daneben stehend, doch mit der gegen den Bauch gestämmten linken Hand von der Stelle bewegen. — — —

Die Nacht senkte sich über diese kriegerischen Scenen, aber die Ausrüstungsarbeiten der Fregatten wurden nicht unterbrochen. Doch giebt es keinen neuen Krieg, sondern nur Verjagung der den Handel beunruhigenden afrikanischen Korsaren.

Der Weg zwischen Marseille und Toulon ist seit vielen Jahren von einer Bande Strafsenräuber belagert, gegen welche die Policei sich umsonst wafnet, um sie auszurotten. Oft werden einzelne Trupps gefangen und gerädert. Sie hausen in den tiefen Fichtenwäldern dieser Gegend und in ihren Höhlen, machen in den Hohlwegen des finstern Felsenthals Ollioules Ausfälle auf einzelne Reisende, morden und plündern. Man macht deswegen diese Reise mit Miethpferden in einer Karavane von Wagen, Fuhrleuten, Reutern und Fufsgängern, welche täglich zwischen beiden Städten ab und zu geht und sich an bestimmten Plätzen zu einander sammelt, um einander gegen streifende Räuber zu schützen.

Nismes.

Mich umgeben römische Denkmale und Tempel. Ich stehe wieder auf klafsischem Boden, und die schöne Täuschung, zurük nach Italien versezt zu sein, wird mir in Nismes leicht. Es sind hier Werke der Kunst und des Alterthums aus der blühendsten Zeit der Auguste. Nicht weit von hier, der zwei Berge verbindende herrliche Aquedukt des alten *Nemausus* (Nismes) über den Gardon, eine der schönsten und vollkommenst erhaltenen Leitungen der Römer, hundert und fünfzig Fufs hoch, achthundert vier und zwanzig lang, von den gröfsten Quadern aufgebauet. Er ist ein Werk, des durch viele kühne und grofse Unternehmungen ähnlicher Art be-

rühmten Marcus Agrippa, des Tochtermannes Cäsar August's. In der Stadt steht der den vergötterten Jünglingen Lucius und Cajus, Cäsar August's Enkeln, den Fürsten der Jugend,*) geweihete Tempel, noch als Ruine, schön, grofs und edel, noch voll seines ursprünglichen Karakters jugendlicher Hoheit und männlicher Kraft. Davon zeugen, die auf zehn Säulen sich frei und majestätisch erhebende Vorhalle, die schönen Verhältnifse des Ganzen, die edeln Verzierungen aller Theile. Ich kenne in Italien, unter den römischen Tempeln keinen schönern, keinen befser erhaltenen. — Auch das römische Amphitheater von Nismes steht noch in seiner ganzen kolofsalen Gröfse, ein Werk der ersten Antonine. Die weite Arena, ist durch häfsliche Baraken und Schutthaufen entstellt. Der noch nicht ausgeführte Plan, sie davon zu befreien, wird dieses treffliche Römerwerk einst in seiner vollen Würde herstellen.**) In dem verwüstenden Sarazenenkriege des achten Jahrhunderts wurden einige, gegen die Gröfse dieses Ganzen doch kaum zu berechnende äufsre Mauerstücke niedergestürzt, viele Sitzreihen musten den Häuseranlagen und andern Verwüstungen der Zeit und der Menschen weichen. Das Oval des Amphitheaters hat etwa zwölfhundert Fufs im Umkreise. Sie scheinen der Unvergänglichkeit anzugehören, diese von grofsen Quadern aufgeführten sechs und sechzig Fufs hohen Mauern mit den Treppen, Schwibbogen, gewölbten Gängen und Sitzreihen, von welchen letztern noch fünfzehn übrig, und acht ganz unversehrt sind. Um das Gebäude in seiner ganzen Gröfse, und zu-

*) „Principibus Juventutis" wie die Ueberschrift des Tempels sie nannte.

**) Es heifst, dafs es seit dem geschehen sey.

gleich die Stadt und das Land umher, zu überschauen, besteigt man die Quadern der obersten Zuschauersitze, die den ganzen Raum des Amphitheaters umgeben. — Halb zerstört liegt vor der Stadt ein Najadentempel an einer treflichen Quelle, die der Stadt das Wasser bringt. Bruchstüke der schönsten Säulen und Gesimse liegen neben den halbverfallnen Tempelmauern, und den Ruinen eines römischen Bades. Alle Verzierungen sind gefällig, leicht, geschmakvoll. Sehr glüklich war der Gedanke, um diese Ruinen der Schutzgötter der alten Stadt zu ehren, ringsum öffentliche Gärten mit Schattengängen, Wasserstüken und Terrasen anzulegen, in welchen die Bewohner von Nismes die Abendstunden feiern.

Die Stadt ist allenthalben voll von Spuren römischer Kunst. Basreliefs, Inschriften, Bruchstüke von Gesimsen, sind an vielen Häusern eingemauert; in den Kellern einiger Häuser sind Fusboden von mosaischer Arbeit ausgegraben, aber von unwisenden Arbeitern halb zerschlagen. Diese so wie alle kleinern Kunstwerke, die hier zufällig gefunden werden, zeugen von der besten Zeitperiode der Kunst, in welcher das alte *Nemausus* blühete. Der emsige Forscher und Ausleger der hiesigen Alterthümer, ist Seguier, jezt ein mehr als achtzigjähriger kranker Greis. Neben einer schönen Bibliothek der besten artistischen Werke, und einer Sammlung von Fischabdrücken in Stein vom Berge Bolka bei Verona, besizt er römische Todtenurnen, Idole und Lampen, die in der hiesigen Gegend gefunden wurden.

Schon Strabo und Diodor klagen über den Melanboreas (schwarzen Nordwind) im südlichen Gallien. Unerwartet unter diesem milden Himmels-

ſtrich begegnete auch mir in den Rhonethälern zwiſchen Marſeille und Nismes dieſer Nordſturm — hier Biſe genannt. Er durchſtreift die Thäler und Stromgegenden der Rhone, und ſelbſt die Mittagsſonne des Oktobers verliert gegen ſeine zermalmende Heftigkeit die erwärmende Kraft.

Montpellier. — Narbonne.

„Dies iſt" — möchte ich von Languedok mit den Lobrednern des ſchönſten Strichs von Italien *) ſagen — „dies iſt das glükliche Kampanien, fruchtbringend, und vom mildeſten Klima. Hier ſind die „Rebenhügel, die den berühmteſten Wein in Ueberfluſs geben. Hier iſt Bachus mit Ceres im Kampf. „Nirgends iſt der Himmel ſo milde, zweimal im „Jahr treibt er Blüthen an Bäumen und Stauden her„vor. Nirgends iſt fruchtbarer der Boden; nirgend „iſt das Anſehn der Wieſen, Fluren und Felder „freundlicher. Nicht Italiens ſchönſte Gegend al„lein, ſondern die ſchönſte des ganzen Erdkreiſes „iſt Kampanien." — Dieſes reizende Bild aus den ſchönen Regionen Italiens entlehnt, die ich vor wenig Monaten durchſtreifte, gleicht dem Strich von Languedok, wo ich jezt bin, vollkommen, obgleich der Herbſt das Land minder ſchmükt, als dort Kampanien. Man iſt geneigt zu glauben, die Alten würden, wenn ſie dieſes *Narbonenſis Gallia* gekannt hätten, ihr Kampanien nicht ſo ausſchlieſsend gelobt haben: denn auch dies iſt ein Kampanien. — Doch, kurze Täuſchung! unvollkommene Erde! — mich verfolgte auch hier noch am Frühmorgen, die ſchwarze Biſe, und ich muſs, um aus meinen Träumen von

*) Plinius dem ältern, Florus und andern. S. Darſtellungen aus Italien S. 350. u. f.

den Kampaner Thälern unangenehm geweckt zu werden, es erfahren, dafs ein Theil dieses Landes, von Morästen, welche böse Dünste aushauchen, und giftige Insecten erzeugen, bedekt ist; dafs in einem andern, ſtarre Felsen und dürre Steppen den Bewohnern auch die geringsten Bedürfnifse versagen; dafs die felsigten Meereskülsten fast unzugänglich ſind; dafs bald der Cers, ein kalter Orkan, das Land durchſtrömt, und die ſchönsten Blüthen zerſtört, bald der ebenso heftige Autan, ein erſtikender, feuchter Südwind, alle Kräfte der Natur im Menſchen zermalmt. — So berühren ſich hier die Gränzlinien der Natur, ein höchſt fruchtbarer Boden und unwirthbare Strecken Landes, das mildeste und das rauheste Klima.

Die Ansicht des Striches zwischen Nismes, Montpellier und Narbonne, ist eine der ſchönsten in der Welt. Die Wege ſind die ebensten, welche ich bis jezt in Frankreich traf. Grofse Olivenwälder, von ſtarken hochſtämmigen Bäumen mit breiten Kronen wie ich ſie nirgend in Italien ſah, wechseln mit Gruppen von Mandel- und Maulbeerbäumen; Rebengefilde, mit blumigten Wiesen, Aeckern und üppigen Wintersaaten. Bald ist es ein lächelndes einfaches Landschaftsgemälde, bald eine gröfsre an malerischen Gegenſtänden reiche Ansicht von Hügelreihen, und hinter ihnen die ſich ſtolz erhebenden Sevennen; dann öffnet ſich der Hintergrund, in der Gegend des Hafens *Cette*, das in einer ſich einwärts ſchwingenden Bucht liegt, gegen das hohe Meer und ſeinen Inseln: oder man ſieht ein heitres Städtchen mit Schattengängen umgeben, einen Flecken mit den Zeichen der Wohlhabenheit. Nur den Dörfern fehlt hier, wie in Frankreich überhaupt, der freundliche ländliche Karakter. Statt Strohdächer, Scheunen,

Obstgärten und Viehhöfen, sind es steinerne baufällige mit Mörtel beworfne Häuser, Ziegel- oder Schieferdächer dicht an einander gereihet, ohne Hecke, ohne Baum. *) —

In dem schönen **Montpellier**, dem Sammelplatz der Fremden aus allen Ländern, wegen des beständig milden Klima's, das hier herrscht, verlebte ich einen angenehmen Tag, in Besichtigung seines Innern und Aeufsern. Das merkwürdigste darunter ist der Platz **Peyrou**. Seine Gröfse, seine Regelmäfsigkeit, seine Dekoration, vor allen aber seine hohe unvergleichliche Lage und die Land- und Meer-Aufsicht, die er weit und breit beherrscht, eignet diesen Platz zu einem der schönsten aller europäischen Städte. Schattigte Terrafsen mit Springbrunnen, und breiten Treppen führen an drei Seiten auf seine viereckte mit ausgeschnittnen Grasbeeten belegte obre Fläche. An der vierten gegen das Feld gekehrten Seite, erhebt sich eine höhere Terrafse mit einem offnen Säulentempel. Darin ist ein Bassin, dessen Wafser sich in ein gröfseres auf dem Platz ergiefst, und von da ab, in alle Theile der Stadt geleitet ist. Vermittelst eines herrlichen Aquedukts wird dieses Wafser durch das Thal her von den Bergquellen herüber dem Tempel zugeführt. Die Aussicht auf die in doppelten Arkaden gebauete Wafserleitung im Thal, auf das weite Sonnengefilde hinab bis an das Meer und seine Inseln, gegen die spanischen Pyrenäen, die piemontes'schen Alpen und die französischen Sevennen, ist unendlich grofs, reich und schön. „Ihr seht" pflegen die Montpellieser zu

*) Im ersten Bande dieser Briefe sind solche Dörfer in der Gegend von Paris beschrieben, denen alle in dem grösten Theil Frankreichs gleichen.

ſagen, „hier vier Reiche der Welt!" Ich zähle nur drei — oder iſt das Meer, das Reich Englands, und man huldigt ihm mit einem *Rule Britannia?* — Die Ritterſtatue Ludwig XIV in der Mitte des Platzes, eines der ſchönſten Werke Coyzevox's, von Bronze ſteht auf einem hohen einfachen Fuſsgeſtelle von grauem Marmor. An den vier Seiten der Terraſsemauer werden gruppirte Helden-Statuen aufgeſtellt werden. Das mittelmäſsige Gipsmodell einer Gruppe des groſsen Türrenne und Condé, ſteht auf einem dieſer Fuſsgeſtelle. Aber es fehlt an den Fonds zur Vollendung dieser Dekorationen des Platzes, welcher der ganzen dazu kontribuirenden Provinz ſchon ungeheure Summen gekoſtet hat. — Ein zweiter treflicher Spaziergang in der Stadt, iſt die Esplanade mit ihren Schattengängen, und der freien Aufsicht auf das Feld bis zum Meer hin. — Sonst iſt die Stadt eng und ſchlecht gebaut; die ſchönſten Häuser ſind in finſtern Gäſschen verſtekt. Die uralte, verfallne Stiftung, der hiesigen Universität iſt nur in ihrer medicinischen Fakultät noch achtungswerth, ſo wie es mehrere in den Fächern der Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie verdienſtvolle Gelehrte hier ſind. Zu diesen zähle ich besonders, den jungen beredten Chemiker Chaptal*), den Phyſiker Brunet, den Botaniker Gouan, den Arzt Sabatier u. a. Grünſpan-Fabriken, besonders aber die Zubereitung von tauſenderlei Liqueure, wohlriechenden Waſsern, Eſsenzen und Salben, ſind die Hauptgewerbe von Montpellier. Die erkünſtelten Wohlgerüche verbreiten

*) Als ich der treflichen Vorleſung dieſes jungen Mannes damals zuhörte, wer hätte gedacht, daſs ich ihn einſt als Staatsminiſter einer Republik Frankreich, in Paris wieder ſehen würde!

ſich in einem Luftſtrom über die Stadt, beſonders über die Esplanade, wo viele dieſer Fabriken liegen. Meinen Tag beſchloſs ich dort — langweilig genug — mit dem Schauſpiel. Den Anblik des geſchmakvollen Saals mit einer glänzenden Geſellſchaft angefüllt, verdarb mir eine ambulante Truppe, welche Voltaire's Tancrede miſshandelte und dann mit einem Singsang endigte. Soll ich denn nur die verpfuſchte dramatiſche Kunſt in Frankreich ſehen? und verfolgen mich allenthalben ſchmutzige Vaudevilles? *)

Montauban.

Unter dem immer ſanften Himmel von Montpellier hatten die Melanboreas, Bise, Cers, und wie dieſe Unholde der nordiſchen Höhlen alle heiſsen, mir einen Tag Ruhe gelaſsen. Wie los gelaſsene Hunde verfolgen ſie mich nun wieder ſeit zwei Tagen. Bei heiterm Himmel war es heute ein Sturm, welcher zerſtörend gegen Bäume und Dächer wüthete. Wie im Winter muſste man ſich verhüllen. Und doch ſind wir noch im Oktober, den ich in dieſem milde geglaubten Klima von Languedok auch für milde hielt. Bittre Täuſchung!

Von der ſpaniſchen Gränze war ich geſtern kaum eine Tagereiſe entfernt. Ihre Scheidemauer, die erhabenen Pyrenäen, lagen hinter einem bläulichen Nebelſchleier. Dieſer ſenkte ſich; da glänzten die mit Schnee bedekten Gipfel von der Abendſonne mit einer Glorie umſtralt. — Die Verbindungskette zwi-

*) Noch ehe ich damals nach Paris kam, und dort Larive, Molé, die Conſat und andere Künſtler der Bühne ſah, verſöhnte mich das Schauſpiel und die Oper von Bordeaux, welches damals hierin mit Paris wetteiferte.

ſchen zwei Meeren, dem Kanal von Languedok ſah ich zuerst bei Carcassonne, ſtill, mit ſchwachem Fall, eng zwiſchen halbverwachſenen Ufern hinſchleichen. Schöner war er bey Toulouse, wo er ſich in die Garonne ergieſst, und hier mit ſtärkerm Strom, in freier Lage zwiſchen Ufern flieſst, die mit vierfachen Reihen Pappeln bepflanzt ſind. Doch trägt er nur kleine Barken, und ihre öftern Umladungen wegen der vielen Schleusen, machen die Fahrt langsam und beſchwerlich.

Dieses finstere öde Toulouse! und hätte es mir die Wunder der Welt aufbewahrt, ich wäre vorübergeeilt. Der blutige Schatten eines ſchändlich ermordeten Greises, ſchwebte mir dort allenthalben vor. Ich glaubte Calas, das Opfer barbariſcher Intoleranz und des wilden Fanatismus, zu ſehen, wie er, verhöhnt vom Pöbel, mit dem hohen Bewuſstſeyn der Unſchuld an dem Selbstmord des Sohns zum Tode geht, und ſtill ergeben ſagt: *je crains Dieu, et n'ai point d'autre crainte!* — Noch jezt, nach vielen ſeit dieser unauslöschlichen Schandthat des ſogenannten philoſophiſchen Jahrhunderts verfloſsenen Jahren, verfolgt der fanatiſche Pöbel von Toulouse, mit Schimpfen und Steinwürfen, die, welche vor dem Hause des unglüklichen Calas verweilen! Und dieſe Menſchen ſollte man nicht haſsen?

Aus der neueſten Geſchichte des Landes hebe ich hier einen Zug aus, der, eines edlen groſsen Menſchen wegen, wieder mit dem Menſchenhauſſen verſöhnt. Ein Augenzeuge hat ihn mir erzählt.

In der Stadt Auch in Gaskogne, entſtand, im Jahre 1781 eine Feuersbrunſt. d'Apchon, damals Erzbiſchof des Sprengels, eilte herbei, um die Lö-

schungsarbeiten durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Aus dem obern Stokwerk eines brennenden Hauses schrie ein Weib um Rettung ihres Säuglings. Von Rauch und Flammen umgeben, hält sie ihn aus dem Fenster der Menge Menschen auf der Gasse entgegen. — „Wer," ruft der Erzbischof, „wer rettet das Kind! Er fordere die Belohnung von mir!" Es wagte sich keiner in die Gefahr: das Haus drohte einzustürzen. — „Drei tausend Livres," ruft d'Apchon, „gebe ich dem Retter! — — zwölfhundert Livres Renten! hinauf, zu Hülfe dem Kinde!" — Umsonst. — „So will ich es retten." Sein bischöfliches Gewand wirft er ab, stürzt in das flammende Haus, verschwindet hinter Rauch und Flammen — — ein Engel der Rettung, erscheint er in wenig Minuten wieder, trägt in seinen Armen das Kind. Hinter ihm und der nacheilenden Mutter, stürzt das Haus zusammen. Ihrem Schutzgott wirft sie sich zu Füsen, empfingt aus seinen Händen ihr Kind, und mit ihm, das Geschenk der umsonst ausgebotenen Rettungs-prämie. Der Erzbischof d'Apchon starb wenig Jahre nach dieser edlen That. Errichten Menschenhände ein schöneres Denkmal als dieses ist? —

So weit die Fragmente meines Tagebuchs. — Morgen verlasse ich Bordeaux, trenne mich mit schwerem Herzen von dem freundlichen Dach meines Bruders. Aber, ich komme ja Euch wieder näher! um die Hälfte des Weges näher .... Dann in wenigen Wochen sehen wir uns wieder.

20.

Paris.

Im September.

Die Geschichte meines Rükzuges von Bordeaux in der Diligence, ist blofs eine Wiederholung meiner Hinreise in derselben Form und in der guten Gesellschaft einer Dame, vormaligen Aebtifsin, aus einer der ältesten Ritterfamilien Frankreichs, eines vormaligen Officiers — und eines reichen blutjungen ächten Neulings aus der Provinz. Dieser machte die Reise in seinem eingebildeten Kokagnen-Himmel voll Geigen und Zuckerwerk nach der grofsen Hauptstadt, zum erstenmal, bewunderte allenthalben, starrte alles an, und ward bei der Annäherung von Paris von einem Fieberschauder der Freude und Neugier ergriffen. Das alles gab wenigstens zu lachen.

Der Weg hatte seine Neuheit für mich verlohren, empfindlicher waren nun die Stöfse, das Rütteln und Schütteln auf den abscheulichen Landstrafsen mit der schlechten Bewirthung und dem Nachtlager in den Gasthöfen; verdriefslicher war mir nun — das unangenehmste der Diligencereise, — das Weggeilen aus Gegenden und Städten, wo ich gern länger verweilt hätte. Neu und schön, und reitzend aber blieb das Loirethal zwischen Tours und Blois. Ich habe mir diese lieblichen Landschaften aus der Natur selbst tief in meine Seele gesenkt. Da steht ihr Bild, ein Fest meiner Phantasie für immer.

Mit zwei Neuheiten des Tages finde ich die nach neuen Dingen so gierigen Pariser beschäftigt: mit der jährlichen Ausstellung von Kunstwerken und mit den Geheimnifsen der Isis, (*les mysteres d'Isis*) Mozarts Zauberflöte. Den Tag überströmt die Men-

ge nach den Louvresälen zur Ausstellung; am Abend wallfahrten sie zu den mystischen Tempeln der Isis, des Osiris und Apis, zu den Pyramiden und dem Opferpomp Aegyptens, von deren Pracht ganz Paris spricht.

Was die Ausstellung betrift, so überlasse ich den öffentlichen Blättern und Zeitschriften, sie zu mustern, zu loben, zu tadlen. Die Arbeit wäre zu undankbar für mich. Nur im Allgemeinen will ich einiges von dem sagen, was ich in diesen ersten Wochen der Ausstellung in den Sälen des Louvres fand und beobachtete. Ich besuche sie täglich wegen der bunten Mannigfaltigkeit und des Wechsels der Gegenstände, wegen der Ebbe und Fluth der Menschen, darunter man alle seine Bekannten findet. Verzeihet aber, wenn die Bemerkungen etwas ungeordnet durch einander stehen. Das ist im Karakter des bemerkten Objekts. Mit Ausnahme einiger wenigen Gemälde, fehlen bis jezt in dieser Ausstellung alle Namen der hiesigen Meister; und: eleve de David, eleve de Regnault, de Vincent, de Guerin u. s. w. ist die Empfehlung, womit man sich begnügen muss, und die Bezeichnung mehrerer Gemälde, die für die Fortschritte der Kunst etwas versprechen. Des Vortreflichen ist noch nichts, des Mittelmäfsigen manches, und des Schlechten viel da. Ich rede von diesen ersten Wochen: denn von Tag zu Tag wird die Ausstellung erweitert, und man hofft immer auf das Befsere. Warum werden die Säle geöffnet, ehe viele der Darstellung würdige Gegenstände bei einander sind? es ist Precipitation im Kleinen wie so manches in der Republik im Grossen. Wer in der ersten Woche diese Ausstellung gesehen, und mit dem Eindruk Paris verlafsen hat,

kann, so sehr er auch Unrecht hätte, nur von dem Verfall der Künste in Frankreich reden. Aber die guten Künstler, die Meister aller dieser Eleven haben auch Unrecht, dafs sie ihre Werke der öffentlichen Ausstellung verweigern, oder wenn einige sie dazu bestimmten, mit einem vornehmen Zurüktreten, später damit erscheinen werden. Wie denn? halten sie die Aufstellung ihrer Werke neben den Arbeiten ihrer Schüler und den Versuchen braver Liebhaber und Künstlerinnen unter ihrer Würde? oder, wollen sie diese durch die Nichtkonkurrenz ihrer Gemälde schonen? oder, scheuen sie die Vergleichung der Meisterwerke unter sich? Sie haben Unrecht in jedem dieser Fälle; sie verkennen den Zwek einer Ausstellung, vermindern ihre gute Wirkung auf das Publikum und auf die Genofsen ihrer Kunst. In den Augen des Kenners, und des billig urtheilenden Liebhabers gewinnt selbst die Arbeit des Lehrlings in der Vergleichung mit der des Meisters, und ist dem Schüler ein Sporn zum Nachringen. Ermunterung ists, wenn der Kenner den Geist des Meisters in seinem Gemälde erkennt. Das Publikum soll in der Ausstellung den ganzen Zustand der Künste mit seinen Auf- und Abstufungen finden, soll die verschiedenen Manieren und Karaktere der ausgeführten Werke sehen, vergleichen, und dadurch lernen. Selbst zur Wahl für die fortschreitenden Künstler und Liebhaber, sollen verschiedene Muster zur Nachahmung dargestellt werden. Dies ist, wenn ich nicht irre, der Zwek solcher Ausstellung von Kunstwerken; und wie sehr wird dieser Zwek hier verfehlt! Der Vorwurf, welcher David gemacht wird, er habe zuerst den übrigen Künstlern das Beispiel gegeben, seine Arbeiten dem Salon der Ausstellung

zu verweigern, hat sich mit dem Gemälde der Sabinerinnen und noch mehr mit Bonapartes Bildnifs bestätigt. Es sollte an sich selbst nicht getadelt werden, dafs der Künstler eine grofse Arbeit, die, wie das erstere dieser Gemälde vier Jahr Zeit und Anstrengung erforderte, und ihm selbst Kosten verursachte, sich vermittelst einer Privatausstellung des Gemäldes, wozu der Eintritt bezahlt wird, diese Arbeit belohnen läst, da der Verkauf eines solchen Werks ja ungewifs ist, sich verzögert, und der Künstler leben mufs. Hierin hat David das Beispiel der alten griechischen Künstler für sich. Aber warum gab er das Gemälde, nach achtzehnmonatlicher Privat-Ausstellung, welche ihm eine grofse Einnahme brachte, nicht zu der disjährigen öffentlichen Ausstellung her, um dem gröfsern Publikum den Anblik genieſsen zu lafsen? Und noch mehr; warum stellte er nicht Bonaparte's Bildnifs aus? Ein Gemälde wie dieses, dessen Gegenstand der Nation und dem Jahrhundert angehört, sollte, selbst noch frisch vom Pinsel, den Augen des grofsen Publikums nicht entzogen werden. Und auch dieses Bild, wovon Bonaparte das eine, und der König von Spanien das andere, ohne Zweifel mit so viel als David dafür fordert, bezahlt, soll nun nächstens, für 36 Sous bezahlten Eintritt, ausgestellt werden! Nein nicht Xeuxis Vorbild, worauf David sich beruft, nicht die Autorität des Aelian, Pausanias, und Anacharsis, können diese Trödelei mit der Kunst, bei einem solchen Gegenstande entschuldigen. David, der mit seiner glühenden Phantasie, mit der Hoheit seiner Kunst nur in griechischen Sphären schwebt, sollte auch liberal denken wie die Griechen. — Die vorzüglichen Künstler Vincent, Regnault, Gerard und Sauvage, wer-

den noch, aber wohl erst in der letzten Zeit der Ausstellung, welche zwei Monate dauert, Gemälde liefern. Isabey hat ein unübertreffliches Miniaturgemälde ausgestellt; einen Greis mit dem Blik der Hoffnung über das Grab hinaus, an dessen Schulter sich ein Jüngling lehnt. Herzerhebend ist die Idee; und wie ausgeführt! — Von Bonaparte kommen heute Bildnisse, und verschwinden morgen wieder; Kunstwerke in allen Formen, Stoffen und Gröfsen, die meisten unbedeutend, alle gar nicht oder in Karrikatur ähnlich. Ein grofses Schlachtgemälde von Marengo erregt Interesse sowohl wegen des Gegenstandes und der lebendigen Darstellung, als wegen des Meisters, eines Artillerie-Kapitains Lejeune, der bei der Schlacht gegenwärtig war. Hües Schiffbruch voll grausender Wirkung, dessen ich schon erwähnt habe *) ist seit einigen Tagen in der Ausstellung. Der Tod einer Vestalin von Peytavin; eine Sapho von Legros, zwei Schüler Davids, und vielleicht noch ein Paar historische Kompositionen, sind das vorzüglichere, was die Ausstellung bis jetzt in diesem Fache hat. Man zählt unter dreihundert Oelgemälden hundert und vierzig Portraits, darunter mehrere bessere von Künstlerinnen sind. Zu dieser bessern Klasse gehören auch noch einige Landschaften. — Im Vorhofe des Louvres steht eine Reihe Marmorbüsten, mir das liebste in dieser Ausstellung, bei welchem ich gerne verweile. Der Gedanke Bonaparte's, in dem grofsen Audiensaal des Konsular-Pallastes diese Bildnisse grofser Männer aufzustellen, ist schön, aber nicht alle Künstler haben durch die Ausführung der bestellten Arbeit ihm entsprochen. Es ist manche Schülerarbeit unter diesen neun-

*) Im 1sten Bande 6ten Br.

zehn, theils in modernem theils in antikem Geschmak gearbeiteten Büsten, und das sollte nicht sein. Der Wahl der Männer wegen, die hier dargestellt, und mehrere mit grosem Geist und Helden ausdruk dargestellt sind, setze ich die Namen her, so wie der Zufall sie in der Ausstellung gereihet hat. Der erste ist, wie die Umschrift lautet, *le grand Frédéric*, eine Karrikatur-Aehnlichkeit, wie fast alle Bildnisse des grosen Mannes; wahrscheinlich nach der Todten-Maske von Gips gemacht. Im Munde ist der verzogene Todeszug. Ueber beiden Augenbraunen hat der Bildhauer zwei dike Knollen aufgeworfen, um dem Kopf nach seinen Ideen ein heroisches Ansehen zu geben, ihn aber ungebührlich dadurch entstellt. Dann folgen die Büsten, der Blaise-Pascal, Generale Joubert, Hoche, Prinz Eugen, Admiral Ruyter, Colbert, General Max Caffarelli Dufalga *) welcher an seines Freundes Bonaparte's Seite vor Saint Jean d'Acre fiel, Kleber, Lavoisier, Sully, König Gustav Adolph, Kanzler l'Hopital, General Marceau, Scipio der Afrikaner, General Dampiere, Marleborough, Lamoignon — Malesherbes, Admiral Trouin. Diese Galerie grosser Manner aller Nationen und Zeitalter, wird noch vermehrt werden, ehe man sie an dem ihr bestimmten Ort aufstellt, und dann vielleicht auch mehr bedeutende Künstlerarbeiten liefern: dann weder Houdon's Namen, noch Moittés, Dejoux und anderer sind bis jezt dabei. Unter den Bildhauerarbeiten macht eine grose

*) Ein Bruder, des mir in einer Stunde unserer Bekanntschaft am lezten Abend meines Aufenthalts in Paris sehr werth gewordnen jüngern Generals Caffarelli, vom Stabe der Konsular-Garde, eines liebenswürdigen gebildeten Mannes, der von Bonaparte geschazt wird.

Gruppe von Clodion, eine Scene aus der Sündfluth im Katalog benannt, viel Aufsehen. Wirklich ist ein Stük der Fluth in der soliden Gipsmafse zu sehen. Sonderbare Verirrung des Künstlers! Der übrige Theil der Gruppe verdient Lob, der kraftvolle nervigte Vater, der den kaum noch athmenden Sohn auf eine waſserfreie Höhe trägt, ist in allen Theilen treflich ausgeführt, und voll Ausdruk. Aber die im Wafser liegende schöne Mutter neben ihm, welche ihr Kind auf eben diese Höhe gebracht hat, und nun versinkt, gleicht einer mit halbem Leib Eingegrabenen, und macht, so wie sie da aus dem Wellen bedeutenden Gipsguſs hervorragt, gegen des Künstlers Zwek, eine viel mehr widrige als eine rührende Wirkung. — Noch viele Schülerschnitzer im eigentlichen Sinne, sind unter den ausgestellten Bildhauerarbeiten. Man spricht aber von beſsern Stüken, die künftig erscheinen sollen. Houdon hat ein paar Ausgüſse von treflichen Portraitbüsten geliefert.

Die Leere an Meisterwerken, welche ich in den vollen Sälen dieser Ausstellung finde, ward mir gestern durch den Anblik eines einzigen, herrlichen Gemäldes ersezt; eines Gemäldes, das für sich eine ganze Gallerie aufwägt, und von seinem jetzigen Eigenthümer, dem reichen Tuchfabrikanten Decretot auch dafür geachtet und statt einer ganzen Sammlung beſsefsen wird: ich sah in seinem Hause kein anderes Bild — als diesen berühmten Marcus Sextus von Guerin, einem jungen vollendeten Künstler. Wie viele haben geendet, könnte man von ihm sagen, wie dieser beginnt? Als das Gemälde in einer der vorigen Ausstellungen erschien, ward dem jungen bescheidenen Manne ein Triumph zu Theil, wie vielleicht nie ein Künstler genoſs. Oeffentlich

huldigten ihm die Veteranen der Kunst, und krönten Guerin mit dem wohlerworbenen Kranz des Verdienstes. Die französischen Annalen der Kunst und alle Zeitschriften haben längst das Gemälde beschrieben: ich will nur den Umriſs wiederholen, und den Eindruk, den es auf mich machte. Der von dem Tyrannen Sylla ins Exil geschikte Marcus Sextus kommt in dem Augenblik in ſein Haus zurük, als ſein Weib, dem Gram unterliegend, eben verſchieden iſt; hingeſtrekt liegt das ſchöne Weib auf dem Bett; von dem Sterbeküſſen iſt das Haupt herabgeſunken, auf den erblaſsten Lippen ſcheint noch der im Tode ausgeſprochene Name des abweſenden Geliebten zu ſchweben. Ueber dem Haupte entflieht der Dampf der verlöſchenden Lampe, welche auf einer Wandkonſole ſteht. Dieſer Marcus Sextus ſelbſt! — wer vermag den Ausdruk des der Verzweiflung nahen, dumpfen, finſtern, ſprachloſen Schmerzes zu beſchreiben! Mit ſtraff vor ſich hingeſtrekten Beinen hat er ſich auf das Seitenſtük des Bettes niedergelaſſen, die Hand der Todten ergriffen, ſie in die ſeinige gefaltet; er blikt — nein, er ſtarrt aus den verſteinerten Augenhöhlen hinaus in eine für ihn qualvolle Zukunft. Zu ſeinen Füſsen liegt, ſeine Knie umfaſsend, die weinende Tochter; aber durch den beträuten Blik des ſchönen Auges glänzt doch der Stral der Freude, über den wiedergefundenen Vater. Die Beleuchtung des Bildes, iſt eben ſo neu, als höchſt frappant. Durch die offene Thür fällt ein ſtarkes Licht auf den todten Körper und auf die Tochter, die Figur des Vaters iſt im Halbdunkel gehalten und nur die rechte Seite beleuchtet. Die Wirkung dieſes bewundrungswürdigen Ganzen ſteigt mit jedem Moment des Anſchauens. — — — —

Hier brach ich gestern ab, um den Entschluſs, auch endlich einmal die Mysteres d'Isis zu sehen, auszuführen. Bei dem Sturm, womit die Pariser fortwährend zu der Vorstellung dieser Oper eindringen, und bei meiner Furcht vor der Stikluft des Hauses gehörte in der That Entschluſs dazu. Die Gefahr, erdrükt und erstikt zu werden, habe ich nun einmal bestanden; zum zweitenmal mache ich das Wagestük nicht, und dieser Isisgeheimnisse wegen am wenigsten. — Die Parodisten nennen die Oper — denn darein ist die durchaus verschnittne Zauberflöte verwandelt — les miseres d'ici, opération de Mozart. Wie würde den groſsen Tonkünstler diese Verstümmelung seiner Musik, diese Umwandlung des ganzen Karakters seiner Komposition erzürnen! Unter dem Vorwande, die Zauberflöte dem Gaumen der Pariser genieſsbar zu machen, hat man damit angefangen, das Werk Mozarts zu zerstören, es dann in andere Form gegoſsen — und die Cirkel in Vierecke verwandelt. An dem Sujet, als einem solchen, war nichts zu verderben, aber es gehörte einmal unzertrennlich zu der Musik, zu dem ganzen Plan und Gang der Komposition. Nun ist das Sujet durch Veränderung vieler Personen und ihrer Karaktere verdrehet; neue Worte von der Musik fremdem und ganz anderm Sinn als die deutschen, sind als Arien untergelegt, in Duo's, Trio's u. dgl. verändert. Das Tempo wird vom Orchester anders genommen, und den travestirten Worten angepaſst. Zur Zauberflöte nicht gehörende Arien aus andern Kompositionen Mozart's, *Don Juan*, *la Clemenza di Tito*, sind hineingeschoben u. s. w. — Was aber die Täuschung des Auges, durch Dekorationen, Pomp, Kostume, Tänze und Ballete betrift, so hat die Kunst sich da-

rin erschöpft. Der majestätische Isistempel im ersten Akt, in dem folgenden der Vorhof mit den Pyramiden, die Opfermärsche, die Anbetung der Göttin; dann die Katakomben, der düstere Tempel der Götter der Nacht, der leuchtende Sonnen-Tempel am Schluss; vor allen aber die plötzliche Eröffnung der Hinterbühne mit einer Aufsicht in den Orkus in Feuergluth und den Martern der Verdammten, unmittelbar durch die frappantesten Kontraste der Aufsicht in Elysium vom blendend aetherischen Glanz umstralt — dieses alles mit den Tänzen, worin die ersten Künstler der Oper wetteifern, ist ein wahrer Zauber. — Ueber den dem Meisterwerk unsers Mozart in Paris gegebnen fremden Karakter, ist von unserer Freundin R — S. in einem öffentlichen Blatt ein sehr richtiges Urtheil gefällt, und gleich darauf in allen Journalen von Paris nachgedrukt. Es macht mir selbst Vergnügen, die kleine Kritik einer Deutschen über ein von unsern Nachbarn verschnittenes deutsches Werk hier zu übersezen. *)

„ich habe," schreibt sie „die Mysteres d'Isis gesehen. Dekorationen, Tänze, Pomp, Kostum, alles das ist bezaubernd. Nie vielleicht haben die theatralischen Spiele irgend einer Nation etwas geliefert, was mit dieser Pracht, mit dieser imposanten Hoheit, und mit diesem Reitz zugleich vergleichbar wäre. Ein Schauspiel sah ich, das meine gespannteste Einbildungskraft überflog — aber, Mozart's Stük, seine treffliche Musik? — nein! die waren es nicht."

„Die Zauberflöte ist eine sogenannte komische

*) Die Rubrik des Aufsatzes ist: *Sur les Mysteres d'Isis et la Flute enchantée, traduit d'une lettre d'une Dame allemande.*

Oper, eine mit kleinen Arien gemischte Komödie. Der Dialog wird abwechselnd gesprochen und gesungen. Auf dieses Thema fezte Mozart seine köstliche Musik, deren süfser Zauber, von Anfang bis zum Schlufs, unbeschreiblich ist."

„Dieses Werk des Deutschen in eine grofse Oper umzuschaffen, heifst ganz offenbar, seine Natur entstellen. Man hat zu diesem Zwek das ganze Gedicht mit ihm fremden Recitativen durchflochten, hat Arien und Gesänge einschalten müfsen, welche, wenn sie auch von einem Verfafser wären, weder zu demselben Stük noch zu derselben Bildung dieses Ganzen gehören. Dann hat man dem Stük auch noch sehr viele heterogene Gegenstände beifügen müfsen, um daraus die prächtigen Ballette zu formiren. Aus diesem Allen, ist ein Ganzes entstanden, welches nicht mehr Mozart's Stük ist; gestört ist seine musikalische Einheit, verwischt sind Plan und Zweck, kaum erkennt man noch einige zerstreuete Züge des deutschen Tonsetzers."

„Hätte man uns nur noch Mozarts Musik, wie er sie lieferte, gegeben; aber, viele der allerausgezeichnetsten Arien haben in der Parodie ihren Karakter, ihre natürliche Physiognomie eingebüfst. Tack, Ton, Ausdruck, alles ist verfälscht."

„Der Bochoris in der französischen Oper, ist im Deutschen ein junger, frölicher, naiver Vogelfänger, etwas Pofsenreifser (*bouffon*) nebenher. Er trägt ein Kleid von Vogelfedern zusammengefezt, — auf dem Rüken ein Bauer um die gefangenen Vögel hinein zu fetzen, in der Hand eine Pfeife, um sie zu locken. Ein munteres Ritornell kündigt ihn an, er tritt auf, und singt: Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig, heysa! hopsasa! u.

ſ. w. *) — So lautet der Text, welchen Mozart von ſeinem Dichter empfing, und ihn nach der anpaſſenden Form in Musik wiedergab. Statt dieser bäurisch-fröhlichen Worte, legt der französische Dichter ſeinem Bocboris empfindsame Worte in den Mund. Er ſpricht da von: *mere de la nature*, von *graces fidelles*, von *l'amour qui vole autour d'elles* u. dgl. Ganz hübsch mag das alles ſein; aber Mozarts Musik paſst nicht mehr dazu."

„Auf der Melodie, womit der deutsche Bocboris ſeine Sehnsucht nach einem weiblichen zärtlichen Wesen, das zu ihm paſst, ausdrükt, ſtimmt der Franzose ein Stük epikureischer Moral an. *La vie est un voyage — tachons de l'embellir...* u. ſ. w. Das wollte doch wahrlich Mozart nicht damit ſagen. Und eben ſo wenig wollte er, daſs aus ſeinem ſchönen Gesange in Strophen, den der Vogelfänger mit der Prinzeſsin Tamina ſingt, ein gelegentliches Trio: *je vais revoir l'amant que j'aime* u. ſ. w. gemacht würde. Im Deutſchen iſt

*) Eine wohlgerathene Probe, wie diese Arie wörtlich hätte überſezt werden können und müſsen, um ihren Karakter beizubehalten, giebt der franzöſische Ueberſezer dieſes Briefes, ſtatt des untergeſchobenen Pariſer Gesanges, welcher pathetiſch ſo anfängt: *Sous les yeux de la déeſſe*, in eben dieſem Pathos fortfährt und endigt. Folgendes iſt die Ueberſetzung des: der Vogelfänger bin ich ja!

C'est moi qui ſuis l'oiſeleur, oui-da!
Joyeux, diſpos, ta-la! la-la!
L'oiſeleur de grands et petits
Est connu par tout le pays.
Il ſait piper, tendre un filet,
Tirer des ſons du flageolet. — (Flötenakord)
Allons donc gai! car ſur ma foi
Tous gentils oiſeaux ſont à moi. — (Flötenakord)

dies eine Hymne an die Liebe, ein Loblied auf Hymen: „Nichts schöner ist in der Natur, als das schöne Paar des Mannes und Weibes." Das sagt der Text. „Der Gesang ist vortreflich, wenn man den Sinn dieser Worte damit verbindet, und den Begriff der Unschuld, der Unbefangenheit, der Sehnsucht der beiden jungen Leute in dieser Scene."

„Eben so ists mit der Scene, wo die Nymphen der Nacht den schlafenden Prinzen von einer ihn anfallenden Schlange gerettet haben. Die Töne dieser jungen Mädchen, welche nie einen Mann gesehen hatten, drüken ihr Erstaunen, ihre Furcht aus. Keine Spur ist davon in dem französischen Trio der Weiber aus dem Gefolge der Myrrhene. „Und die köstliche Arie voll Entzüken, des Mohren Monostatos, der die schlafende Prinzessin beim Mondschein beschleicht, und ihr einen Kuss raubt! In der französischen Oper singt ein Weib, Mona, die man weiss nicht warum, in eine Alte verkleidet, ist, diese Arie mit dem Ausdruk der tükischen Schlauheit. Dabei geht alle Kraft, alle Grazie dieses Gesanges verlohren."

„Von den vom Original abweichenden Tonarten, worin einige Arien übersezt sind, will ich nicht einmal reden: auch nicht von andern Verfälschungen. Nur das muss ich beklagen, dass man sehr schöne Arien unterdrükt hat. Mir ist es besonders leid, um das von zwei Kindern gesungene sehr angenehme Duo, und um ein andres, das von dem Prinzen und der Prinzessin nach der überstandnen Feuer- und Wasserprobe gesungen wird. Diese Begebenheit zweier Liebenden, welche die Gefahren und Mühen der Weihe miteinander theilen und tragen, giebt dem deutschen Gedicht, so erbärmlich es an sich selbst sonst ist, bei mir schon den Vorzug.

„Doch habe ich auch bemerkt — damit ich nichts verschweige, — dafs mehrere Arien Mozarts, mit dem ihnen eignen Karakter treu gegeben wurden. Unter andern die: „In diesen heiligen Hallen*) *(Dans ce séjour tranquille &c.)* Nur ist es Schade, dafs der Sänger Cheron glaubt, die zweite Strophe unterdrüken zu müfsen. Meint er etwa, dafs ein zu sehr verlängertes Vergnügen, für Pariser Zuschauer Langweile werden möchte?"

„Es heifst übrigens, dafs eine deutsche Schauspielergesellschaft, welche sich auf einige Zeit in Paris niederlafsen will, Mozarts Zauberflöte im olympischen Theater geben wird. Der Erfolg ist zu erwarten.**) Die Neuheit hat in diesem Lande zwar viel anziehendes: allein unsre Schauspieler stehen in der Komödie den Franzosen nach, und sind weniger gute Sänger als die Italiener. Von einer Seite werden sie bei der Vergleichung immer verlieren. Zudem ist die Bühne nicht der Theil unsrer schönen Literatur, defsen wir uns im Auslande sonderlich rühmen dürfen." — — —

So weit unsre Freundin über Mozarts schönes Werk, das man hier zerreifst. Mehrere Deutsche die in Paris leben, sind in öffentlichen Blättern auch gegen diesen Bastard aufgestanden, aber mit viel

*) Verglichen mit der hohen Einfachheit des Vortrages unsres deutschen Fischers dieser in ihrer Art einzigen Arie voll Erhabenheit und Salbung, vermifste ich viel bei Cheron. Das Manieriren kommen französische Sänger nicht lafsen, und nirgends ist das weniger pafsend, als in diesem göttlichen Gesang. *M.*

**) Die ephemere Erscheinung dieser Gesellschaft verschwand wieder noch ehe sie diesen Plan ausführte. Ich habe im 9ten Brief des 1sten Bandes davon gesprochen.

weniger Takt, weniger Zartheit der Empfindung und Feinheit des Ausdruks, als in dieser Kritik herrscht.

Vestris, — er mögte sich gern den Grosen nennen lasen — schikt sich an auf Reisen zu gehen. Vors erste nur durch Frankreich *), aber keiner sehnt sich wohl mehr nach dem Frieden, um einen Pas nach London zu erhalten, und dort lange vermisste Guineen zu sammeln. Seitdem seine Sonne sich etwas zu neigen anfängt, und er seine starken Nebenbuhler Milon, Beaupré, Saint Amand u. a. neben sich grosen Beifall erndten sieht, geizt er mehr wie je nach diesem. Er trozt nicht mehr wie sonst dem Publikum und den Königen. So oft ich ihn sehe, fällt mir sein Stolz, und seine Demüthigung ein, die er für jenen erdulden mußte, als der unglükliche Gustav III in Paris war. Die Königin hatte sich die Freude vorbehalten, ihrem hohen Gast den grösten europäischen Tänzer, den sie vorzugsweise ihren Tänzer nannte, selbst zu zeigen. Eines Abends als Vestris in der Oper tanzen wollte, und sie ihm ihre und des Königs von Schweden Gegenwart hatte ansagen lasen, kommt sie mit diesem von Versailles nach Paris. In ihrer Loge erfährt sie, Vestris wolle nicht tanzen. Sie schikt zu ihm aufs Theater, läst ihn darum bitten. Antwort: Nein, er befinde sich nicht wohl. Sie schikt einen Kammerherrn mit der wiederholten Bitte, wenigstens zu figuriren, und dann eine Menuet zu tanzen. Abgeschlagen. Das Publikum hatte unterdesen die Verhandlung zwischen der Königin und dem Tänzer *par excellence* erfahren, und fordert laut seine Erscheinung, da er

*) Er reiste bald darauf mit den Damen Contat und Raucour nach Bordeaux, wo die Zeitungen sie in der Garonne ersaufen liesen.

hinter den Koulissen stand, um seines Triumphs über den Willen einer schönen Frau, der alles zu Gebote stand, zu geniefsen. Nichts half bei dem Starrkopf. Nun erscheint ein Gardeofficier. Vestris ward auf der Bühne arretirt, und büfste seinen hochfahrenden Stolz mit vierzehntägigem Gefängnifs. Als er das erstemal wieder auf die Bühne tritt, wird gezischt, gepfiffen, gepocht. Vestris tanzt während des Gepolters, und schöner als je. Das Publikum ruft: *à genoux! à genoux!* Vestris kehrt sich nicht daran, und tanzt. Das Parterre tobt, fährt fort zu schreien, er solle kniend um Vergebung bitten. Vestris tanzt fort; aber während er sich der Vorderbühne einige mal in der Wendung seines Solotanzes nähert, macht er leichte Kniebeugungen, als ob sie zu der Figur des Tanzes gehörten, und gleich darauf seine gewöhnlichen Entrechats. Das Publikum lachte, und bedekte das pantomimische *bon mot* seines Lieblings, der seinen Richter doch eigentlich nur nekte mit rauschendem Beifallklatschen.

Mlle. Contat, mit Recht Thaliens Liebling, und der des ganzen französischen Publikums, war in Rouen, wo sie, wie allenthalben vor einem zum Erstikken vollen Hause spielte. „Mlle. Contat, sagt ein öffentliches Blatt aus Rouen," hat es sich selbst beizumefsen, dafs wir sie nicht beklatschten. Wir konnten die Hände nicht rühren."

Mit 60,000 Livres jährlicher Einnahme, die man dieser Künstlerin zurechnet, darf sie ihre Kunst belohnt nennen. Ihr Gehalt beträgt 36,000 Livres; sie hat aufserdem 12,000 Livres Nadelgeld (*pour le pot de vin*) und eine jährliche Frist von zwei Monaten um zu reisen, (*congé*) die ihr für Gastrollen noch 12,000 Livres einbringt. — — — Aber ich verliere mich auf den Bühnen.

Ein Interesse höherer Art beschäftigt jezt die hiesige Republik der Gelehrten und Künstler, und wird lebhaft für und wider bestritten. Das ist der neulich erschienene Konsular-Beschluss zur Verlegung der National-Bibliothek nach dem Louvre. Sie ist eben so wünschenswerth, als die Vereinigung aller Schätze der Wissenschaften und Künste in einen ganz dazu geweiheten National-Pallast. In dem grosen Gebäude in der *la loi* Strasse, wo die Bibliothek beinahe seit einem Jahrhundert steht, ist sie wegen der Nähe des grosen Opernhauses ihr gerade gegen über, in dieser nicht sehr breiten Gasse, der Feuersgefahr sehr ausgesezt. Von eben dieser Gefahr, würde dann jener von Künstlerfamilien bewohnte Pallast auch befreiet werden, welcher wegen der schönsten Kunstwerke der Welt, die er bewahrt, allen Nationen angehört *). Den im Louvre wohnenden Künstlern, ist angedeutet, dass sie mit ihren Familien und Haushaltungen in zwei Monaten diese Wohnung verlasen müsten. Die Frist ist sehr kurz, und sezt die guten Leute in grose Verlegenheit. Die Regierung will ihnen die Alternative der Hausmiethe, oder Wohnungen geben. Hiezu sollen, wie es heisst, die Gebäude der alten Sarbonne, nebst einem Kloster, und das vormalige College Mazarin am Seine-Quay bestimmt sein. In dieses leztere prattliche Gebäude, welches alsdann den Namen *Palais de beaux arts* erhält, wird aus dem Louvre die Akademie der Bildhauer- und Baukunst mit ihren Sammlungen gebracht, und auch dadurch im Louvre Platz gewonnen werden. Aber diese Gebäude sind, ohne vorhergegangne Einrichtungen, zu Haushaltungen nicht geeignet, welche nothwen-

*) s. unter Bd. im 6ten Br.

dige Veränderungen, Zeit und Geld kosten werden. Und doch sollen die vielen Künstler mit ihren Familien, mit den unverheuratheten in zwei Monaten das Louvre räumen, damit der neue Bau für die Bibliothek angefangen, und bald geendigt werden könne. Das bringt die Leute zur Verzweiflung. Eine etwas burleske Scene war schon Folge davon. Eines gewissen Künstlers Frau von heroischem Karakter, die mit ihrem Mann eines der schönsten Quartiere im Hofe des Louvres bewohnt, sprang, als sie neulich den Baumeister, welcher den Louvrebau vornehmen soll, über den Louvreplatz gehen sah, zum Hause hinaus, ihm entgegen, und fuhr ihn mit so derben Apostrophen an, dass der erschrokne Mann, der sich zu schwach fühlte, einen Amazonenkampf zu bestehen, sich stillschweigend aus dem Gedränge zog. — So gutgemeint und nützlich der Plan dieser Verlegung der Bibliothek nun auch ist, so ist er doch auch präcipitirt zu nennen, und scheint von Bonaparte, dem der Befehl nur einen Federzug kostete, ohne Berathschlagung weder mit wirklich Bau- und Ortkundigen, noch mit den Bibliothekaren der National-Bibliothek genommen zu sein. Nach dem Konsular-Beschluss, soll die Verlegung im 11ten Jahr, also schon in zwei Jahren geschehen. Kein Gebäude ist weniger zur Aufstellung einer Bibliothek von dieser Grösse, geeignet, als das zum Theil verfallne, zum Theil verbauete und unfertige Louvre. Ungeheure Kosten und viele Jahre werden zu den neuen Einrichtungen erfordert. Als Bonaparte, nach dem gegebnen Befehl, wozu der Beschluss auf einseitigen Bericht des Ministers Chaptal genommen ward, seinen Baumeister Perrier über diesen Gegenstand zu Rath zog, antwortete dieser: es sey unmöglich, die

Einrichtung des Louvres zur Aufnahme der National-Bibliothek innerhalb zwei Jahren zu machen. Er könne sie nur in sechs bis sieben Jahren zu vollenden übernehmen, und der Bau werde acht Millionen Livres kosten. Der Anschlag für die Tischlerarbeit an neuen Fenstern und Thüren würde allein schon zwei Millionen betragen u. s. w. Aber Bonaparte weifs Schwierigkeiten zu bekämpfen, und zu grofsen Unternehmungen Geld anzuschaffen. Man mufs erwarten, welche Folge er dem genommnen Konsular-Beschlufs geben wird *), wozu freilich ein blofses Machtwort nicht zureicht. — Die ungefragten Bibliothekare der National-Bibliothek erfuhren den wichtigen Beschlufs erst aus den Zeitungen. Seit einigen Jahren sind grofse Summen an die Ausbesserung des Gebäudes der Bibliothek, welches lange ohne Reparatur gelafsen war, verwandt worden, und noch jezt wird beständig daran gebauet. Diese Kosten wären denn jezt wenigstens halb verschwendet. Uebrigens wird nach dem Plan des Ministers des Innern sehr darauf gerechnet, dafs durch den Verkauf dieses Gebäudes ein grofser Theil der Kosten zu dem Louvrebau aufgebracht werde: wiewohl nicht recht abzusehen ist, von welchem Partikulier, und zu welchem Gebrauch dieses ungeheure Gebäude angekauft werden soll.

Bei meinen Besuchen der schönen, reichen und wohlgeordneten National-Bibliothek und bei ihrer Benutzung, habe ich mich der liberalen Güte und Bereitwilligkeit des Bibliothekars Vanprades sehr

*) Der eiligen Räumung des Louvres durch die Künstler ist seitdem schon eine verlängerte Frist gegeben. Und auch mit dem übrigen Plan wird wohl nur mit Weile geeilt werden mufsen.

zu rühmen. Ohne weitre Empfehlung, blofs von meinem Freunde Houdon in sein Arbeitszimmer eingeführt, fand ich jedesmal die freundlichste Aufnahme. Auch während der jetzigen Ferien der Bibliothek ist mir der Zutritt erlaubt; ich erhalte Bücher, selbst Kupferwerke ohne Zeitbestimmung mit nach Hause. Vanprades gehört zu den Beamten, die ganz für ihr Fach geeignet sind: er ist ein geborner Bibliothekar. Mit der höflichsten und unermüdlich dienstfertigsten Begegnung der die Bibliothek Besuchenden verbindet er den Geist strenger Ordnung, in der Leitung sowohl des Wesentlichen als auch des Mechanischen seines mühsamen Amtes und Kenntnisse der Literatur des Auslandes. Seine Bekanntschaft, und die Benutzung des Schatzes der Wissenschaften, darüber er gesezt ist, gehören zu den dankbarsten und interessantesten Erinnerungen meines hiesigen Aufenthalts.

Eine Gelehrten-Gesellschaft, welche durch den Gemeingeist der sie belebt, und durch zwekmäfsig organisirte Thätigkeit, der allgemeinen Achtung, die sie geniefst, werth ist, ist die **Ackerbau-Gesellschaft** (*Société d'Agriculture*). Sie zählt die ersten Pariser Gelehrten unter den Physikern zu ihren Mitgliedern, und versammelt sich einmal in jeder Dekade an einem Vormittage im Hotel des Präfekten von Paris, am Vendôme Platz. Ihre Stiftung fällt in die Jahre vor der Revolution; dann ruhete ihre Thätigkeit lange; seit zwei Jahren ist sie wieder erwacht, und mehr wie jemals wirksam für die Beförderung des Ackerbaues, und die damit verwandten Zweige der Land-Industrie. Der für diese wichtigen Gegenstände des innern Glüks ungemein thätige *François de Neufchateau*, welcher in

kurzer Zeit, Staatsminister, Director, und Friedensgesandter der Republik war, ist jezt Präsident dieser Gesellschaft. In einer ihrer DekadenSitzungen vor zwei Monaten, hörte ich ihn eine treffliche Abhandlung über die Pflüge verlesen, worin er die Geschichte ihrer Erfindung, Vervollkommnung und ihres Gebrauchs in allen Ländern entwikelte, und Vorschläge machte, von den vorzüglichsten, besonders von englischen, deutschen und schwedischen PflügenModelle anzuschaffen, um sie nach dem Verhältnifs, und der verschiednen Beschaffenheit des Bodens von Frankreich, einzuführen. Eins der achtungswürdigsten Mitglieder dieser Gesellschaft, Lasteyrie, dessen frühere Bekanntschaft ich schon auf seiner blofs der Agrikultur wegen unternommenen nordischen Reise machte, hatte zu dieser Abhandlung, die sehr bedeutenden Beiträge seiner in den verschiednen Ländern, und auch in unsren Holsteinischen Gegenden gemachten Erfahrungen geliefert, wozu die Hamburgische patriotische Gesellschaft ihn damals mit Nachrichten, Modellen und Zeichnungen vorzüglicher Ackergeräthe unterstüzte. — Ihre öffentlichen Versammlungen hält die Gesellschaft in der ehemaligen Kirche der Kongregation, *de l'Oratoire* genannt. Sie gleicht einem schönen gewölbten regelmäfsigen Saal, und ist, zu öffentlichen Versammlungen mehrerer hiesigen Societäten eingerichtet, mit amphitheatralischen Sitzen umgeben, mit Tapeten aus der Goblinsfabrike behängt; und hat eine Rednerbühne, und Präsidenten Bureau. Abhandlungen der Mitglieder werden in diesen Versammlungen verlesen, Prämien für beantwortete Preisfragen und für Verdienste um die Beförderung des Landbaues vertheilt, und neue Aufgaben publicirt.

In eben diesem schönen Saal, hält das Lycée des Arts seine öffentlichen Sitzungen, seitdem ihr Versammlungssaal, der vormalige Circus in dem Garten des *palais royal* niedergebrannt ist. Ich fand in einer dieser öffentlichen Versammlungen des Lycée, weniger Posaunenton, weniger Paukenwirbeln, weniger Trommeln und Pfeiffenlärm, als im Jahr 1796 *). Die zahllosen Krönungen haben sich etwas vermindert, und die Gesellschaft scheint überhaupt einen ernsthaftern Karakter angenommen zu haben. Doch war es noch eine lange Sitzung, und die verlesenen Lobreden, besonders die Gedichte waren noch immer so wäfsrigter Natur, als sie der französische Parnafs längst zu liefern pflegt. — Solche öffentliche Versammlungen der hiesigen Societäten zu besuchen, gehört zu dem Ton der Pariserinnen. Ich lobe diesen Ton, wodurch er [illegible] auch motivirt sein mag. Mögen sie kommen, um zu sehen, oder um gesehen zu werden, oder mag eine edlere Wifsbegierde sie herführen; ihre Gegenwart gewährt ihnen selbst doch immer nützliche Unterhaltung und den Zuhörern eine angenehme Zerstreuung im Anschauen des Schönen und Glänzenden, wenn die Rednerbühne oft genug nur Langweile liefert.

Noch eine von den Gelehrten - Gesellschaften, der ich erst mich bei diesem Aufenthalt in Paris genähert habe, ist die *Société libre des Sciences, Lettres et Arts* im Louvre. **) Ihre Stiftung ging der des National - Instituts in der Zeit der Wiedergeburt der Wifsenschaften und Künste, nach über-

*) Fragmente aus Paris. I. [illegible].

**) Von dieser Gesellschaft zum auswärtigen Mitgliede ernannt zu sein, ist mir sehr schätzbar.

ſtandner Periode der Anarchie und des Schreckens voran, und ſie hat diesem, ihren Stiftungsnamen *Inſtitut des Sciences* abgegeben. Sehr würdige Staatsmänner, Gelehrte und Künstler zählt auch ſie unter ihren hundert und ſechszig Mitgliedern. Die ſich unter ihren Arbeiten und Verhandlungen auszeichnenden Abhandlungen werden in der öffentlichen Versammlung der Gesellschaft verlesen. Die Privatsitzungen verschaften mir die nähere Bekanntſchaften mancher achtungswürdigen Männer; unter andern, die des holländischen Gesandtschaftspredigers Marron, eines Mannes, der mit der Würde ſeines Amts, Beredsamkeit, Eifer für die Beförderung der Wiſsenschaften, des Schönen und Guten, und den Karakter eines intereſsanten Geſellſchafters vereint. Seine Bildnissammlung von Gelehrten und berühmten Männern, ist eine des vollständigsten und an ſchönen Abdrüken reichsten, welche ich kenne. — — — Auf der Seine ſah ich neulich eine groſse Barke mit Zufuhr von antiken und modernen Büsten und Statüen aus dem Schloſs und dem Garten Richelieu ankommen. Schon ſind mehrere trefliche koloſsale Büsten davon, und andere aus Italien im Antiken-Museum aufgeſtellt. Noch mehr Antiken erwartet man. Von der ſchönen Sammlung aus Venedig ſind nur zwei Stüke hier. Mehrere ſollen noch unaufgeſtellt ſein. Dem Schatz des Schönſten, was über der Erde an herrlichen griechiſchen Kunstwerken ſichtbar ist, fehlt nun noch Venus Medicis. Ich glaube nichts an der ſonderbaren Erſcheinung, welche man ſich hier erzählt: dieſe Venus ſey verloren, habe ſich, man wiſse nicht wohin, aus ihrer Tribuna von Florenz verirrt. Beſtochne, ſagen einige, hätten ſie während der Un-

ruhen in Florenz entwandt, um den Engländern den Venusraub zuzuführen; andere wollen, der Grofsherzog habe sie, bei dem ihm in Florenz gegebenen Abschied, mitnehmen dürfen, und sie liege in sichrer Ruhe in Triest. Ich glaube von dem allen nichts; wohl aber, dafs der König von Hetrurien, ungebeten oder gebeten, sie gelegentlich, als ein Zeichen seiner guten Freundschaft für den grofsen Konsul, nach Paris senden, und ihren reizenden Gefährten, Apollino, ihr zum Begleiter geben werde. Scharfe Gipsabgüfse werden davon, wie in Rom von den entführten Statuen, gemacht werden dürfen, damit doch die Piedestale nicht leer bleibe. — — Verwaistes Italien! — Und, wo ist dort jezt Muth und Kraft und Unternehmungsgeist, um durch neues Nachgraben das fehlende zu ersezen, und vielleicht mehr und gröfsere Werke noch in ihrem Grabe von Jahrtausenden wieder zu finden, als Italien durch diese Katastrophe verlohren hat? Ruhet Braschi's Geist, sein rühmlicher Ehrgeiz, und seine Kunstliebe die ihm den Namen eines Beförderers der Künste durch die That gab, auf Chiaramonte? — — —

Ein in diesen Tagen über die Kunstschätze in Paris von den Konsuln genommener Beschlufs wird grofse Freude in den Departementern erregen. Der ungenüzte Ueberfluss von Gemälden des Musäums soll getheilt und in mehrere Hauptorte Frankreichs, zur Errichtung von Musäen der Künste versandt werden. Wahr und human sagte der Minister Chaptal dem Konsul. „Zur Zeit der Anarchie war die Anhäufung von Kunstwerken in Paris zu ihrem Schutz nöthig. Aecht patriotische Männer brachten sie in den Depots zusammen. Jezt aber haben die Umstände sich geändert, und die Pflicht gegen die von Kunst-

werken entblöfsten Departementer fordert die Vertheilung des Schatzes der Hauptstadt. Mehrere dieser Departementer haben Paris ihre Gemälde überlafsen, alle haben zu ihren Eroberungen beigetragen. Es ist zwar billig, dafs Paris die Hauptwerke behält, dafs alles was auf die Geschichte der Kunst Bezug hat, und die verschiedenen Schulen karakterisirt, hier ungetheilt bei einander bleibt: doch haben die Departementer auf einen Theil der Eroberungen, und auf die Erbschaft der väterländischen Kunstwerke gerechten Anspruch. Die Mafsregel einer allgemeinen Vertheilung wird durch die Pflicht der Regierung, gerecht zu fein, bestimmt, und ihre baldige Vollziehung durch die Erwägung des Nutzens für die Kunst und für die Bildung des Geschmaks in Frankreich noch wichtiger. Zur Entwiklung des Kunsttalents und zur Unterstüzung des Künstlers, trägt der Anblik des Schönen mehr, als der beste theoretische Unterricht bei. Ein fchönes Gemälde, das neben einem vortreflichen gestellt, vielleicht übersehen würde, gewinnt einzeln betrachtet, und Gemälde, die ihrem Vaterlande, dem Vaterlande ihrer Meister zurükgegeben werden, erhalten ein doppeltes Interefse; der Reisende follte künftig keine Stadt der Republik von Bedeutung besuchen, ohne eine Sammlung von Gemälden oder doch das Werk eines Mannes zu finden, defsen Namen den Ort, feine Vaterstadt ehrt. Doch dürfen folche Sammlungen, wenn fie nützlich werden follen, nicht zu fehr zerstreut fein, fondern müfsen in Städten aufgestellt werden, wo eine bedeutende Volksmenge, wo innre Kultur und natürliche Anlagen, zur Bildung mehrerer Talente Hoffnung machen." — — Aus diesen Gründen, haben nun die Kousuln beschlofsen: dafs in fünfzehn

Städten Frankreichs Gemälde Musäen errichtet, und die im Louvre, so wie in Versailles noch unbenuzt liegenden vielen Gemälde aus den französischen, niederländischen und italienischen Schulen von einer niedergesezten Kommission dort vertheilt werden sollen. Nehmlich in Lyon, Bordeaux, Strasburg, Brüssel, Marseille, Rouen, Dijon, Nantes, Toulouse, Geneve, Caën, Lille, Mainz, Rennes und Nancy. — Der weise Administrator des Pariser Museums hatte also doch Unrecht, wenn er im Geist der Regierung zu sprechen glaubte, als — der Professor der Central-Schule von Bordeaux ihm den Nutzen und die Nothwendigkeit der Mittheilung einiger Kunstwerke begreiflich machte, und er die diktatorische Antwort gab: „was will Bordeaux mit Kunstwerken? es bleibe bei seinem Zucker und Kaffee!" — Der grosherzige Kosmopolit! — — —

11.

Paris.

Schon oft machte ich die Erfahrung — nicht die angenehmste auf Reisen — dafs gerade gegen den Schlufs des Aufenthalts in einem grofsen Ort, sich neue Bekanntschaften mit den interefsantesten Menschen entspinnen, die man lange kultivirt zu haben gewünscht hätte, und die nun den Abschied verbittern. Auch hier mufs das mein Fall wieder sein. Was versäumt man nicht alles in Paris, und in welcher Stadt giebt es der überraschenden Begegnifse, und der eben so oft nur vom Zufall abhängenden neuen Bekanntschaften mit Menschen und Sachen mehr, als hier, in dieser kleinen Welt, wie Paris oft genug und sehr treffend genannt wird?

Zu den interefsantesten meiner neuen Begegnifse in diesen Tagen rechne ich, die leider erst spät gemachte Bekanntschaft mit der durch ihre Schriften längst berühmten Miss Williams, verheurathete Hone. Ich war in der Abendgesellschaft, die sich täglich in ihrem Hause versammelt; ein Cirkel der bedeutendsten hiesigen Gelehrten, Staatsmänner, und Fremden aus allen europäischen Nationen. In diese Abendcirkel der Miss Williams, (unter welchem Jugendnamen sie noch immer gilt) zu gehen, ist für den, welcher ihn einmal besuchte, nicht Ton, nicht Gewohnheitssache, sondern wird für ihn zu einem angelegentlichen Bedürfnifs. Man verläfst sie nie, ohne die Erinnerung einer neuen interefsanten Bekanntschaft, eines schönen Genufses der Unterhaltung und des Unterrichts mit hinweg zu nehmen. Wer hier leer ausgeht, hat es sich selbst zuzuschreiben. Gehoben wird das Interefse der ge-

genseitigen Mittheilung durch die mannigfaltige Stimmung und den verschiedenen Karakter der Einheimischen und Fremden; ohne Zwang und Rükhalt herrscht ein Geist humaner Unterhaltung, gegenseitige Toleranz der abweichenden Meinungen, freie Erörterung von Gegenständen der Politik und Litteratur, ohne beifsenden Kontrovers, ohne einseitige Entscheidung, ohne anmafsenden Orakelspruch. Miss Williams felbst giebt diesen liberalen Ton ihres Hauses an, mit ihrem ſtillen Geist, ihrem duldenden Sinn, mit dieser etwas ſchwermüthigen Stimmung, welche anhaltende Schwächlichkeit, und traurige, in der Revolutionszeit gemachte Erfahrung, in ihren Karakter verwebt hat. Die bitterste und unauslöschlichste dieser Erfahrungen war der Fall ihrer Hausfreunde, der gemordeten Girondisten. Einfachheit und weibliche Sanftmuth bezeichnet jedes ihrer Urtheile über Menschen und Sachen, ſo duldend, ſo ruhig und bescheiden, aber auch ſcharfſichtig, wahr, und treffend. Dieser gütereiche Karakter drükt ſich auch in ihrem Aeufsern aus; ſo wie er ja immer nach ſich die Züge bildet. Sehr lebendig ward an ihrer Seite mir die Erinnerung an Angelika Kaufmann in Rom. An Geist und Kenntnifsen ſind beide ſehr verschieden, aber ähnlich an Stimmung, am Gefühl und feinen Aeufserungen, und ſelbst in der Gestalt, wenn mir mein Gedächtnifs hierin anders treu geblieben ist *). Sollte ich die beiden edlen Weiber in Karaktergemälden neben einander ſtellen, ich würde den Pinsel in einerlei Farben tauchen. — Miss Williams Hang zur philoſophischen Ruhe und Zurükgezogenheit von dem Weltgeräusch, bestimmte ihre Wahl einer von dem Lärm

*) Darstellungen aus Italien S. 133.

von Paris entfernten Wohnung, in der Straſse Varennes, der Vorstadt St. Germain, wo ſie halb wie auf dem Lande lebt. Wie verſchieden von allen übrigen Pariser Cirkeln, die ich ſah, iſt dieser, und wie ſchmerzhaft für mich, erſt jetzt, meiner Abreise nahe, darin eingeführt zu ſein!

Einem Briefe meines edlen Freundes Bourgoing verdanke ich die nähere Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Ambaſsadeur, dem als Staatsmann, als gelehrter Kunſtkenner, als Freund und Beſchützer der Künſtler gleich verdienten Ritter Azara. Noch mancher Stral der Erinnerung aus ſeinem vorigen gröſstentheils auf Roms klaſsiſchem Boden zugebrachten Leben, leuchtet in der Unterhaltung mit dieſem verehrten Greiſe hervor. Aber das Andenken an die lezte Katastrophe von Rom hat ihn tief gebeugt, und ſein Wunſch unter den Ruinen des Alterthums ſein Leben zu beſchlieſsen, iſt erkaltet. Mit einer Wehmuth, die zur Theilnahme hinreiſst, ſpricht er, von dem Schikſal ſeines zweiten Vaterlandes, von den Leiden des unglüklichen Pius, und mehrerer ſeiner damals geächteten Bekannten und Freunde. Seine redliche und treue Freundſchaft für Pius als Menſch, und in ſeiner bedenklichen Lage als Regent, ward mit Undank und Verfolgung belohnt, und er muſste es ſehen, daſs der ſchwache Fürſt, welcher ſeinen Rath verſchmähete, und von jeher nur der Eingebung treuloſer und kurzſichtiger Schmeichler folgte, fiel, und von ſeinen grauſamen Feinden bis in den Tod verfolgt ward. *) Er erzählte mir einzelne

*) Die Geſchichte dieſer Leiden des unglüklichen Pius, ſo wie die treue Darſtellung des Karakters Azara's iſt in dem von mir vor zwei Jahren aus dem franzöſiſchen überſezten treflichen Werk: *Memoires historiques et philosophiques sur Pie VI et son Pontificat* vollſtändig enthalten.

fehrekliche Züge dieser Katastrophe Roms, und der Reactionen der verschiedenen Partheien. Viele der besten Kunstschätze fürstlicher Häuser sind geplündert, vertrödelt, verschwunden. Kolonna eins der ersten dieser Häuser, ist mit seiner Familie in tiefer Armuth, und seine herrliche Gallerie von Gemälden ist zerstreut. Die beiden Borghese, hatten sich durch ihre revolutionaire Politik erhalten; aber der Geist Marcus Antonius, ihres edlen Vaters, ruhete nicht auf ihnen, nie haben sie den Künsten und Künstlern seinen Schutz verliehen, sie nie wie er befördert. Die ihnen angeerbten herrlichen Sammlungen von Kunstwerken waren längst unbenutzte todte Schätze.

Der, wie seine Nation freimüthige, redliche, helvetische Gesandte Stapfer, geniest, auch als Gelehrter, einer eben so allgemeinen als verdienten Achtung. Bei der noch immer zweifelhaften Lage und den Gährungen seines von ihm leidenschaftlich geliebten unglüklichen Vaterlandes, mag sein Posten mit manchen Schwierigkeiten, mit Kränkungen vielleicht gar mit Undank verbunden sein. Er trägt es als Mann, und wafnet sich dagegen als Philosoph. Wer auf einem solchen Posten, den Intriguen, den Faktionen, den Täuschungen, der Politik, Festigkeit, Ernst, Scharfsinn und Moralität, wie er, entgegen zu setzen und diese Tugenden des Staatsmannes, als Mensch mit dieser sanften Humanität des Karakters zu vereinen weifs, imponirt den Kabineten, und darf den endlichen guten Erfolg seiner Negotiationen hoffen. Was Stapfer für sein Vaterland nicht zu thun vermag, wird nach ihm kein andrer vermögen. — —

Der Zufall, dem man in Paris so manches an-

genehme und überraschende verdankt, führte mich vor einigen Tagen, in der Gobins Fabrik, wohin ich unsere deutschen Freunde führte, dem trojanischen Reisenden Lechevallier entgegen, den ich am Skamander glaubte. Ich besuchte ihn am andern Tage in dem Hause des Ministers Talleyrand wo er wohnt. Er beschäftiget sich jetzt mit einer zweiten Ausgabe seiner Reisen in die Ebene von Troja, die er mit einem neuen Bande vermehrt und darin hauptsächlich die Geschichte seiner Hinreise von Venedig ab und seines Besuchs der Inseln des mittländischen und jonischen Meers beschreibt. *) Ich sah einige mittelmäfsig gerathene Kupfer dazu, unter welchen die Darstellung des Laufs des Skamanders, zugleich den Grabhügel Hektors zeigt. Denn dafs gerade dieser Tumulus von 40 Fufs Höhe und 400 Fufs im Umkreise und gröfstentheils mit grofsen Steinen überdekt, das Grab dieses Helden sei — wer wagt noch daran zu zweifeln! denn:

In ein goldenes Kästchen legten sie Hektors Gebeine
Und umhüllten sie mit weichen purpurnen Deken,
Legten in einen hohlen Graben sie nieder, und häuften
Grofse dichtgelegte Steine übereinander.
Bald erhub sich der Ehrenhügel — — —

sagt Homer selbst. — folglich! — Ich traf bei Lechevallier einen talentvollen und durch seine Abendtheuer als Reisender auf der Erde und in den Wolken, merkwürdigen Franzosen Namens Bouch. Sein Fach ist die Physik, nebenher ist er ein guter Maler und Zeichner. Er übergab bei seiner neulichen

*) Das Werk ist seitdem erschienen.

Rükkehr von Amerika dem ersten Consul eine sehr ähnliche Zeichnung nach dem Leben des Präsidenten Jefferson, davon eben jetzt ein brav radiertes Blatt erschienen ist. Sein ganzes Leben ist eine Reise; ein so lebendiges Temperament findet selten einen Ruheplatz. So durchzog er ganz Europa, Amerika, die Indien, Aegypten u. s. w. Unter dem spanischen Himmel erreichte ihn das Schiksal Phaetons, oder besser, des unglüklichen Pilatre de Rozier, doch ohne ihm wie diesem den Hals zu brechen. Seltsam genug ist dieser Zug seines unstäten Lebens. Bouch war der erste, der in Spanien eine Luftreise vornahm. Ihm ward erlaubt sie vor der königlichen Familie im Garten des Escorial in einer Montgolfiere zu machen. Die Spanier, auf diesen Vorsprung des Franzosen eifersüchtig, kabalierten dagegen, und als es ihnen nicht gelang, ward von den Arbeitern, zufällig oder mit Plan, der Ballast in der Gondel so schief geladen, dafs der Schwerpunkt auf die eine Seite lenken mufste, als sich der Ballon erhob, und dieser erhielt dadurch eine schiefe Richtung gegen den Feuerheerd, worauf der Brand loderte. In der Höhe von 400 Fufs gerieth er in Flammen. Bouch stürzte sich aus der Gondel, und fiel auf ein frischgeakertes Land, so glüklich — denn glüklich war in diesem Fall ein Beinbruch zu nennen — dafs er aufrechtstehend bis über die Waden einsank, beide Beine brach, und nach geheiltem Schaden, mit einem hinkenden Fufs weiter reisete. Einige Jahre darauf kam er nach Spanien zurük, und besichtigte mit mehrern Freunden das königliche Naturalien-Kabinet. Der Aufseher zog ein Kästchen aus einem der Schränke hervor, und kündigte eine grofse Sehenswürdigkeit an. Was war es? Knochensplitter, —

weder von Heiligen noch von Helden — von dem Märtyrer der Aeronautik Bouch selbst, welche ihm bei der Heilung seiner Beine ausgezogen waren. Er gab sich nun als den gebornen, rechtmäfsigen Eigenthümer der Knochenreliquien an, reklamirte sie aber vergebens.

Wer nach dem treflich ausgeführten grofsen Basrelief, ein Medaillon Houdon's, mit den Bildnifsen der beiden Aeronauten, Brüder **Montgolfier**, sie aufsuchen, oder sich eine Idee von ihnen bilden wollte, würde getäuscht werden. Der Künstler hat sie idealisirt, ihnen dazu die Flammen des Genies in dem leicht flatternden, aufflammenden Haar der antiken Büsten Alexanders, über die grichische Stirn gesezt, und dem Auge den kühnen Blik der Dioskuren gegeben. Diefs alles ist nicht in dem Ausdruk des Kopfes und in dem ganzen Wesen des anspruchlosen, bescheidenen, biedern, ältesten der Brüder Montgolfier, des eigentlichen Erfinders des Wagestüks die Wolken zu befahren, und feit kurzem einer hydraulischen Maschine, *le bélier hydraulique* genannt. Er ist mir noch lieber wegen dieser Unähnlichkeit mit seinem Bilde. Selten schliest man sich so bald an einen neuen Bekannten. Ich verdanke ihm einige, wenn gleich nicht hoch interefsante, doch behaglich angenehme Stunden. Der Gang zu ihm hin, in einer etwas entfernten Gegend der Vorstadt St. Denis, war mir eine von den tausend Erfahrungen, die Ihr hier macht, wie man sich in Paris verliert, und selbst mit einem berühmten Namen, Jahre lang seinen nächsten Nachbarn unbekannt und unbeachtet bleibt. Seit drei Jahren hat Montgolfier seine grofse Papier und Tabaksfabrique im Vivarais verlafsen, und wohnt in

einem hübschen, nicht kleinen Hause der benannten Vorstadt. Gregoire und D. Burkard hatten mir die sehr lange Strafse, aber nicht das Nummer des Hauses nachgewiesen, um dort sein neues hydraulisches Werk zu sehen. Ich zog die gröfstentheils von Handwerkern und Kleinhändlern bewohnte Gafse auf und ab, und — wie es geht — viermal Montgolfiers Haus vorbei: ward von einem Beker, den ich als den gewöhnlich Gegendkundigsten fragte, zu einem Gewürzhändler, von diesem zu einem Perükenmacher und Barbirer gewiesen. Umsonst! keiner kannte auch nur den Namen des Mannes mehr, welcher vor noch nicht zwanzig Jahren durch seine Luftfahrt ganz Paris in Bewegung fetzte, und für einen Halbgott angesehen ward. „Sicher, fagte der Barbier", „werden Sie, was Sie fuchen, in jenem *maison d'inftruction* erfahren." Ich ging hin. Ueber dem Hause ftand: *Maison d'education de jeunes citoyens et des jeunes citoyennes pour le travail et les talens d'agrément* — aber drinnen war keine Nachricht von Montgolfier zu erfragen. Ich ging endlich in die Mairie dieses Stadtviertels, erhielt in dem *bureau de guerre* nach langem Nachschlagen der Register und Kontrolle die Nummer des Hauses: und fiehe, Montgolfier wohnte fast Haus an Haus mit allen denen, bei welchen ich vergebens gefragt hatte und dem *maison d'instruction — fans instruction* — gerade gegenüber. — Montgolfier, der fich begnügte, die Erfindung des Luftballons gemacht zu haben, aber keine Marktschreierei damit treiben wollte, kostet fie hundert tausend Livres, mit den Versuchen, welche er öffentlich zeigte. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, allein durch eine Reise in Frankreich fich diesen bedeutenden Verlust an

seinem Vermögen wieder zu ersetzen. Er that es nicht, und der König glaubte mit dem Wörtlein *de* vor seinem berühmten Namen ihn genug zu belohnen. —. Seine neue Erfindung des *bélier hydraulique* hat den Werth der Einfachheit, und, so viel sich nach dem Versuch, den er mir mit der kleinen hinter seinem Hause angelegten Maschine zeigte, beurtheilen läfst, den der wohlberechneten Wirkung zum Steigern einer ſtarken Wafsersäule durch den Druk, bis zu einer beträchtlichen Höhe. Aus einem etwa zwölf Fufs erhöhet ſtehenden Kübel fällt das Wafser in eine kupferne Röhre, und lauft darin etwa fünfzig Fufs an der Erde fort, bis zu einer Klappe oder Ventil, defsen Hahn von der Form eines Widderkopfs der Maschine den Namen gegeben hat. Sobald durch Umdrehen des Hahns die innre Klappe in der Röhre geöfnet wird, ſteigt das Wafser mit grofser Gewalt und Schnelligkeit in der ſich hinter derselben aufwärts biegenden und an dem Hause bis zum Dach etwa fünfzig Fufs hoch geleiteten Röhre hinan, und ſtrömt in wenig Sekunden aus ihrer Oeffnung, von oben herab. Bei dem Versuch, welcher vor einer von der Regierung ernannten Kommifsion mit einer verstärkten und gröfsern Maschiene gemacht ward, ſtieg das Wafser zu einer Höhe von zwölf hundert Fufs, wodurch die Wirksamkeit derselben, wenn ſie im Grofsen ausgeführt würde, erwiesen ist. Montgolfier hat der Regierung den Antrag gemacht, ſolche Maschienen zu den Wafserwerken von Marly anzulegen, welche jährlich mehr verfallen und grofse Befsrungskosten verursachen. Er macht dabei blofs die bescheidne Bedingung, dafs ihm für die Kosten dieser grofsen Anlage nur die alte Maschiene von Marly gegeben

werde. Bis jezt ist noch keine Antwort auf diesen Antrag erfolgt. Uebrigens wird Montgolfier selbst, um seine Erfindung, deren nützlicher Gebrauch im Kleinen, wie im Grosen vervielfältigt werden kann, so gemeinnützig als möglich zu machen, eine mit Kupfern erläuterte Beschreibung davon herausgeben.

Damit ich die Reihe meiner jezt gemachten Bekannten vollende. — Ich besuchte unsern braven Landsmann Dokter Burkard, und fand ihn in Lalande's Wohnung im *College de France* neben seiner astronomischen Gefährtin Mlle. Lefrançais, Lalande's Niece, arbeitend. Beide leben nur für die Wisenschaft. Deutschland und die Deutschen haben an der französischen Astronomin eine Freundin gewonnen. Sie spricht von ihrer Reise mit ihrem Oheim zum astronomischen Kongres — wie wenigstens Lalande der Zusammenkunft einiger Gelehrten seines Fachs den hochklingenden Namen gab — mit warmen Antheil und froher Erinnerung. Dr. Burkard scheint seine Sphäre in Paris sehr zu lieben, und an keine Rükkehr nach Deutschland zu denken. Durch diese Anhänglichkeit, beantwortet er die mit Anerkennung seiner Verdienste um die Wisenschaft vereinte allgemeine Achtung, die er bei den hiesigen Gelehrten geniesst; und unter welchen Regionen des Himmels er denn auch leben mag, da ist er und die Kultur seines Fachs der Gestirne, für sein Vaterland nicht verlohren.

Ich habe in diesen Tagen die Privatsitzungen des National-Instituts öfter wie sonst, in der Hofnung besucht, das Urtheil des Areopags der Wisenschaften und Gelehrsamkeit — wie es sich gern nennen hört — über Kant und seine neue Lehre, zu hören. Der seit mehreren Jahren Deutschland

und ſeiner Litteratur angehörende und ihner werthe Gelehrte Charles Villers hat ſein neues Werk unter dem Titel: *Philosophie de Kant, ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale* mit einer ſchmeichelhaften Zuſchrift *) dem Institut übergeben, und es zu einem Urtheil darüber provocirt. Der Bericht über das Werk wird nun täglich erwartet. Wir wollen doch ſehen wie dieser „mit höchster Magistratswürde in dem Reich der Wiſſenschaften bekleidete Gerichtshof," — mit welchem Titel mein edler Freund das Institut beehrt, über die Lehre des deutſchen Philosophen aussprechen wird. Ich erwarte weder Vortheilhaftes noch Vielbedeutendes von dieſer Sentenz **), nach der Stimmung, welche jetzt in der Philosophie überhaupt in Frankreich, und in Ansehung der Kantischen unter vielen hiesigen Gelehrten herrscht. Was ſie aber auch ſagen mögen die französischen Philosophen, und Antiphilosophen, welche es unter der Höhe von Paris und ihrer Würde halten, daſs irgend eine neue Erscheinung im Reiche der Wiſſenschaften, die vom Auslande ausgeht, hier groſses Aufsehen machen ſollte; dennoch ist, „die Bombe mitten in Paris niedergefallen," und hat erschüttert. So hatte ſich nehmlich Villers vor

*) Sie lautet so: *à l'Institut de France. Tribunal investi d'une magistrature ſuprême dans l'empire des ſciences. Juge naturel et en premier ressort de toute doctrine nouvelle offerte à la nation.*

**) Die auch ſo ausgefallen ſein ſoll, wie ich erwartete. Wahrscheinlich wird ſich der Verfaſser künftig über diese Wirkung ſeines Werks in Paris ſelbst erklären, ſo wie über andere Erfahrungen, die er dort ſammelte, und die durch ſeine Feder ein doppeltes Intereſse erhalten.

seiner Ankunft in Paris, und vor der Erscheinung seines Werks das er erst mitbrachte, in einem vertraulichen Briefe an einen Freund ausgedrükt, welcher diese Worte unberufen in die öffentlichen Blätter einschob. Sie sind, wie es scheint, von einer Parthei sehr übel genommen, und werden von den Kritikern wiedergekäuet. Wie alle neue Erscheinungen von Wichtigkeit, so findet auch die neue Lehre Kants ihre Streiter für und wider. Sie hat heftige Widersacher, aber auch ernste, stille Untersucher. Jene brausen schon in öffentlichen Blättern hervor mit oberflächlichen Entscheidungen, platten Ausfällen und wegwerfenden Sentenzen; diese schweigen noch, und prüfen. Auf Veranlassung des Bibliothekars des ersten Konsuls hat Villers aus seinem Werk eine kurze Uebersicht der Kantischen Lehre gezogen, welche für Bonaparte bestimmt ist.

Die Franzosen lieben die kurzen Phrasen nur zu oft auch in höhern Untersuchungen. Davon gab uns der alte Lalande bei dieser Gelegenheit seiner tiefen Untersuchung der Kant'schen Philosophie, einen redenden Beweis. Er forderte, als ich ihn mit Villers in einer Privatsitzung des National-Instituts bekannt machte, von diesem: „ihm in zwei, aber nur in zwei Phrasen zu sagen, worin die Kant'sche Philosophie bestehe" — (*dites moi*, dies waren seine Worte, *je vous prie, en deux phrases, mais bien en deux phrases, en quoi consiste la Philosophie de Kant?*) Eben so geschwind als er gefragt hatte, und Villers ihm nicht nach seinem Sinn die Forderung leistete, stand er davon ab, und wünschte nur zu wissen; „ob denn diese Philosophie auch von der Arzeneiwissenschaft etwas enthalte?" dann ging er wieder, sich auf seinen Stuhl

zu ſetzen. Einige Tage nachher trafen wir ihn, vor dem Anfang der Sitzung in der Bibliothek des Inſtituts. Er hatte unterdeſſen Villers Buch ſtudirt, in einer halben Stunde, wie er ſagte, den ganzen Inhalt gefaſst, und ſich vollkommen von dem Nichts dieser neuen Lehre überzeugt, gegen die er ſich mit Heftigkeit und in Ausdrüken und aus Gründen erklärte — die ich hier um ſo weniger nachſchreiben mag, da es mit Lalande dahin gekommen iſt, daſs man ihm alles verzeihet. — Bei weitem das Beſte übrigens, unter den bisher öffentlich erſchienenen Kritiken von Villers Werk, iſt die Anzeige davon in dem 5ten Stük der *Bibliothèque française*, einem vorzüglichen von *Pougens* herausgegebenen kritiſchen Journal. Ihr Verfaſser iſt Vanderbourg, ein ſehr edler Mann und achtungswürdiger Gelehrter, Uebersetzer des Woldemar von Jakobi. Der Eingang zu der concentrirten Inhaltsanzeige des Werks, ſtellt den Zuſtand der Philoſophie in Frankreich, und die daraus gefolgerte zweifelhafte Ausſicht für die neue Lehre mit wenig Worten dar. — „Es iſt jezt in Frankreich nur allzugewöhnlich," ſagt Vanderbourg, „nicht allein die Wohlthaten der Philoſophie zu leugnen, ſondern ihren Einfluſs vielmehr als ein Verderben (*fléau*) der Menſchheit darzuſtellen. Die Oberflächlichkeit derer, welche ſich für Metaphyſiker ausgeben, und die Unmoralität ihres Syſtems, hat den Feinden der Vernunſt das Spiel erleichtert; ſo daſs nach dem Begriff vieler Leute ſchon der Name Philoſophie die ärgſte Schmähung iſt. — Welche Aufnahme kann alſo wohl ein Buch erwarten, welches eine neue Philoſophie, ein Syſtem ankündigt, das vierhundert Meilen von Paris an den Ufern des baltiſchen Meers entworfen und erſchie-

nen ist? Wie viel Ursachen zum Tadel für die Philosophen und Antiphilosophen der Hauptstadt Frankreichs, für die Feinde aller Neuerungen! — Schwerlich würde der Verfafser das gewagte Unternehmen gemacht haben, nach so vielen vorangegangenen Revolutionen in Frankreich, das Signal einer Revolution in der Philosophie zu geben, wenn er seine Hoffnung des Gelingens nicht auf die Natur des menschlichen Geistes selbst gegründet hätte. „Wifsen ist der natürliche Hang aller Menschen." Diese Wahrheit des Aristoteles, womit das Werk anhebt ist der Grund, auf welchem er bauet. Mit ihm wünschen wir, dafs nicht in allen Seelen Gleichgültigkeit den Platz dieses natürlichen Hanges eingenommen habe, oder sein Buch die Franzosen endlich der ihnen vorgeworfenen Apathie entreifsen möge."

In der Vorrede zu seinem Werk hat Villers eine scharfe Parallele zwischen den Franzosen und den Deutschen in Hinsicht der bellettristischen und der höhern wifsenschaftlichen Bildung beider Nationen gezogen, und eine Ansicht des Vorranges und allgemeinen Einflusses gegeben, welche die schönen Wifsenschaften und ihre in Frankreich alles geltenden Bekenner, hier, neben den höhern Wifsenschaften, haben, deren Kultur in Deutschland älter ist, und von jeher höher geachtet, und vorzugsweise betrieben ward. Wermuth! Wermuth! sind diese mit eben so viel Scharfsinn als mit genauer Kenntnifs beider Länder ausgeführten Wahrheiten für viele, und nebenher von dem Verfafser freilich kein Nachtrachten ihres Wohlwollens für das Werk selbst. Doch stimmen ihm andere humane und unbefangene Männer und Gelehrte, welche Deutschland durch Reifen und durch Verweilen in Gegenden, wo Wifsen-

ſchaften geachtet und gelehrt werden, in der Behauptung des Vorzugs Deutschlands in einer allgemeinern innern Kultur, wirkig bei. Einige thun das mit fast zu ſcharfer Abzeichnung der Gränzlinien und Umriſse. „In jedem deutschen Dorf," ſagte Villoison neulich, „iſt der Unterricht beſſer beſorgt, als in unsern bedeutenden Städten. Jeder eurer Distrikte, hat ſchon einen Fond von Kultur in ſeinen Beamten, dem Amtmann und ſeinen Gehülfen, dem Amtſchreiber, und Auditor; ſie und der Pastor des Orts ſind auf neuern hohen Schulen gebildet, und der Schulmeister, der Küster und der Schulz ſind doch gewöhnlich auch Leute von verhältnifsmäſsiger Kultur. Wo in unserm Frankreich iſt das der Fall?" — In eben diesem Ton ſpricht Lechevallier, der einige Zeit in Göttingen lebte. Doch iſt diese Gerechtigkeit aus National Eigensinn, oder mehr noch aus gänzlicher Unkenntnifs Deutschlands lange noch nicht das allgemeine Erbtheil der hiesigen Gelehrten. Im Anfang des vorlezten Jahrzehends war es bei den ersten Adelichen Frankreichs Ton, ihre Söhne auf deutschen Universitäten ſtudiren zu laſſen. Das Beispiel König Georgs III, der drei Prinzen nach Göttingen ſandte, und das Selbstgefühl des Mangels gründlicher Bildung ihrer Jünglinge in Frankreich, bewirkten diese Sitte der erſten Klaſse, und die Zweite ahmte ſie nach. Die aus Deutschland gebildet zurükkehrenden jungen Männer gaben wieder andern das Beispiel zur Nachfolge — aber die Revolution unterbrach diese für die Bildung der Jugend des franzöſischen Adels, ſo wie für die Annäherung und Auswechslung der Kultur beider Länder, vortheilhafte Sitte — und wer weiſs auf wie lange Zeit!

Lafst uns aber gerecht seyn. Die deutsche Litteratur wird von französischen Gelehrten in mehreren Fächern der höhern Wissenschaften sehr geachtet. Wer aber verschuldet es zum Theil, dafs diese Achtung noch nicht allgemeiner ist, und dafs selbst die Fortschritte deutscher Kultur in Frankreich aufgehalten werden? Die Deutschen selbst; die leidige Uebersezer-Kolonie in Paris. Schon seit mehrern Jahren, hat diese allzugeschäfrige Zunft ihre Fabriken auch in Paris angelegt, und würdigt durch viele mittelmäfsige und schlechte Waare, die sie in Umlauf bringt, die deutsche Litteratur herab; lästert sie in den Augen des grofsen Haufens der ohnehin einseitigen Franzosen. Die noch immer sprachegoistischen französischen Litteratoren kennen nun einmal nichts sonst von dem, was in den deutschen Regionen der Wissenschaften und Litteratur vorgeht, als das, was ihnen durch Uebersezungen überliefert wird. Ein wahrer Unstern für uns ist daher die schlechte Organisation dieser deutschen Uebersezer-Kolonie in Paris. Unsere gute Sache wird durch sie vorsätzlich verderbt. Als wäre die Fluth schlechter Romane und Schauspiele in Frankreich nicht schon arg genug, vermehrt man sie noch durch Uebersezungen der alltäglichsten ephemerischen Erscheinungen in dieser frivolen Klafse unserer Litteratur, und noch dazu mit schlechten Uebersezungen. Von der andern Seite treffen gute Uebersezer, aus Unkunde, oft eine mittelmäfsige Wahl deutscher Schriften; oder — was doch der schlimmste Fall von allen ist — deutsche Werke von höherm Werth und selbst vortrefliche, fallen schlechten Uebersezern in die Hände, welche sie zerfezen, und in ihrem unbehülflichen, deutschfranzösischen Gewan-

de den Franzosen ungenieſsbar machen. — Es ist mir mehr als leid, daſs ich in Paris gegenwärtiger Zeuge eines solchen für uns bittern Falles sein muſs. Klopſtoks Meſsiade ist in einer erzprosaischen Ueberſezung, mit dem unähnlichen Bilde des groſsen Dichters, einer der häſslichsten Karrikaturen, erschienen. Dieses Unternehmen — mag die Absicht der Ueberſezerin, eines deutschen Fräuleins, auch gut gewesen sein — ist ein unverzeihlicher Angrif auf das Recht des Vortreflichen, um das Gesetz der alten Germanier darauf anzuwenden: „Wer dem Meister auf der Harfe die Hand verlezt, des Buſse soll viermal gröſser sein, als die für die Hand des Lehrlings.“*) — Laſst mich übrigens von dieser unglüklich gerathenen Uebertragung unseres erhabenen deutschen Gesanges schweigen, und — es ist ein leidiger Trost! — hoffen, daſs sie unbemerkt bleibe, oder bald wieder vergeſſen werde. Ich will es bei unserm Barden verantworten, daſs ich dies von einem Werk hoffe, das seinen Namen trägt, und es ihm sagen, daſs hiesige deutsche Männer dazu beitragen, die entstellende französische Erscheinung zu unterdrüken.

Das ist nun der schlechte Dienst, den uns die Uebersezerzunft in Frankreich leistet, damit die, zu allgemeinen Entscheidungen, und von der Oberfläche geschöpften Urtheilen nur allzugeneigten Franzosen, über den Zustand und den Geschmak der deutschen Litteratur schief absprechen lernen, und das alte Vorurtheil vieler, Deutschland stehe noch auf eben der Stufe der Kultur, worauf es vor fünfzig Jahren stand, fortgepflanzt werde.

*) S. Klopſtoks Gelehrten-Republik: das Recht des Vortreflichen.

Eines beſsern Geistes ſind einzelne hiesige Beförderer der deutschen Litteratur und Verleger, beſonders der Buchhändler Henrichs, ein Hannoveraner, welcher ſich ſeit einigen Jahren mit dem Ankauf der Buchhandlung des nach Amerika ausgewanderten Representanten *Dupont de Nemours* hier niedergelaſsen hat. Mit warmem Eifer für unsere vaterländische Litteratur, und mit ihrer Kenntniſs als Gelehrter, verbindet er den Takt in der Behandlung der Franzosen, und die Lokalkenntniſse Frankreichs und ſeines Geschmaks, ohne welche man ſich in ſolchen Unternehmungen entweder ganz vergreift, oder ihren Erfolg vermindert. Der brave Biedermann wendet mit groſser Uneigennüzigkeit allen Fleiſs auf gute Uebersezungen, und wählt mehrentheils Werke, welche den Zwek der Fortſchritte unserer Litteratur und ihrer Kenntniſs in Frankreich befördern, und ihr Achtung erwerben. Er hat es doch ſchon dahin gebracht, durch ſeinen Verlag hier eine Wiſſenſchaft bekannt zu machen, deren Werth und Entſtehung als in Deutschland einheimisch, anerkannt wird; nehmlich Höck's ſtatiſtiſche Tabelle von Deutſchland. Die franzöſischen Kritiker geſtehen es ein, Deutschland ſey das Vaterland der Wiſsenschaft der Statistik, und man kenne ſie in Frankreich erst ſeit einigen Jahren bloſs dem Namen nach. Dieses Werk wird jezt die Veranlaſsung zu einem ähnlichen über Frankreich, das die Regierung wahrscheinlich unter der Direktion Duquesnoy's, eines ſcharfſinnigen, mir persönlich bekannten achtungswerthen Gelehrten, verfertigen laſsen wird. — Eine eben ſo willkommene Aufnahme darf das treffliche Werk meines Freundes Eſchenburg: Handbuch der alten klaſsiſchen Litteratur,

erwarten, welches von Henrich's jezt verlegt, und von Cramer mit Hülfe Blainvilles übersezt wird. Mehrere klafsische Gelehrte, als Corai, der Grieche, Larochet, Duteil u. a., tragen dazu bei, dieses Werk für Frankreich, in Ansehung mehrerer seiner Schriftsteller, welche über Gegenstände der alten Litteratur geschrieben haben, zu vervollständigen. Wir wollen sehen, welchen Eindruk diese schöne Frucht des deutschen Geistes auf die Franzosen machen werde, die den Deutschen wenigstens „Erudition" zugestehen, wenn sie uns gleich den Vorsprung in den Wifsenschaften (Sciences) streitig machen, und unsere Litteratur mit unserm Geschmak tief herabsezen. — Uebrigens können sie selbst den täglich zunehmenden Verfall ihrer schönen Litteratur, und die grofse Armuth an dramatischen Kunstwerken, Romanen, u. s. w. von ästhetischem Werth nicht leugnen. — —

Ob ich das deutschfranzösische *portento:* — *Misantropie et Repentir*, und den Erguſs der Tränenfluthen der schönen Pariserinnen bei Eulalia's Reue gesehen habe? Ich war nicht so glüklich. — Aber von den Volkstribunen des Ambigu-comique herab habe ich das wiehernde Gelächter über die komische Reue, der in die Dame Angot travestirten Eulalia erschallen hören. Das Kotzebue'sche Original wird, vielleicht aus Uebersättigung nur selten mehr gegeben, nachdem es, der scharfen Geifselhiebe der Kritik ungeachtet, die Pariser mehr laufen gemacht hat, als die Meisterwerke Racine's bei ihrem Entstehen jemals thaten. Man erinnert sich hier noch des Schwanks eines Parterre-Zuschauers bei einer dieser Vorstellungen, der die Tränengüsse in und aus den Logen persiflirte, und

das Schluksen plötzlich in einen Chorus des Lachens verwandelte. Bei der herzbrechenden Abschiedsſcene zwischen Meinau und Eulalia ſtand einer im Parterre ſtillſchweigend auf, und breitete einen gewaltigen Regenschirm über ſich aus. Die ſprechend burleske Pantomime ward in einem Augenblik allgemein verſtanden, und eben ſo ſchnell geſchah die Metamorphose der Empfindung durch den plötzlichen Uebergang vom Weinen zum Lachen, Händeklatſchen, Bravorufen für den Mann mit dem Schirm. — Eine Probe der Reitzbarheit dieses leichtentzündlichen Publikums.

Es war gestern Sonntag. Zwei intereſsante Gegenstände, welche gerade auf eine Stunde dieses Tages fielen, der Gottesdienst der Theophilantropen *) und das öffentliche Examen in dem Liceum der

*) Die Theophilantropen feiren ihren Gottesdienst noch, und zwar zweimal in jeder Dekade am Sonntage und am Dekadentage, in den Kirchen St. Germain Auxerrois und St. Sulpice, ſtille, und mit der Einfachheit der ersten Kriſtenversammlungen. Es ist mir leid, keiner derselben beigewohnt zu haben: aber was versäumt man in Paris nicht eins über das andere! Alles, was ich über den Geist dieſer kleinen Gemeinde und ihrem Kult, von unbefangenen Beobachtern gehört habe, intereſsirt mich für ſie. Warum verfolgt man denn mit Schimpfreden diese unschädliche, für das Gute und Edle ſchwärmende Geſellschaft, insgeheim und öffentlich? Aus Intoleranz des blinden Katholicismus, von der einen und aus Starkgeisterei von der andern Seite. — In der Kirche St. Sulpice, wohin ich eines Tages ging, weil ich das Koncil der franzöſischen Biſchoffe verſammelt glaubte, fand ich keine andere Dekoration des Kults

Blinden, ſtanden bei mir zur Wahl. Ich traf die letztere, und werde diese rührende Scene nie vergeſsen. — Mich führte ein Zufall tragikomischer Art ſchon in der vorigen Woche zu den Blinden in das Hospital *de Quince - Vingts*. Ich wollte die treflichen Stahlarbeiten eines Fabrikanten, le Petit-Walle genannt, von allen Arten Rasier - und andern Geräthen, die den englischen an Politur, Vollendung und erfindrischer Einrichtung nichts nachgeben, ſehen. Er wohnt in einem der weitläuftigen Höfe dieſes Hospitals, in der Vorstadt Antoine. Als ich im ersten Hofe den Thürhüter nach der Fabrik fragte, wies er mich in den zweiten Hof. Hier ſaſs, mit niedergeſchlagenem Hut, ein Alter, der mich im dritten Hofe die linke Seite nachwies. Da fand ich nur Mauern, und mu'ste einen ähnlichen Alten, der ſich hier ſonnte, noch einmal fragen. Er ſtand auf, um mich nach der entgegengeſetzten rechten Seite zu begleiten, traf aber unterwegs einen andern Alten, der im ſchnellen Schritt ſo gewaltsam auf ihn zurannte, daſs beide zurükprellten, und mein ehrlicher Wegweiser zu Boden fiel. *Ah, pardon*, rief jener, *mon cher camarade, tues un aveugle!* — „*Toi même aveugle, etourdis que tues*," *) ſchrie der Gefallene. Ich ſah nun erst die Urſache des ſonderbaren Begegniſses und — daſs ich bei den Blinden war. Nachdem ich dem blinden Alten wieder auf die Beine geholfen, und mit ſeinem blinden Gegner ausgeſöhnt hatte, ſuchte ich

der Theophilantropen, als einen kleinen Obelisk, der Kanzel gegenüber, an welchem die Worte ſtanden: à Dieu toujours bon. —

*) „Verzeih lieber Kammerad! du bist ein Blinder! — Blinder du ſelbst; Schwindelkopf!"

die Fabrik selbst — und ging von da in den innern Hof zu Haüy, Bruder des bekannten Mineralogen, Stifter und vieljährigen Vorsteher des Blinden-Instituts. Schon vor zwanzig Jahren hatte Ludwig XVI ihm ein Gebäude in der Strafse St. Denis zu dieser menschenfreundlichen Stiftung einräumen lafsen, die er damals mit einer Verwendung von 50,000 Livres aus eignem Vermögen errichtete. Ungestört trieb er hier sein mühsames aber belohnendes Geschäft, den Unterricht von hundert Blinden. Eine Drukerei ward in dem Institut angelegt, von Blinden besorgt, und von mitleidigen Wohlthätern in beständiger Arbeit erhalten. Ihr Ertrag ward zur Unterhaltung des Instituts verwendet. Andre Blinde arbeiteten in Tuchwebereien u. s. w. Es war ein eben so unvermutheter als kränkender Schlag für Haüy, dieses Institut vor einiger Zeit von der Regierung in dieser Form aufgehoben, die Blindenschule aus ihrer Wohnung vertrieben, und dem vorigen für 300 blinde Bettler bestimmten Hospital *des Quinze-Vingts* einverleibt zu sehen. Haüy hat hier ein kleines Haus erhalten, worin er aber nicht wohnt, sondern nur einige Stunden des Tages ist. Die Buchdrukerei und ähnliche Unterhaltungsquellen sind als solche aufgehoben; Haüy ist, mit den Unterlehrern und Schülern, der Administration des Hospitals so ganz untergeordnet, dafs er nicht einmal die geringe Autorität behalten hat, diesen das Ausgehen zu erlauben. In seinem eignen Hause, in der Strafse Simon-le-Franc setzt er nun das Institut abwechselnd mit achtzig blinden Zöglingen fort. Nur die bemittelten darunter zahlen die geringe Pension von 500 Livres. Für seine menschenfreundlichen Mühen hat er täglich das bittere

Andenken einer so ungerechten Behandlung. Nicht von Haüy selbst, sondern von andern unpartheiischen Männern habe ich diese Thatsachen mit der Bemerkung erfahren, dafs die Quelle dieser offenbaren Beeinträchtigungen einer der humansten Anstalten, eine Kabale sey, die eben dieser Sicard, Vorsteher der Taubstummenschule, organisire, dem man in Bordeaux die geheimen Machinationen des Neides, gegen das Taubstummeninstitut daselbst, vorwirft. Haüy ist Theophilantrop, Sicard ein eifriger Katholik. So wäre also Intoleranz, Verfolgungsgeist und Neid die Ursachen dieser Störung der seit zwanzig Jahren so wohlthätigen Anstalt? Oder, wäre es nicht so, und diese laut und öffentlich genug gegen Sicard vorgebrachte Beschuldigung blofs Verläumdung seines Karakters, so würde es längst seine Pflicht gegen sich selbst erfordert haben, das gegen ihn gefafste gehässige Vorurtheil durch eine freimüthige Erklärung zu zerstreuen. Unmöglich kann es ihm doch gleichgültig sein, dafs er, der duldsame, edelmüthige, um die Menschheit verdiente Mann, wofür man ihn hielt, jezt mit fanatischen Priestern, mit neidischen und engherzigen Egoisten verwechselt wird.

Ich fand damals Haüy nicht in dem Hospital, sondern nur einige seiner blinden Zöglinge, wovon der eine am Klavier fafs, und vier andere, Knabenspiele unter den Bäumen trieben, sich balgten und einander jagten. Der Mangel des Gesichts war nur an ihren vorgestrekten Händen zu merken. Ihr Lokalgedächtnifs und ein scharfes Gehör kommen ihnen zu Hülfe. Sie wufsten den im Wege stehenden Bäumen und Steinen genau auszuweichen, stiefsen gegen keine Mauer, trafen, durch den Schall ihres

Fufstrittes geleitet, jedesmal das gewölbte Thor des Hofes. — In dem Erziehungshause Haüy's erhalten die Blinden Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in den nöthigsten wifsenschaftlichen Kenntnifsen, in verschiedenen Handarbeiten, Weben, Spinnen, Striken u. dgl. Mit emsiger Aufmerksamkeit verrichten ihre geläufigen Hände den Dienst der Augen. Der feine Takt ihrer Fingerspitzen erfezt das fehlende Organ, und leitet alle ihre Befchäftigungen. Sie betasten mit flüchtiger Behändigkeit die Flächen, worauf fich die Gegenstände des Unterrichts, Buchstaben, Linien, Noten, und Umrifse befinden. Diese find vermittelst einer eignen Drukerei, auf dem diken Papier einige Linien hoch von der Rükseite herausgepreſst. Der Blinde legt die linke Hand auf die wie Basrelief hervorliegende Zeile, fährt mit den Fingerspitzen der rechten Hand darauf hin, rükt fo mit beiden Händen zu der folgenden Zeile fort, und fpricht dann, wie ein langsam Lesender, die Worte im Zusammenhange aus. Eben fo lernen die Musiker unter ihnen, ganze Sonaten, Konzerte u. f. w. auswendig, und tragen fie dann mit eben fo viel Präcision als mit zartem Ausdruk vor.

Die gestrige öffentliche Prüfung des Instituts (*ſéance publique du Lycée des aveugles*) fing mit einer von fechs jungen Männern treflich gespielten Sonate an. Dann folgten die Leseübungen nach der oben benannten Methode, dann die Diktir- und Setzübungen von Worten und Lettern. Ein gegenwärtiger Italiener ward von Haüy gebeten, ein Wort aufzugeben. Er gab das Wort: *ricognoscenza* (Dankbarkeit), welches ein Blinder mit metallenen Lettern zwischen zwei Buch-

drukerstäben nach der französischen Ausſprache ſezte. Nun ward aus einem innern Zimmer ein anderer Blinder gerufen. Er betastete das gesezte Wort, und ſagte gleich: „das ist nicht franzöſisch." Dann ſprach er es aus, und erklärte den Begriff des ihm übersezten Wortes. Dieser erste und fertigste Zögling, welcher ſelbst, ſo wie mehrere der ältern, den jüngern Unterricht ertheilt, heiſst Lesueur. Zu der nun folgenden Rechnungsübung gab ihm ein Zuhörer ein nicht leichtes kaufmännisches Exempel auf. Er ſezte die Zahlen, wie der vorige, zwiſchen mehreren Reihen von Stäben, wiederholte ſie laut, indem er aus dem Kopf rechnete; rechnete dann Reihenweise mit groſser Fertigkeit wieder durch, und brachte das genaue *facit* heraus. Diese und die geographische Uebung ſind besonders merkwürdig. Es wurden verschiedene Landkarten hingelegt. Die Umriſse der Länder und Meere, der Lauf der Flüſse u. ſ. w. ſind darauf, wie bei den Buchstaben und Noten, hervorgetrieben und liegen etwas erhaben. Ein Zuschauer ſchob dem Blinden eine dieser Karten unter. Er betastete ſie, und nannte das Land. Ich führte ſeine Hand auf einen Kreis der deutschen Karte, auch den nannte er ſogleich. Dann nahm Hauy ein Blatt Papier, preſste es auf den hervorstehenden Umriſs, der ihm von mir gezeigten Insel Malta, und legte dieses Blatt, worauf der Umriſs der Insel durch den Druk mit der Hand auf der Karte nur ſehr ſchwach ausgedrükt war, einem Blinden unter. Mit leiser Berührung der Hand fuhr dieser einigemal darauf hin, nannte erst die Karte von Italien, zu welcher die Insel gehöre, und dann den Namen ſelbst. Einige unserer gewöhnlichen Landkarten war mit leicht erhabenen Quadraten be-

zogen. Ich leitete Lesueurs Hand auf eins dieser Quadrate auf der Karte von Rußland, unter welchem das Eismeer lag. Schnell fuhr er mit der andern Hand den Quadraten nach, schien diese in Gedanken zu zählen, und sagte: „Sie zeigen mir das Eismeer." Nach der Uebung in dieser Fertigkeit des Takts und des Gedächtnisses sangen zwei weibliche Blinde mit rührendem Ausdruk ein Lied, das sich auf ihren Zustand bezog, und ein anderer deklamirte die beiliegende Ode *) auf den Unterricht der blinden Kinder, deren Dichter er selbst ist. Dann wurden verschiedene Handarbeiten der Blinden vorgelegt, gestrikte Westen, Handschuh, Geldbeutel, Schreibkästchen von Papp, mit feinen Lederstreifen überflochtene Spazierstöke, u. dgl. und von den Zuhörern zum Benefiz der Armen unter den Zöglingen gekauft.

*) Diese lange Ode hat relatives Interesse, aber zu wenig eigentlichen Dichterwerth, um sie hier abdruken zu lassen. Die folgende Strophe ward von dem Blinden mit einem Ausdruk deklamirt, welcher das Gefühl jedes Zuhörers erschütterte.

Le ciel condamnait notre vie
A la fatale cécité;
Mais la bienfaisante industrie
Nous rend à la société.
Des différents travaux utiles,
Qu'elle fait nous rendre faciles,
Désormais vont nous soulager.
Nous renaissons à l'espérance,
Et notre pénible existence
Devient un fardeau plus léger. — —
Mes chers compagnons d'infortune
Comme moi bénissez les jours,
Que de notre douleur commune
Commencent d'adoucir le cours — — —

Bonaparte kam unlängst mit dem Minister Chaptal in das Blinden-Hospital der *Quinze-Vingts*. Haüy ward erst spät von seiner Gegenwart benachrichtiget. Die Zöglinge waren zerstreut, Bonaparte sah nur wenig von ihren Arbeiten, und von der eigentlichen Lehranstalt und ihren für die Unglüklichen so wohlthätigen Folgen sah er nichts. — Der Minister Chaptal führte ihn zu einigen blinden Kindern, welche auf seine Veranstaltung ein Loblied auf den Konsul sangen. Ueberrascht und gerührt wandte sich Bonaparte mit der humanen Aeusserung zu dem Minister: „der Lehrer sollte die Musik als ein Mittel des Trostes und der Aufheiterung für die blinden Greise benutzen!" ... „Ihr Wunsch" antwortete Haüy, der bis dahin unbemerkt gestanden hatte, „Ihr menschenfreundlicher Wunsch ist schon erfüllt. An den Ruhetägen werden hier Stellen aus den besten ältern Werken der Moral vorgelesen; darin wird mit paſsenden Liedern abgewechselt, und so der doppelte Zwek erreicht, die Blinden jedes Alters aufzuheitern, und sie mit ihren gegenwärtigen Weibern und Kindern zu belehren. — „Ich ward," fuhr Haüy fort, als der Konsul weggieng, „von Ihrem Besuch nicht vorher benachrichtiget. Was Sie gesehen haben, ist nur ein geringer Theil der Arbeiten, womit ich meine Zöglinge schon seit zwanzig Jahren, nach einem seit länger als dreissig entworfenen Plan, beschäftige. Ich bitte Sie mir ein andermal einige Augenblike Ihrer Muſse zu gönnen, um sie Ihnen zu Ihrer eigenen Untersuchung und Würdigung zu zeigen." — „Sehr gerne" antwortete Bonaparte freundlich, „verabreden Sie das mit dem Minister." — Der glükliche Augenblik,

den Konsul von der Lage des schmachtenden Instituts zu unterrichten, war nun entflohen, und kommt, abhängig gemacht von einer ministeriellen Verabredung gewis so bald nicht wieder. — — —

22.

Paris.

Das gestern gefeierte Fest des republikanischen Neujahrstages ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, am ersten Vendemiaire zum leztenmal gefeiert worden. Die alte von den übrigen Nationen angenommene Zeitrechnung scheint mit dem ganzen Gefolge der Kalender-Heiligen ihrer Wiedereinführung nahe zu sein. Das erstere wäre wünschenswerth; aber schlimm genug, wenn man es in Frankreich wieder zum Extrem des leztern brächte. — Durch die an den fünf Vorabenden des Festes, den Ergänzungstagen (*jours complémentaires*) angeordnete und noch fortdauernde öffentliche Ausstellung von Arbeiten der National-Industrie erhielt das Fest ein höheres Interesse, als es wenigstens für mich, der ich die Feier des 14ten Juli gesehen habe, gehabt haben würde. Alle diese Feste sind mit unbedeutenden Abweichungen einander völlig ähnlich. Aber die Ausstellung ist neu und glänzend, sowohl durch die vom Staat gemachte äufsre Anordnung, als durch einen grofsen Theil der ausgestellten Sachen selbst. Der Plan zu der Anstalt ist gemeinnüzig, und belebend für den Gewerbefleifs des Landes. Diese zweite Ausstellung kam der Absicht der Regierung schon um vieles näher, als die am vorigen Neujahrsfest veranstaltete erste: aber noch lange ist sie auch jezt nicht erfüllt.

Im Verhältnifs der Gröfse Frankreichs und seiner Industrie, ist die Theilnahme der Manufakturisten und Fabrikanten nur noch geringe. Aus Paris selbst und aus den zunächst gränzenden Departementern, ist der gröste Theil der ausgestellten Gegenstände

und nur ein kleines Drittheil aus entferntern Gegenden Frankreichs. Von etwa zwei hundert und dreissig gegenwärtigen Ausstellern wohnen über die Hälfte in Paris. Ich kann nicht untersuchen, ob Hofs Neuheit der Sache, und Unbekanntschaft mit dem wahren Zwek der Regierung dabei, oder Entfernung von der Hauptstadt, und die mit der Reise und dem Transport verbundenen Schwierigkeiten, oder die Verkennung der Absicht der Regierung, Eifersucht der Departementer, und gar die unerträgliche gehässige Kälte und Gleichgültigkeit so Vieler des grosen Haufens gegen alle Einrichtungen der Regierung, die Ursache der bisher nur geringen Theilnahme der Departementer an dieser für alle wichtigen Anstalt sey. Vielleicht wirkt von allen diesen Motiven etwas hier zusammen. Das scheint auch die Regierung zu fühlen, und wird deswegen für die Zukunft noch mehr Reitzmittel in den Plan des Ganzen legen, um diese allgemeinere Theilnahme dadurch zu befördern. Ein grofser Jahrmarkt soll der Ausstellung angeknüpft werden, wodurch die entferntern Manufakturisten und Fabrikanten, bei dem Zusammenfluss der Fremden in Paris, neben dem reichlichen Ersatz ihrer Reisekosten, noch gewinnen und Bekanntschaft erwerben. Durch ansehnlichere Prämien, durch öffentliche Belobungen, wird man, wie zum Theil schon jezt geschieht, künftig noch mehr, neben dem Interesse, den Ehrgeiz und die Nacheiferung zu reitzen suchen.

Mit vielem Glanz und mit Geschmak sind die äussern Einrichtungen der Ausstellung gemacht. Im Hofe des innern Louvres steht ein schnell errichtetes viereckes Gebäude, eine Gallerie, mit vier Eingängen durch die Thore des Louvres. Hundert und

acht ionische Säulen tragen ein mit allegorischen Figuren besetztes fortlaufendes Gesimse. Das Ganze ist wie Granit gemalt, und die acht Seitenwände der Eingänge sind mit Basrelief-Gemälden verziert. Zwischen den Säulen sind hundert und vier vorn offne Portiken, inwendig grün ausgeschlagen, vorn mit aufgefalteten dunkelblauen Vorhängen mit rothen Franzen, dekorirt und zugleich dadurch gegen die Sonne geschüzt. Am Abend des ersten Ausstellungstages war diese schöne Gallerie mit grofsen Kronleuchtern zwischen jedes Paar Säulen, mit Lampen, Dekorationen auf dem Platz und an dem obern Stokwerk des Louvres selbst, das über die Gallerie hervorragt, trefflich erleuchtet. Zu dieem äufsern Glanz und Geschmak, um die ausgestellten Sachen dem Publikum vortheilhaft darzustellen, trägt noch die Kunst der Aussteller selbst in der Entwiklung und Gruppirung ihrer Waaren vieles bei. Die französischen Boutiquiers sind Meister in dieser Kunst. — Mir war die Ansicht der von einer ernannten Jury gewählten Gegenstände dieser Ausstellung so interessant, als das geschäftige Leben der aus- und einströmenden Massen von Zuschauern, und die Beobachtung des Eindruks, den die neue Anstalt auf sie machte. Doch ziemlich allgemein wird sie nicht für eine blofse nur auf neue Manier dekorirte Schaustellung des *Palais royal* zur ephemeren Belustigung der Menge, sondern für das gehalten, was sie ist, für ein Mittel zur Beförderung der National-Industrie von unfehlbarem Nutzen für das Ganze.

Ich will nur einiger dieser Portiken erwähnen, die das meiste Interesse hatten, und vor welchen ich am liebsten verweilte, ob es übrigens gleich leicht möglich ist, dafs ich bei der schimmernden

Mannigfaltigkeit und Anhäufung der Sachen, und bei dem Zudrängen der Zuschauer noch manches Bedeutende übersehen habe.

Die National-Manufaktur der Goblins stellte dem Publikum einige ihrer neuesten ausgespannten Tapetengemälde dar. Ein Paar Gemälde nach Vincent's Originalen, der Angriff der Frondeurs auf den Präsidenten Molé, und ein Zug aus Heinrich IV Leben waren brav. Doch hatte die Jury für nöthig gefunden, in dem gedruckten Verzeichniss zu erklären, dass für dieses Jahr auf den Weberstühlen der Manufaktur nichts Vollkommneres fertig geworden sei. — Desto mehr glänzte eine andre Halle mit Gemälden aus der National-Manufaktur von Hautelice zu Beauvais, im Oise Departement. Glühendere Farben, schönere Zeichnungen, geschmakvollere Dekorationen in Arabesken, liefern selbst die Goblins nicht. Es waren Landschaften, Viehstüke, Blumen- und Fruchtgruppen zu Kanapées, Lehnstühlen und Feuerschirmen darunter, welche alles, was man in dieser Weberei kennt, übertrafen.

Von sehr gefälligen Formen, Farben und Verzierungen sind viele Töpferarbeiten, unter andern der Fabrikanten Ollivier, Ménard, Utschneider und Fourny. Der lezte hat seinen irdnen Gefäsen von einer besondern der Gesundheit zuträglichen Komposition, den affektirten modernantiken Namen Hygiocérames gegeben. Die Namenverfeinerung gehört in Paris zur Mode der Griechheit.

Unter einer Reihe von Tuchfabrikanten zeichnete sich Decretot mit seinem *drap de Louviers* und mit andern aus der Wolle der spanischen Schafzucht zu Rambouillet gewebten Tüchern, von grosser Feinheit und Atlasähnlichem Glanz aus. Einige

dieser Tücher kosteten, die franz. Elle 200, bis 250 Livres.

Künstliche Bleistifte von acht verschiednen Arten nach der neuen Erfindung des noch von Egypten nicht zurükgekommenen Cont , vormaligen Direktors der eingegangnen Aeronautischen Schule zu Meudon *) füllten eine der Portiken, und wurden reichlich verkauft, wie das mit mehrern solchen kleinen Waaren in der Ausstellung geschah.

Der Fabrikant Sallandrouse-Lamornais und die National-Manufaktur der Savonnerie hatten Sammtartige Fufsdeken von brennenden Farben und geschmakvoller Zeichnung geliefert.

Seit der Katastrophe von Rom sind die Brüder Piranesi mit ihrem kalkographischen Institut nach Paris gezogen. Sie zeigten, und empfahlen sich dem Publikum mit ihren schönsten Arbeiten, in Kupferstichen und in kolorirten Blättern, und theilten ein gedruktes ausführliches Programm ihrer neuen Anstalt aus. Das in drei und zwanzig Bänden bestehende Werk der römischen Prospekte u. s. w. kostet 1863 Livres. Die Kupferplatten sind neu überarbeitet, und die Abdrüke wegen des bessern französischen Papiers reiner und zarter als die, welche sie vordem in Rom verkauften. Das grosse Werk wird mit verdoppeltem Fleifs in Paris fortgesezt, und der berühmte aus Rom hierher emigrirte Antiquar Visconti schreibt einen kurzen erläuternden Text zu jedem Blatt. Mit französischen Künstlern verbunden, liefern die Piranesi jezt mehrere Arten von Kunstwerken, Kopien nach Antiken, nach Malereien, Landschaften u. dgl. in gut kolorirten Blättern. Die Modesucht der kolorirten Kupfer,

*) Fragmente aus Paris II. 130.

diese Spielereien der Kunst, athmen also auch die Römer mit der französischen Luft ein.

„Nie," sagen sie, in ihrem pathetischen Programm, „hätten wir, ohne die Aufmunterung, ohne den Schutz, und die wirksamste Unterstützung der französischen Regierung eine so grofse Laufbahn antreten können. Aber der für das Glük Frankreichs und für die Ruhe von Europa kämpfende Genius fezt seinen Ruhm auch in Beförderung der Künste, und aller nützlichen Kenntnifse. Die Jahrhunderte der Perikles und Alexander wird Bonaparte's Jahrhundert, defsen Morgenröthe über uns aufgeht, nicht vermifsen lafsen."

Schön und von der vollendetsten Arbeit waren die mit reichen ausgelegten und gegrabnen Ornamenten verzierten Gewehre aller Art, aus der Fabrik zu Versailles unter Boulet's Aufsicht.

Die verschiedensten Proben, mit den englischen Waaren um den Vorrang streitender weifser Zeuge aller erdenklichen Art hatten die französischen Webereien geliefert. Eben so auch Zitze; denn Brüsler und Valenciennes Spitzen von grofser Schönheit und trefflich ausgeführter Zeichnung. Die kostbare Spielerei eines in schwarzen Spitzen verfertigten Gemäldes hing unter Rahm und Glas ausgespannt.

Im grofsen Geschmak, in den gefälligsten Formen und Verzierungen, in Politur des Holzes, in bequemen erfinderischen Einrichtungen der Meublen aller Arten sind die Brüder Jacob die ersten Arbeiter. Ihre Probestüke des höchsten Luxus in Zimmergeräthen nehmen drei Portiken ein.

Die Lakirer Deharmes und Dubaux hatten vielerlei Gefäfse in Eisenblech, von überaus angenehmen Formen und zartem Lak ausgestellt.

Den unbürgerlichen Reichthum, womit der Gärber-Bürger, Seguin, sich brüstet, hat er, wie man sehr allgemein behauptet, nicht seiner — ich fange an zu zweifeln, ob mit Recht — berühmten neuen Methode der Lederbereitung *), sondern gewissen sich mit Geld verschaffen Begünstigungen, besonders den Lederlieferungen an die Armeen zu verdanken. Er hatte einige gute Lederproben ausgelängt, die aber eben so wenig ins Grosse gingen, wie, der Sage nach, die Fabrikarbeiten nach der neuen Methode dieses vielleicht reichsten Privatmanns in Frankreich.

Zartern Druk der Stereotypen, wie Herrmann in der Ausgabe des Salusts geliefert hat, kannte ich noch nicht. Die Erfindung der Stereotypen hat er durch eine neue Komposition der Lettemplatten und durch bewegliche Matricen verbessert.

Das Porcelain von Severs behauptet noch immer Vorzüge; aber diese National-Fabrik hat eine starke Nebenbuhlerin an der Fabrik von Dihl und Guerhard auf dem Boulevard des Tempels **) in der Schönheit der Formen, im Glanz der Farben, und erfinderischen Verbesserungen, worin sie jene überliegt. — Eine kleine Equester Figur von Bonaparte, genau nach dem Modell der bekannten Figur des grosen Friedrichs zu Pferde, stand in der Bude des Severs Porcelains, dieser als Gegenstük zur Seite. — Ueberhaupt sah man auch hier, wie in Paris überhaupt viele Portraits des ersten Konsuls. Es giebt wohl nur wenig Künstler und eben so wenig Profesionisten, die nicht sein Bildnis, mehr oder

*) Fragmente aus Paris II. 260.

**) Fragmente aus Paris II. 259. 1ster Band dieser Briefe 1ster Br.

winder Karrikatur, in allen Formen, Gestalten und Größen, aus allen nur erdenklichen zur Bildnerei geeigneten und ungeeigneten Stoffen, verfertigen, ausstellen, Partheiweise oder einzeln verkaufen. Es ist ein wahrer Handelszweig, eine Spekulation geworden, worin einer den andern zu übertreffen sucht, und wobei alle gewinnen. Man findet Bonaparte's Bildnifs allenthalben, und oft, wo man es am wenigsten vermuthet, auf den Gassen. — Vor den Fenstern einer Friseurbude in der Strafse Honoré dient sein Brustbild von Pappe sogar zum Perükenstok. Der Mann glaubt nun einmal so den Helden in seiner Profession aufs höchste zu ehren: wer wird hier etwas anders vermuthen? Steht doch neben Bonaparte's Büste mit der borstigen Titusperuke, die, einer *Venus Medicis* mit einer *Perruque à la Faustine!*

Der Luxus mit Tafeluhren ist in Paris nie so hoch getrieben, als wie jezt, und es ist ein schöner Luxus, so burlesk und verschoben man auch oft die Uhrwerke angebracht findet. Alle Götter des hohen Olymps müssen die Dienste von Uhrenträgern thun. Phoebus Apollo selbst schleppt in den Speichen seines Sonnenwagens, womit er die Sternenbahn durchrennt, eine Pendule. Die Uhrenmacher Lemaire und Deverberie hatten die reichsten und mit dem meisten Geschmak verzierten Tafeluhren ausgestellt.

Ein Kabinet, welches immer viele theilnehmende Zuschauer anzog, unterbrach eine Reihe von Waaren des Luxus. Vielerlei Weberarbeiter der Blinden aus dem Hospital der *Quinze-Vingts*; Schuhe, Bücherbände, und Drechslerarbeiten der Taubstummen, wurden darin gezeigt. Gewöhnlich fafsen einige

Blinde dabei, welche in Würfeln und Domino spielten.

Didot lieferte, aufser seinem köstlichen Horaz und Virgil, das neueste Meisterwerk seiner Presse: den ersten Band Racine's in Folio, mit vielen Kupfern, welche leztern jedoch verhältnifsmäfsig hinter der typographischen Schönheit des Werks zurükstehen.

Mit vielem Interesse sah man einige Hallen voll von Arbeiten der Gefangnen in Bicetre, St. Lazare, und selbst aus den Gefängnifsen von Brüssel und Gent, Strohgeflechte, Basins, gestrikte und gewebte Waaren. — —

— — Um das trokne Verzeichnifs nicht zu sehr zu verlängern, breche ich ab. Nur noch einiges zur allgemeinen Uebersicht des Ganzen der Beiträge zu dieser Ausstellung, in welcher man sich für das nächste Jahr eine noch gröfsre Mannigfaltigkeit verspricht.

Manufakturisten in allen Arten mit den englischen Waaren wetteifernder Wollen und Baumwollen Zeuge füllten viele Portiken. Im Verhältnifs waren aber nur wenig Seidenzeuge da. Das Resultat für Lyon würde sehr schlimm ausfallen, wenn man von dem gänzlichen Mangel auch nur eines Produkts der dortigen Seiden- und Gold- und Silber-Arbeiten, auf den Zustand seiner Manufakturen und Fabriken schliefsen wollte, von deren Wiederaufnahme doch so viel gerühmt wird. — Mehrere Portiken enthielten physikalische und mechanische Werkzeuge, neue Erfindungen und Modelle der verschiedensten Art. Eine Maschiene, um alle grofsen und kleinen Schiffe gegen den Schiffbruch zu schürzen, fand mehr blofse Angaffer, als solche, die an ihre

Wirkung glaubten. Dann folgte eine Reihe von Professionisten, Schneidern, Schustern, Schmieden, Schlosern, Stahlarbeitern, Tischlern, Leinwebern, Drechslern u. a. Diese und alle übrigen Aussteller theilten ihre Adressen zu tausenden aus. — Noch waren hier Proben chemischer Farbenbereitungen, neue Arten von Firnissen, Kütte, Kleister; ökonomische Oefen und Lampen; künstliche Agathe, geschnittne Steine; Glas- und Kristallwaaren; dem englischen glüklich nachgeahmte Fayance-Geschirre; Porcelain; Papiertapeten; treffliche Arten Velin, Druk- und Schreibpapier; gegossne Lettern; Ackergeräthe; nach dem republikanischen Maafs- und Gewichtsystem verfertigte Probemaafsen. Von wohlriechendem Siegellak in allen Farben, ward täglich eine Bude voll abgesezt u. s. w. — — —

Grotesken- und Arabesken-Dekorationen im uneigentlichen Verstande, gab es auch. Hatte die Jury ihre Zulafsung gestattet, um Spott und Lachen zu erregen? Mehrere Buden waren voll Bonbons Zukerwerk, Bakereien, pappnen Harlequinen und Pantalone und Skatische Farçen für Kinder. Vor allen diesen aber brüstete sich der, — wie er selbst nicht anders meint — hochberühmte, und um die französische Gelehrten- und Künstler-Republik nicht wenig verdiente Friseur MICHALON, mit einer prunkenden Ausstellung von Damenparuken in allen griechischen und römischen Kostumen, und antikmodernen Formen; mit Haargeflechten in herkulanischem Arabesken-Geschmak zu Putzbändern, Kopfdekorationen, Kleiderbesetzungen u. dgl. Der grofse Name des Urhebers aller dieser haarigten Kunstwerke war an der Hinterwand in einem glänzenden Rahm mit Spiegelglas, in kolofsalen ftruppig-

ten Buchstaben frisirt zu sehen. Einer Schaupuppe ähnlich sind die das Künstlerverdienst ihres Mannes theilende Dame Michalon, vom Haupt bis zu den Füßen mit diesen Haargeflechten täglich neu dekorirt, an den Schranken der Bude, und theilte die pathetische Adreßkarte des Friseurs, eines Künstlers und Erfinders zugleich aus. „Ihm" — so spricht er, in dieser Karte, die ich zur Probe solcher hochklingenden Pariser - Adreßen beilege *) von sich selbst — „Ihm, dem Urheber griechischer Paruken, hat diese Entdekung, von Seiten der Jury der Künste und des Ministers des Innern die Bewilligung verdient, seine Werke in den fünf Ergänzungstagen auszustellen." — „In der That" — sagte der glorreiche Haarkünstler in diesen Tagen zu einem meiner Freunde, dem er für 24 Sous das Haar defilirte und organisirte. — „In der That, habe ich diese Auszeichnung der Regierung wohl verdient, (*j'ai bien*

*)

MICHALON,

Parfumeur Coiffeur, rue de la Loi No. 299, près le Théatre des Arts, vend une Pomade et une Poudre, qui sont spécifiques pour teindre les Cheveux en noir, sans nuire, en aucune manière, ni à la peau, ni aux Cheveux. Il vend aussi une Pomade qui les fait pousser et empêche leur chute.

Il est l'Auteur des Perruques Grecques, sans colon ni vêtement dont la découverte lui a merité de la part du Jury des Arts, et du Ministre de l'Intérieur, la permission d'exposer ses Ouvrages pendant les cinq jours complémentaires.

Il fait des envois dans les Départements et chez l'Etranger.

mérité cette distinction de la part du Gouvernement). Ist mein Name doch eben so gut und mehr vielleicht in Europa bekannt, als der Name irgend eines hiesigen Gelehrten und Künstlers." — —

Ein Stük der Ausstellung, welches Aufmerksamkeit verdient, darf ich nicht übergehen. Es ist die von dem Engländer Smith, und dem Franzosen Couchet erfundene Maschiene, um trübes und ganz verdorbenes Wasser abzuklären, zu reinigen und trinkbar zu machen: *Filtre inalterable, pour la clarification et la purification des eaux &c.* — Die Ausstellung war nicht der Ort, um diese merkwürdige Maschiene zu untersuchen, und damit angestellte Versuche zu sehen. Ich ging deswegen der erhaltenen Adresse nach, und fand in der Strafse *de Beaune* in dem vormaligen Hotel *de Nesle*, eine grofse Niederlage dieser Maschienen in allen Gröfsen und Formen: kleine zierliche Vasen zu einem Maafs Wasser, zum Gebrauch in Zimmern, und grofse in Korb geflochtene Krüge zum Hausgebrauch, in Küchen, auf Schiffen u. s. w. von einer Tracia bis zu vier Trachten Wasser grofs. In dem Bauch dieser Vasen und Krüge, ist das Sieb oder der Filtrirapparat, worin das Geheimnifs dieser nüzlichen Erfindung besteht, verborgen, und füllt etwa zwei Drittheile des innern Raums. Oben ist ein bis zu einem Drittheil dieses Raums vertiefter bleierner eingefugter Boden, und in delsen Mitte eine kleine durchlöcherte Oeffnung, worauf ein mit Schwamm gefütterter, und damit eingefafster Zapfen flekt. Auf diesen Boden wird das faulende Wasser gegofsen, es zieht sich nach und nach in die Oeffnung hinein, und lauft nach einigen Minuten in Kristallhelles Wasser verwandelt, ohne den minde-

flen Geruch oder Geschmak, aus dem Hahn an dem untersten Theil der Vase wieder heraus. Im Hofe des Hauses ſtanden mehrere groſse Krüge dieser Art, und daneben ein Faſs, mit zu Gallerten dekomponirten animalischen und vegetabilischen Körpern geschwängertem Waſser. Ein Pestartiger erstikender Dunst ſtieg mir entgegen, als ich mich diesem Faſs näherte. Smith lies einen Eimer dieses scheuſslich ſtinkenden grünlich trüben Waſsers, auf den obern leeren Boden eines dieser Krüge gieſsen. Nach zehn verfloſsnen Minuten fieng der offne Hahn an zu tröpfeln. Smith drehete ihn zu, bis ſich mehr gesiebtes Waſser sammelte, öffnete dann den Hahn nach einigen Minuten wieder, und reichte mir ein Glas mit dem herausgefloſsnen Kristal reinen Waſser. Ich ſtand einen Augenblik an, es zu kosten, noch voll Ekel und wirklicher Lungenbeschwerde von dem gräſslichen Gestank der eben eingegoſsnen faulenden Flüſsigkeit. Nach einiger Ueberwindung kostete ich, und fand es, gleich dem besten Quellwaſser, ohne Geschmak und ohne eine Spur des Geruchs. Authentisch genug ist diese volle Wirksamkeit der Maschiene auſser Zweifel gesezt. Das National-Institut, die medicinische Societät, das Museum der Naturgeschichte, die Marine in Brest und Havre, haben vor ernannten Kommiſsionen viele Versuche anstellen laſsen, deren aufgenommne Protokolle in dem gedrukten Programm der Erfinder bekannt gemacht ſind. Zugleich ist darin ein Unterricht von dem Gebrauch, und eine Nachricht von den mäſsigen Preisen der Maschienen gegeben. Selbst die sehr zweifelhafte Frage wegen der von den Erfindern behaupteten Unzerstörbarkeit — eine gewaltsame Zerstöhrung abgerechnet — ist durch entscheidende

Versuche der Kommiſsion in Brest bejahend beantwortet worden. Sie lies ununterbrochen innerhalb ſieben Tagen zwei und dreiſsig Fafs verdorbenen Wafsers in die Maſchiene gieſsen, wovon das lezte Glas ſo kristall klar, als wie das erste durchlief. — Eine überflüſsige Grübelei würde es ſein, nach dieſen Thatsachen, über die innern Bestandtheile des Filtrirapparats absprechen zu wollen, ob ſie eine vielleicht nur verbeſserte Wiederholung der bekannten Art, durch gestoſsne Holzkohlen und Sand das Wafser zu reinigen, oder, wie mir der Erfinder ſagte, ſonst ein Mechanismus ſind, dem man allenfalls durch Zerlegung einer ſolchen Maſchiene näher kommen könnte. Für die Hamburgische Gesellſchaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe habe ich zu vorläufigen Versuchen eine Filtrirvase von einem Maafs Wafser gekauft, die aber, bei dem kleinen Umfang der Form und des innern Apparates, vielleicht nicht das ganz leistet, was ich von der groſsen Maſchiene zu zwei Trachten gesehen habe *). — Bonaparte fand mit Recht, als er die

*) Die mit dieser kleinen Filtrir-Maschine in Hamburg angestellten, von einigen Mitgliedern der Gesellschaft wohl etwas übertriebenen Experimente, bis zum höchsten Grad in Fäulnifs gebrachtes, gefärbtes, und blutiges Wafser zu klären, und vom übeln Geschmak und Geruch zu reinigen, sind grostentheils, wie ich vorher ſah, negativ ausgefallen. Ich habe in diesem Frühling eine gröfsre Maschiene von Paris verschrieben, die ohne Zweifel beſsre Resultate geben wird. Der Werth, und die Wirksamkeit der Erfindung ist hinlänglich erwiesen. Nur hätte der Erfinder ſelbst, dem die ſchwächere Wirkung der drei und mehrmal kleinern Maschienen unmöglich entgangen ſein kann, mit dieser Bemerkung in dem Programm, dem Zweifel Ununterrichteter an der Wirkung der gröfsern Maschienen, begegnen müſsen.

Versuche sah, die Erfindung besonders für die Schiffart von grosser Wichtigkeit. Der Erfinder erhielt eine Ehrenmedaille und ein Erfindungs-Brevet. Aus der Aeufserung des Konsuls hat man in Paris den Schluss gezogen, Smith sei auf dem Wege zu der wichtigen Erfindung, durch einen ähnlichen Mechanismus Seewasser trinkbar zu machen. Er lachte darüber, als ich ihm die Sage mittheilte, er habe, sagte er, nie gehofft auf irgend einem Weg ohne chemische Operation diese grosse Erfindung zu machen.

An den fünf Ergänzungstagen waren alle Museen, alle Gallerien und Kabinette der Republik dem freien Zutritt des Publikums offen. Sie wurden im eigentlichen Verstande vom Volk bestürmt, so ruhig es übrigens auch dabei herging. Aber wehe dem, der in diesen Strom gerieth! Nur einen Augenblik machte ich den Versuch, die grosse Treppe zu der Louvregallerie hinanzuklimmen; aber der herabwirbelnde Strudel ergriff und trieb mich mit herab, und ich war glüklich genug, das eiserne Treppengeländer erreicht, und mich vom Sturz gerettet zu haben. In den Antiken-Sälen schoben sich die Menschen in Massen auf und ab, und am Eingang war das Gedränge, besonders am Sonntage unglaublich arg. Hinter einer, von dem Gehen und Scharren in den Sälen, aufsteigenden diken Staubwolke sah ich nur in der Ferne den Gott des Lichts Apollo von Belvedere. Der Anblik war mir unerträglich. Und sollte es unter der Aegide meiner *droit de gens* Karte sein, so muss ich noch in diesen Tagen in die nun auf einige Zeit, der Reinigung von Staub und Koth wegen, verschlossnen Säle, um noch einmal die Götter in ihrer Glorie zu sehen, und diesen fatalen Eindruk ihrer staubigten Hülle nicht von hier zu nehmen.

Das gestrige Fest der Gründung der Republik war wenig mehr als Wiederholung des 14ten Juli-Festes, und nur im ersten und lezten Akt von diesem etwas verschieden. Demungeachtet behält dieses bei mir den Vorzug. Der Gedanke, unter welchen Stürmen, unter welchen Strömen unschuldig vergofsnen Bluts die Republik gegründet ward, zernichtet alle Freude an dem September-Fest und hebt das des 14ten Juli mit dem Andenken seiner ersten Feier. — — Dieses hier fing am Vormittage — in der That wäfsrigt genug! — mit einer Wasserfêe an. Da waren auf der Seine Obelisken, und dazwischen ein hohes mit Bändern und Gewändern verziertes Monument, *à la gloire de la République* errichtet. Die Göttin Frankreich fafs auf dem höchsten Würfel der sich ftufenweise erhebenden Pyramidalform; zu ihren Füfsen ringsumher waren Mufikchöre. Wettrennen mit Böten, Schwimmkünste, Masterklettern, Ringstechen u. dgl. waren angekündigt. Eine hübsche kleine Flotte von fünfzig buntgemalten mit vielen Wimmpeln dekorirten und mit elegant gekleideten Ruderern besezten Böten, zog auf und ab; Schwimmer fchwammen um die Wette; Matrosen balancirten auf dem Buchspreetmast einiger flachen Schiffe, um den Kranz an seiner Spitze zu erhaschen, und fielen ins Wafser; andre rutschten nach Ringen fiechend auf fchrig gelegten Masten herab, und fielen ins Wafser; noch andere fielen, man wufste nicht warum auch ins Wafser. Diese Buffonerien hätten allenfalls eine Stunde lang belustigt, aber fie dauerten von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags. Wirklich fchön war der durch das heiterste Wetter begünstigte Anblik des Gewimmels von Hunderttausenden auf den beiden Seine-

quays und auf den Brüken. Ich ſah diesem Schauſpiel einige Stunden von der Gartenterraſse des batavischen Gesandten zu; als aber um drei Uhr die auf den Vormittag versprochenen Wettrennen der Böte und die Matrosenkämpfe mit Stangen nach venetianischer Art, noch nicht anfingen, ging ich in die elysäischen Felder zu dem jubelnden Volk, bei ſeinen Kokagnemasten, Karouzellspielen und Tänzen in den Quinguettes und von den dreifsig Orchestern unter freiem Himmel. Der zum 14ten Juli errichtete und von den unaufhörlichen Regenströmen dieses Sommers abgewaschene Friedenstempel, war neu mit Farben aufgefrischt, und hatte zur Seite zwei kleinere Nebentempel von edler Architektur: *aux vertus guerrieres et républicaines* (die kriegerischen Tugenden voran!) gewidmet. Zwei mit Pappeln besezte Dämme, führten aus beiden kleinen Tempeln zu dem grofsen. Die treffliche Musik voll Feuer und Präcision der Hautboisten von der Konsular-Garde ertönte aus diesen kleinen Tempeln. Immer neu und ſchön, ward bei einbrechender Nacht in dem Friedenstempel das Konzert des *Conservatoire de Musique* wiederholt; jeder Bogenstrich, jeder zarte Ton der Stimme war hörbar auf dem weiten mit einer zahllosen Menge Menschen angefüllten Platz. Während der Symfonie erschienen zwei lange Züge von tanzenden und ſingenden Priestern, bekränzten Jünglingen und Mädchen, Figuranten des Operntheaters, Palmzweige, Fackeln und Opfergeräthe in den Händen, aus den kleinen Tempeln. Sie umtanzten den Friedenstempel und zündeten dann auf vier vor demselben errichteten grofsen Altären, Brandopfer an, deren ätherisch weifses Feuer Sonnenglanz umher verbreitete. Der Augenblik im-

ponirte; das übrige dieses Spiels war Opernpomp, der nur auf dem Theater täuscht und Wirkung macht. — Auch die Illumination der elysäischen Felder, der Tuillerien und aller öffentlichen Gebäude, geschah wie am 14ten Juli und nur die des Saals der gesezgebenden Versammlung war glüklich verändert. In einer grofsen strahlenden Glorie, loderten an der Façade, die kolofsalen Buchstaben *R. F.* mit republikanischen Sinnbildern, Fasces, Hähnen u. dgl. umher. Die an schielenden Erklärungen und boshaft witzelnden Sinnsprüchen fruchtbaren Pariser, fanden auch in dieser doch nicht räthselhaften Dekoration Stoff dazu. Die dem römischen *S. P. Q. R.* *) nachgeahmten Buchstaben *R. F.* erklärten einige auf der National-Brüke mit: *Roi Français*; andre erklärten sie beiser, mit: *Republique Française.* Schmuzige Ohrenbläser raunten diesen zu: es heifst, *Republique f. . . . !* Eine Dame fragte ihren Führer, wahrscheinlich ein *Ci-devant* vom Range: was denn die Hähne (Nachbildungen der römischen Adler) mit ihren schlagenden Flügeln bedeuteten? *Ils annoncent*, antwortete dieser, *la bafse-cour.* **)

Der Schlufs des Festes, war schön durch das auf dem Felde vor dem Invalidenpallast an der Seine abgebrannte Feuerwerk. Von grofser und frappanter Wirkung waren drei verstärkt auf einander folgende Vulkanausbrüche. Der weite Horizont umher lohete in farbigem Feuer. — Eben so wohlgeordnet wie am 14ten Juli, war die Policei bei dem Feste, und ungestört die Ruhe der Zuschauer. In der lezten Stunde unterbrach doch ein unglüklicher

*) *Senatus Populusque Romanus.*

**) „Den Hühnerhof (Misthof) deuten sie an." Die unübersezbare Zweideutigkeit ist verständlich genug.

Zufall diese gute Ordnung des Tages. Der erst seit kurzem von uns hierher zurükgekehrte General Valence näherte sich, von einem Verwandten begleitet, in einem Boot gegen die Policeiverordnung der Gegend des Feuerwerks. Eine seitwärts absprengende Bombe zerschmetterte ihm den Arm und tödtete seinen Begleiter.

Seit meiner Rükkehr von Bordeaux ward zweimal das grofse anziehende Schauspiel der Musterung der Konsular-Garde, das glänzendste was Paris hat, gegeben. Ich sah es einmal aus den Zimmern des General Clarke in dem Konsular-Pallast, und das leztemal, aus der Louvre-Gallerie dessen hinterster Theil an den Musterungsplatz stofst. Der Schall der treflichen Garde-Musik zog mich hier in dem Restaurationszimmer, von der Betrachtung der Transfiguration Raphaels an das Fenster, wo ich die Parade ungedrängt ansehen konnte. Nur das Verschwinden des Konsuls verursacht zuweilen die Abbestellung dieses kriegerischen Pomps, wozu die Pariser sich so gern versammeln. Ihre kindische Freude haben die Journalisten daran, die Erscheinung zu rühmen, dafs die Sonne, deren ungetrübter Schein in diesem traurigen Sommer freilich etwas seltenes ist, durch die Regenwolken bricht, und sich erheitert, sobald bei öffentlichen Gelegenheiten und Festen der Konsul sich sehen läfst. Und wirklich ist das besonders bei der Parade der Fall. Nur einmal sah ich die Prophezeiung des guten Wetters fehlschlagen, und recht sehr fehlschlagen. Die Parade war gerade sehr glänzend; der Stab in Gallauniform, Bonaparte im grofsen Konsular-Kostum. Das in Paris eingerükte deutsche Regiment leichter Reuter *éclaireurs* genannt sollte gemuſtert und ihm wegen der im Kriege

bewiesenen Bravour Ehrengeschenke ausgetheilt werden. Als um 11 Uhr die Garden in das Gitterthor des Platzes einzogen, fing es an zu regnen, und immer ſtärker, bis ein dreiſtündiger Platzregen daraus ward. Demungeachtet ſtieg Bonaparte im Pomp um 12 Uhr zu Pferde, und hielt die Güſse zwei Stunden aus. An der Façade des Pallastes ſind noch offne Dachrinnen, aus welchen das Waſser in Kaskaden herabſtrömt. Beim Defiliren zogen die Garden darunter durch — eine Waſserprobe, die ſie männlich bestanden. Bonaparte war bei dieser Musterung beſonders heiter, ſprach viel zu dem neu angekommenen Regiment und unterhielt ſich besonders mit denen, welche Ehrensäbel erhielten. Als er dann vom Pferde ſtieg, und mit ſeinem Gefolge durch die Säle ging, ſchwammen diese von dem aus ihren Kleidern ſtrömenden Waſser. In eben diesem Regenkostum ward die Militair-Audienz gehalten, und die Ueberschwemmung durch die von der Musterung heraufkommenden Officiere allgemein. — Wie ſchielende Gegner — welche Bonaparte haſsen, weil er Bonaparte iſt, und an diesem Platz ſteht, wo ſie ſelbst gern ſtünden, oder ihre Götzen hinpflanzen mögten, — es auch auslegen, das Volk ſieht ihn gern, und empfangt ihn jedesmal, wo er erſcheint, mit Jubel und Händeklatschen, wenn er anders etwas hierein ſezte, und Volksgunst nicht für das achtete, was ſie iſt — Seifenblasen. Mich führte einſt mein Weg an einem der Paradetage an den Tuillerien vorbei, gerade, als die Truppen aufzogen. Ich blieb aufserhalb dem Gitter ſtehen, um unter der Volksmaſse den Eindruk der Erscheinung des erſten Konsuls zu beobachten. Alle waren in der gespanntesten Erwartung, einer beſchrieb ihn

dem andern, erzählte, wo er ihn gesehen und was er vorgenommen habe u. s. w. Als Bonaparte nun noch sehr entfernt aus dem Portal des Pallastes hervortrat, und sich aufs Pferd schwang, war alles Auge, alles bewunderte seine Leichtigkeit (*agilité*) seine Haltung, und seinen gebieterischen militairischen Blik, (*maintien, fierte*) womit er durch die Glieder ritt. Als er sich nun der Gitterseite des Platzes näherte, ertönte ein allgemeines *bravo! vive Bonaparte!* Eine Frau aus dem Volk bestieg hinter mir einen Haufen Bausteine, und rief aus vollem Halse: „*v'la, eh, le v'la, notre petit Caporal, qu'il est joli!* — Bonaparte trug, von seinem reich galonirten Generalstabe umgeben, eine einfache Gardenuniform, vielleicht gab ihr das die Vergleichung ein — „*mais bon Dieu*, fuhr sie Händeschlagend voll Verwunderung fort, „*qu'il est petit! deux de ce genre, feroient un homme.* Indem ich mich wandte, um die keke Hallendame zu betrachten, nickte sie mir zu — „*cela s'entend decorps*", *) sagte sie mit Nachdruk, und jubelte ihr *vive Bonaparte!* nun tüchtig mit. — So freundlich begegnet das Pariser Volk seinem doch etwas strengen Vormund. Seit dem verunglükten Beginnen „Frei zu leben, oder zu sterben," gewöhnt es sich nicht allein schon wieder an eine solche strenge Vormundschaft, unter welchem Namen sie auch geführt werden mag, sondern findet das Bedürfnis, vielleicht ein unentbehrliches Bedürfnis darin. Bei dem so inkonsistenten Karak-

*) „Sieh', sieh' da, unser kleiner Korporal! Wie hübsch! — Aber lieber Himmel, wie ist er so klein! solcher zwei würden nur einen Mann ausmachen — versteht sich, dem Körper nach." —

ter und wetterwendischen Geist dieses Volks, ist das in der Ordnung der Dinge.

Bei meinen Streifzügen an diesen Festtagen, und in mehrern guten Gesellschaften treffe ich in Paris oft auf unsern vormaligen liefländischen Bekannten und Hausfreund in Göttingen, Gustav v. K. Noch ist er der Feuerkopf, der er immer war, aber auch noch immer der blühend schöne, und wenn er es sein will, der unwiderstehlich liebenswürdige junge Mann. Dieses an Wildheit gränzende Feuer ist bei ihm ein ungeregelter Temperamentsfehler, der ihn zu vielem Guten aber auch auf manche Abwege treibt. Aber sein Gütereicher Karakter hat keinen Theil an den leztern. Er erwirbt ihm hier Liebe und Achtung. Seit wir ihn im Jahr 1796 zum leztenmal in Göttingen sahen, hat er einen wahren Ritterroman gespielt, wovon er mir einzelne Scenen, mit all dem Geist und der Lebendigkeit, die ihm eigen sind, erzählte. Von Göttingen ging er nach Frankreich und Italien. In Neapel erfuhr er den Zug Bonaparte's nach Egypten, und folgte ihm an Défais Seite. Nach der Eroberung von Cairo, wo, wie es mir schien, er des tumultuarischen Türkenkrieges überdrüssig worden war, schiffte er sich wieder nach Italien ein, ward von den Engländern gefangen und nach Konstantinopel gebracht. Hier verwikelte ihn ein Wagestük, einige in türkischen Ketten schmachtende Freunde zu befreien, in Händel. — Er ward nach Rufsland geschikt. Paul regierte — und die Stunde des Verderbens würde für K. geschlagen haben, wenn er ihr nicht durch tausend Umwege und mit seiner Befreiung und Reise verbundenen Gefahren, noch eben glüklich entgangen wäre. Durch Deutschland, und selbst — über seinen

geliebten vorigen Wohnort Göttingen, kam er nach Paris zurük. Bald darauf folgte er Bonaparte über die Alpen als Freiwilliger nach Marengo. Beim Anfang der blutigen Schlacht lies ihn Défaix bitten, zu ihm zu kommen, um an seiner Seite zu fechten. Durch das Schlachtgetümmel hin folgte er dem Wink seines Freundes, fand ihn aber erst, als, von einer Kugel getroffen dieser vom Pferde gesunken war. Er ward nun Adjutant des General Oudinot; und focht neben ihm mit grosser Tapferkeit am Mincio. — Jezt ist er Eskadron-Chef, ganz Soldat, aber auch bei seinem ansehnlichen Vermögen ein Wohlthäter der Unglüklichen, ein eifriger Freund der Wissenschaften und Künste. In dieser leztern Liebhaberei treffen wir oft in den Musäen und wissenschaftlichen Instituten zusammen. Ich liebe den in der That sehr edeln und liebenswürdigen Wilden — „*le Sauvage*" so nennt man ihn in einigen hiesigen Cirkeln — so sehr auch unser Lebensweg von einander abweicht. Der seinige führt ihn sehr kraus. Wenn er glüklich hindurch kommt! ....

Zusatz in Hamburg geschrieben.

Heute — 9ten März 1802 — erhalte ich aus Paris die Nachricht von dem unglüklichen Tod Knorring's — denn dafs dies dieser Gustav v. K. sei, wovon in dem Briefe die Rede ist, brauche ich nun wohl nicht mehr zu verhelen. Dahin also, mufste den unglüklichen jungen Mann das von ihm selbst provocirte Schiksal führen? Um so mehr bekümmert mich die Art seines Todes in einem immer abscheuwürdigen Zweikampf, da er durch die Führung der Waffen selbst den erhaltenen Beinamen le Sauvage rechtfertigte. Denn es gehört doch wahrlich ein hoher Grad ungestümmer Wildheit dazu, sich — wenn anders der Bericht wahr ist — wegen eines verführten Studentenzwistes, mit der achten gewechselten Kugel, auf drei Schritte niederschiefsen zu lafsen.

23.

Paris.

Das Andenken eines merkwürdigen in sehr von einander verschiedenen Empfindungen verlebten Tages, nehme ich mit mir von Paris hinweg. — Ich war zu St. Denis in den zerstörten Gräbern der Könige von Frankreich, und folgte in dem lieblichen Thal von Montmorency den hinterlaſsnen Fuſsſtapfen des Mannes der Natur und Wahrheit, Jean Jaques Rousseau.

Der Weg zu seiner Hermitage und zu seinem „Donjon" auf Mont-Louis, wo er die letzten heitern und ruhigen Tage seines Lebens zubrachte, führt an der verödeten Abtei von St. Denis vorbei. Dorthin wollten unsre Freunde R—S., V. und seine sehr liebenswürdige mir unvergeſsliche Schweſter V. D. mit mir wahlfahrten. — Wir ſtiegen vor den Ruinen der Abtei aus. Seit Dagobert ihrem Stifter war dieses ſchon im zweiten Jahrtausend daſtehende Gebäude, einige Perioden ausgenommen, der Ruheplatz des Staubes der Könige dieses Landes. Die Kirche, welche ſich über die Gräber erhebt, war eine der ſchönsten, gothischer Architektur, mit ihrem vollen Karakter kraftvoller Gröſsen, feierlichen Ernstes und fester Dauer. Verschont von der alles verwüstenden Zeit eines Jahrtauſends, während einer langen Reihe von Jahrhunderten ein hochgeachtetes Denkmal des Alterthums und der Frömmigkeit, fiel das ehrwürdige Gebäude, am Schluſs des Jahrhunderts der Aufklärung und der Philosophie, der Raub einer Horde Pöbels, des Volks, das das erleuchtetste ſich nannte, die es bestürmte, von ſeiner Grundveste herauf erschütterte, ſeine Schäze

plünderte, seine Gräber ausleerte. Nur Ruinen stehen noch da, Denkmäler der Barbarei, der Zerstörungswuth, der Schande unsres Zeitalters. Die Gewölbe der Kirche sind, nachdem sie ein verflossnes Jahrtausend überlebt hatten, und einem kommenden Jahrtausend zu trotzen schienen, allenthalben mit eingehauenen grosen Oeffnungen durchlöchert worden, die Fenster sind bis auf die lezte Scheibe zerschlagen oder ausgerissen, Schnee und Regen stürmen seit acht Jahren durch diese Fensteröffnungen, und durch die eingeschlagnen Gewölbe und ihrer Kupferbedekung beraubten Dächer herein. Die Gipsbekleidung der Wände und Pfeiler ist gröstentheils abgeschält, oder aufgelöst durch die hereinschlagende Näse. Der Fusboden ist zerstükt, und mit Schutt bedekt. Die Kapellen und Altäre sind niedergeworfen, die marmornen Denkmäler zertrümmert. Die Gräber sind erbrochen, die Särge zerschlagen, Staub und Gebeine zerstreuet. — — Das ist die grausende Aussicht dieser Ruinen, die man nun doch vollends niederreissen sollte. Ich halte die Ausbesrung des so verderbten kolosalen Gebäudes für unmöglich, und wäre sie möglich, sie würde unerschwingliche Summen kosten. — Wir überstiegen die Erd- und Steinhaufen, auf den Fusboden, und auf den Treppen zum vormaligen Chor. Hier ist der Eingang zu den Katakomben, welche vordem nur geöffnet wurden, wenn die Leiche eines Königs hinabgesenkt ward. Uns umgaben in diesen finstern Grüften, nur noch Trümmer der zerschlagnen Sarkophage und Mauern. Mühsam überstiegen wir sie, um das etwas heller erleuchtete Innre dieser unterirdischen Gemächer zu erreichen, in welchen der Staub der Könige, zu dem Staube ihrer Vorgänger versammelt, lange ungestört

ruhete, bis er von den Grabstürmern durchwühlt und hinausgeworfen ward. — Dazu gab der Würger Robespierre selbst das Signal; seine eiserne Faust tastete zuerst das Heiligthum des Todes an. Er kam mit Herault de Sechelles nach St. Denis, gebot, die Gräber der Abtei zu öffnen, und flieg hinab, um Gericht zu halten über die schlummernden Gebeine der Könige und Helden. Die vermauerten Grabvertiefungen in den Wänden und auf dem Boden, und die darüber erhöhet stehenden Sarkophage mufsten mit Axten eingeschlagen, die bleiernen Särge erbrochen werden. Nun wurden die Namen der darin offen liegenden fürstlichen Leichname aufgerufen, die verdorreten Reste, nachdem von diesen Gräber schändenden Buben der Bann darüber ausgesprochen war, herausgerifsen, und zusammen — in eine in der Ecke des Kirchhofes geöffnete Grube geworfen. Ihre Hüllen, und der übrige Nachlafs der Todten ward Preis gegeben, und die Särge eingeschmelzt. Um so rasender und zwekloser war diese Entweihung und Zerstörung der Gräber, weil sie das Volk, dessen verdorbenste Hefen doch noch Ehrfurcht für die Todten bleibt, gegen die Thäter reizen und empören mufste. Bebend und stumm gehorchten bei Todesstrafe die Aufseher der Kirche, dem Befehl des Tyrannen. Unser damals hierbei gegenwärtiger Führer, nannte uns, neben den ausgeleerten Plätzen, die Namen der hier einst ruhenden Könige. Wir kamen in einem der innersten Gewölbe zu der Stelle, wo Heinrich der vierte lag. Sein Sarg ward erbrochen und zerschlagen, wie die übrigen; sein Körper, wie die andern herausgerifsen, und in die gemeinschaftliche Kirchhofsgrube gestürzt. Unser Begleiter, ein

vormaliger Schweizer bei den königlichen Gräbern, erzählte uns, mit dieser schwärmerischen Vorliebe, welche alle bessern Franzosen für den guten Heinrich theilen, der Körper sei noch unversehrt, und sein Anblik, beim Aufmachen des Sarges, der eines ruhig Schlummernden gewesen. Frappant habe das Gesicht noch der Wachsbüste geglichen, die gleich nach seinem Tode über seinen Kopf ausgegossen worden, und in dem Schatz von St. Denis gezeigt ward. Diese Büste, welche ich bei meiner ersten Reise durch Frankreich hier sah, ist bei der Plünderung des Schatzes der Abtei, gerettet, wird aber noch verstekt gehalten. Die Leiche Heinrichs, lag blos in einem leinenen Tuch gewikelt im Sarge. „Als diese Hülle abgerissen ward," sagte unser Führer, „sahen wir einen kleinen, untersezten, nervigten Körper. Die Haut hatte sich sehr weiss erhalten, die Form der Beine besonders war zierlich. „Ah," rief er nach dieser umständlichen Beschreibung, mit naivem Ausdruk aus, „*ah, le pauvre Henri! c'étoit un joli Cavalier.*" *) — Als nun die Reihe des Bannes das Grab des grossen Turenne traf, auch dieser Sarg zerschlagen war, und der Leichnam des Helden vor Robespierre da lag, sagte er: „*Eh bien, celui la étoit un assez bon garçon; qu'on le conserve*"). Der Aufseher säumte nicht, aus Furcht des Widerrufs den Körper gleich darauf herauszunehmen. Er verbarg ihn in seinem Hause, und lieferte ihn nachher der Kommission des Museums der Naturgeschichte aus, welche unter dem Vorwande, mit den einbalsamirten

*) „Ach, der gute Heinrich! Es war doch ein artiger Ritter!"

**) „Der da, war ein erträglicher Bursche. Er mag verschont bleiben.

Resten anatomische Versuche anstellen zu wollen, die Erlaubnifs dazu ausgewirkt hatte. Ich fah den Körper des Helden vor fünf Jahren noch im Museum *). Jetzt liegt er im Tempel des Mars in dem Sockel feines fchönen Denkmals, welches vordem hier über feinem Grabe ftand.

In den Gräbern von St. Denis ist nichts zurükgeblieben als Schutt und Modergeruch. Wir verliefsen die traurigen Gewölbe, lenkten hinter der Stadt in das fchöne Thal von Montmorency hinein, — und ftiegen eine Stunde von hier aus, um durch Wiesen, Rebengefilde und Baumgärten dem Fufsfteig zur Hermitage einst Roufseaus Aufenthalt, jezt Gretry's Eigenthum und Wohnung, zu folgen. Von einer Mauer umgeben, liegt das Gütchen ftill und isolirt, eine Einsiedelei in einem freundlichen kleinen Thal, am Fufs eines mit Kaftanien-Bäumen bepflanzten Hügels. Wer Roufseau liebt und die unsterblichen Werke, welche in dieser Einsamkeit aus feiner glühenden Phantasie floffen, den intereffirt hier jeder Steig, jeder Hügel, jeder Baum: denn fie waren ihm werth. In dieser reitzenden Gegend brachte er zwei Jahre, und vier Jahre noch in Montmorency, eine Viertel Stunde von der Hermitage, gröstentheils glüklich zu. Es waren die lezten ruhigen Jahre feines unstäten Lebens. Um ihm und feinem Thun und Treiben hier Schritt vor Schritt zu folgen, nim das neunte und zehnte Buch feiner neuern Confefsions zur Hand. Die lebendigen Darstellungen find aus der Natur dieser romantischen Gegend, und die Schilderungen und Geständnifse von feinem zwifchen frohem Genufs, und innrer Unruhe und Ver-

*) Fragmente aus Paris II. 64.

druſs getheilten Leben aus ſeiner hierin ganz entfalteten redlichen Seele genommen, worin Heiterkeit und Liebe, mit Trübsinn und Menschenhaſs wechselten. — Damit folge mir in dieses Thal und zu Rousseau's friedlichen Wohnungen.

Vom Ueberdruſs und Zwang des Lebens in der groſsen Welt, und von dem Taumel in Paris, wo Rouſseau ſeit dem Jahr 1741 wohnte, gesättigt, war er entſchloſsen in die ſtillen Thäler der Schweitz zurükzukehren, als ſeine Freundin Mad. d'Epinay ihm diese Einsiedelei zur Wohnung anbot. Auf einem Spaziergange von ihrem Schloſse ab, gerieth Rouſseau einst mit ihr in diese Gegend, ſah das ſchlechte Häuschen mit dem Gemüsegarten l'Hermitage genannt, und rief entzükt aus: „welch' eine köstliche Wohnung! ſehen Sie da, eine Freiſtatt, ganz für mich geſchaffen!" Seine Freundin faſste die Worte auf, lies das Haus neu bauen, es für drei Personen bequem einrichten, und führte dann Rouſseau, als von ungefähr dahin. Er ward von der plötzlichen Veränderung überrascht. „Mon ours" — ſo nannte ſie ihren oft wiederſpenstigen und rauhen Rouſseau — „da habt Ihr nun Eure Freistatt. Ihr habt ſie ſelbst gewählt; die Freundſchaft giebt ſie euch. Mögte ſie den grausamen Gedanken eurer Entfernung von mir von euch nehmen!" Rouſseau weinte Freudenthränen auf die Hand ſeiner Wohlthäterin, und bezog die Hermitage in den Frühlingstagen des Jahrs 1756. Der erste Nachtigallenſchlag in dem Wäldchen unter ſeinen Fenstern begrüſste ihn am Morgen nach ſeinem Einzuge. — „So ſind denn nun alle meine Wünsche erfüllt!" rief er erwachend aus, und durchſtreifte alle Fuſssteige in den eben grünenden Wiesen und

Gebüschen in Wald und Feld. Zug vor Zug fanden wir fein reitzendes Gemälde der Gegend in diesem Urbilde der Natur. Dichter bewachsen mit Bäumen und Büschen ist dieses Häuschen und seine Umgebung jezt; aber noch immer tragen sie den Karakter einer Freistatt gegen die Stürme des Schiksals und gegen nagenden Kummer, noch immer ist es eine anziehende Wohnung wohlthätiger Ruhe und sanfter Schwermuth. Diese Harmonie der Natur muſs die Seele des Bewohners zur Eintracht stimmen mit sich selbst und mit Menschen. Auf Rousseaus Geist dauerte dieser heilsame Einfluſs nicht lange. — Doch laſs uns bei der Gegenwart noch einen Augenblik verweilen. Der eben so allgemein gekannte als geliebte Harmonist Gretry, dem ich die von unserm Klopstok mir aufgetragenen und durch deinen lezten Brief so dringend wiederholten Grüſse überbrachte, hat die Hermitage zu seinem philosophischen Wohnort gewählt. Eine edle hohe Figur, ein malerischer Greiseskopf. „Ich achte Klopstok sehr hoch," sagte er; „er ist der Shakespear Deutschlandes." — Ich kann das Wort, welches mir gesagt schien um nur etwas zu sagen, nicht anders erklären, als daſs Gretry nichts von Klopstok, auſser seinen von Cramer übersezten Bardieten kennt, und auch dann noch war es ein verfehltes Urtheil. Doch ist mir die Phrase noch lieber, als wenn Gretry die nähere Bekanntschaft unsers erhabenen Dichters erst durch die lezte leidige Uebersetzung des Meſsias gemacht hätte. Aus seinem Fach der Musik hat sich Gretry in das der Philosophie und Moral geworfen, und ein Werk: *de la vérité; ce que nous fumes; ce que nous sommes: ce que nous devrons être*, ge-

ſchrieben. Es zu lesen hatte ich keine Zeit; die meisten Stimmen aber ſcheinen ſich über dieses Buch dahin zu vereinigen, daſs, ſo gern man den leichten, gefälligen Tonsetzer höre, ſo mühsam lese man den ſchwerfälligen weitschweifigen Moralisten, der dem Leser die Zeit in eben dem Maſse verlängere als der Harmonist ſie dem Hörer verkürze. Aber wir wiſsen, was von einem französischen Urtheil, das mit Worten und Antithesen ſpielt, zu halten ist. — War es aus angenommener oder aus philoſophischer Kälte? Gretry empfing uns etwas ſteif und frostig. Rouſseau klagte: der Umstand, welcher ihm diesen reitzenden Ort verleide, ſei, daſs er beim Erwachen nie ſagen könne, der Tag ist mein. „Täglich," ſagt er, „finden ſich Hauffen von Müſsiggängern aus Paris bei mir ein, die ſelbst mit ihrer Zeit nichts anzufangen wiſsen, und die meinige gewiſsenlos verſchleudern. Wenn ich am wenigsten daran denke, fallen ſie mich unbarmherzig an. Ich kann für meinen Tag keinen artigen Plan machen, irgend ein Ankömmling wirft ihn um." Das mag wohl auch oft Gretrys Fall mit den vielen Wahlfahrern zu Rousseaus Einsiedelei ſein. Wenigstens fiel uns jene Klage des Eremiten, bei diesem frostigen Empfang des jetzigen Bewohners der Einsiedelei aufs Herz. Wir ſuchten keine Titel des längern Verweilens, und machten uns zum Abzuge fertig, als Gretry uns in ſein Arbeitszimmer einladete, um Rousseau's Erbschaft zu ſehen. Es war ſein Schlaf- und Schreibzimmer, und ist unberührt gelaſsen, ſo wie er es verlies, nur daſs einige neue Meublen hinzugekommen ſind. An den Wänden hängen verschiedne mit Bister gut gezeichnete Ansichten des Coliseo in Rom, von einem Chal-

let, mehrere alt französische Schäferstüke in Watteau's Geschmak, und das bekannte Blatt der klugen und thörigten Jungfrauen in geschabter Manier. Da ſtand noch Rousseau's Bett mit ſeinen verblichenen rothſeidenen Vorhängen, lahm und hinfällig — „die Philosophie", ſagte Gretry „hällt es noch eben zuſammen" — ſein Lehnſtuhl, ſein Schreibtiſch, ſelbſt das kleine hornene Dintenfaſs, aus welchem er die Karaktere Volmar und Julie ſkizzirte und die beiden erſten Bücher der Julie ſchrieb. „Während des Winters" ſagt Rousseau „ſchrieb ich ſie mit unausſprechlichem Vergnügen, und brachte ſie dann ins Reine. Hiezu brauchte ich das ſchönſte Papier mit vergoldetem Schnitt, Himmelblau und Silber-Sand um die Schrift zu troknen, zartblaue Bändchen um die Hefte zu nähen. Nichts fand ich artig, nichts niedlich genug, für die allerliebſten Mädchen, in welche ich, wie ein zweiter Pigmalion, vernarrt war. — Hier war auch der Kamin noch, an deſſen Ekе ſitzend, Rouſſeau an den Winterabenden, ſeinem kleinen Publikum, den beiden Haushälterinnen, Mutter und Tochter le Vasseur, die beiden erſten Theile der Julie vorlas und wieder vorlas. „Die Tochter ſaſs ſchweigend da, aber ſchlukſte gerührt wie ich ſelbſt, ihre Mutter wuſste nicht wovon die Rede war, und weil ſie nichts artiges für ſich ſelbſt darin geſagt fand, blieb ſie ſtill und begnügte ſich, wenn ich mit Leſen anhielt, unaufhörlich zu wiederholen: Herr, wie hübſch iſt das alles!" — Im Taumel des Entzükens und der Liebe ſchrieb Rousseau eben hier auch noch die beiden herrlichen Briefe des vierten Buchs der Julie, die Beſchreibung des von ihrer Hand geſchaffnen Elyſiums in dem Park von Clarens, und die der

Fahrt auf dem Genfer-See, mit der Scene der Verzauberung St. Preux auf dem Felsen von Meillerie. „Welcher Leser, sagt Rousseau wahr, sein Herz bei diesen Briefen nicht erweicht nicht schmelzen fühlt von der innern Rührung, die sie mir eingab, der schlage das Buch zu; er ist nicht gemacht um über Sachen der Empfindung zu urtheilen." — Zu diesem Erguſs seines Herzens wirkte seine Liebe zu Sophie Gräfin d'Houdetot, deren Scenen er im Rausch des Entzükens der reinsten Zärtlichkeit zeichnet. — Aufserdem schrieb Rousseau in der Hermitage seine *institutions politiques*, den Versuch über den ewigen Frieden des Abbé St. Pierre und arbeitete in verlohrnen Stunden an dem *Dictionnaire de Musique*, das er erst lange nachher in *Motiers Travers* endigte. — Aber ein böser Genius lies ihm nicht lange den Genuſs dieser Ruhe. Das Gefühl der Abhängigkeit, wäre es auch nur von der Bitte einer Freundin, der er als seiner Wohlthäterin Dank schuldig war, ward ihm drükend; Eifersucht, Argwohn durch Ohrenbläser erzeugt und genährt kam dazu, und zerriſs das Band der Freundschaft. Gespannt und überworfen mit der Geberin der Hermitage verlies er die stille Wohnung noch tief im Winter des Jahres 1757 im höchsten Unmuth, nachdem er an Sophiens Seite kurz zuvor empfunden hatte, daſs dies die letzten schönen Tage seines von nun an mit einem dichten Gewebe des Leidens bedeckten Lebens sein würden. Doch fandte ihm sein Geschik noch einige zufriedene Jahre in dem Städtchen Montmorency, wohin wir ihm folgen wollen. Das Haus der Hermitage bestand, als Rousseau es bezog, nur aus einem Speisesaal, einem Schreibkabinet und zwei kleinen Schlafzimmern,

Gretry hat es vergröfsert für einen zahlreichen Haushalt. Wir fanden seine Familie in einer grossen Laube des in Terrafsen angelegten kleinen Gartens, beim Frühstük. Rousseaus Gipsbüste steht in einer blende der Mauer, mit einer langen eben nicht schmeichelhaften Unterschrift.

Wir nahmen Abschied, erstiegen den Kastanienhügel vor dem Hause, von defsen Rüken man eine zwar nicht reiche aber doch freundliche Aufsicht hat, und folgten dann durch das Thal hin dem Fufssteig nach Montmorency. Eine alte Bäurin zog von der Feldarbeit kommend, mit ihrem treuen Esel, des Weges. Unser R — S. sezte sich, ermüdet von dem Gang an diesem schwülen Mittag, darauf. Wir andern folgten mit der redseligen Alten. Zufällig fragte V. ob sie vor 40 Jahren den Bewohner von Hermitage und Montmorency, Jean Jaques, gekannt habe? Wir sprachen von ihrem guten Freunde; sehr wohl habe sie ihn gekannt, ihn oft gesehen; täglich sei er in einem abgetragenen Oberrok gerade hier auf diesem Fufssteige und allenthalben, in sich gekehrt spazieren gegangen, habe der Feldarbeit zugesehen, sich besonders gern mit Kindern unterhalten u. dgl.

Als Rousseau Hermitage misvergnügt und plözlich verlies, bot ihm ein Geschäftsmann des Prinzen Condé, der Eigenthümer eines Hauses und Gartens Mont-Louis genannt, am Ende des Städtchens, dieses zur Wohnung an, und er bezog es am 15ten December 1757. Montmorency war ein Erbgut des berühmten Hauses dieses Namens und ging an die Familie Condé-Enghien über. Der damalige Eigenthümer Marschall von Luxemburg wohnte mit seiner Gemalin einen Theil des Jahrs in dem schönen Schlofse, defsen Lage und Garten —

le Notre's Werk — ſo reitzend von Rousseau beſchrieben wird. Er war darin wie zu Hause, und ward von den edlen Bewohnern mit Freundſchaft und Beweisen der zärtlichsten Aufmerksamkeit überschüttet. Wie anziehend ſind die von ihm erzählten Züge ſeines Lebens in dieser Familie! wie hinreiſsend iſt die Schilderung ſeiner Wohnung in dem von Lebrun gebaueten Hause des romantischen Parks! —

Wir langten in einem kleinen Gasthofe, unmittelbar an diesem Schloſse, deſsen Terraſse eine treffliche Aussicht beherrscht, bei dem freundlichen Reſtaurateur Leduc an. — Wer nach Montmorency kommt, der nehme mein Andenken und meine Grüſse an ihn mit. Er gab uns zur Labung des Durstes, Birnen und Trauben, wie ich noch nie ſchönere aſs, unserm Hunger — aber welchem Hunger! — ein reinliches, wohlschmeckendes, und frugales Mittageſsen, und für den billigen Preis, noch manche Nachweisung über den Aufenthalt Jean Jaques, deſsen Andenken zu ehren er ſo manchen Fremden unter ſeinem Dache ſieht. Allenthalben ſind hier Spuren von ihm; ſein Denkmal iſt allenthalben; mit ſeiner Geſchichte ſind alle vertraut. Zu einer kleinen Anhöhe mit einer Windmühle führt hinter dem Hause ein Feldweg; diese *butte de moulins* war Rousseau's Lieblingsplatz, und war es mit Recht, deswegen der reichen Aufsicht über das Thal, und deſsen groſsen Weiher im Vorgrunde, über die Seitenhügel mit Landhäusern und Dörfern. Im Hintergrunde erhebt ſich der Mont Martre von Paris und der Dom des Marstempels. Im Felde iſt eine Gruppe von Bäumen mit einer ſteinernen Bank darunter. Man nennt ſie, Rouſseau's Denkmal, weil er auf dieser Stelle oft ruhete, wenn er vom Spaziergang zurükkam. Lage und Aussicht dieses einsamen ge-

räusch- und gewerbelosen Städtchens, sind frei, freundlich, pittoresk. Auf diesen breiten ungleich gebaueten, hüglichten Strafsen und auf dem grofsen Platz, herrscht einladende ländliche Ruhe. — Der Geist des Patriarchen von Montmorency („*notre patriarche*" hört ich Rousseau hier nennen) ruhet auf der Generation dieser Leute, die ihn noch kannten, von Geschlecht zu Geschlecht erben seine Grundsätze der Erziehung fort. Das jetzige fog sie noch mit der Muttermilch ein, und lehrt sie dem folgenden. Er selber gab seinen Nachbarn von Mont-Louis diese Lehren, diese theilten sie den ihrigen mit, sie alle wandten und wenden sie noch auf ihre Kinder und Enkel an. Kraftvolle Kinder treiben halbnakt umher; diese Knaben üben sich auf dem weiten Platz des Städtchens in Wettläufen, im Ringen und Ballschlagen, und lassen jubelnd ihren cerf volant fliegen. Sein Name und Gedächtnifs ist in aller Bewohner Mund. Wo wäre ein Kind das nicht die „*Marionnette de Jean Jaques*" nachzuweisen wüfste? Eine Mutter, die ihren von Gesundheit strotzenden Säugling trug, wies uns zurecht. Der Eingang in dem Schmalen mit dem Namensschilde *Rue de J. J. Rousseau* bezeichneten Gäfschen, ist eine kleine Thür in einer Gartenmauer des jetzt von einem Mahler bewohnten Mont-Louis. Es ist nur ein kleiner Behelf, schlecht und recht, aber in einer über alles romantischen heitern, malerischen Lage. Ein zwölfjähriges braunes Mädchen öffnete, als wir anklopften, uns die verschlofsene Mauerthür. Ueber dem finstern Gange des Durchgangs zum Hause selbst, steht Folgende Inschrift geschrieben, als Geschrift:

Cette maison, appellée ci-devant le petit Mont-Louis, a été habitée par J. J. Rous-

seau à la sortie de l'Hermitage, depuis le 15 Dec. 1758, jusqu'au 9 Juin 1762, qu'il en fut comme arraché à 2 heures après minuit, par ses amis le feu maréchal de Luxembourg propriétaire du chateau de Montmorency, et le feu Prince de Conty, qui voulurent le soustraire au décret de prise de corps lancé contre lui le 8 du même mois par le Parlement de Paris, après la publication de l'Emile.

Il écrivoit le 7 à l'un des ses amis en ces termes: „J'ai écrit pour le bien des hommes; „pour une aussi grande cause je ne refuserai „jamais de souffrir. C'est aujourd'hui que le „Parlement rentre. J'attends en paix ce qu'il „lui plaira d'ordonner." — Indépendamment de l'Emile Rousseau composa ici le Contrat social, sa lettre sur le spectacle et mit la dernière main à la nouvelle Heloise. *)

Neben dem Hause, ist ein dichter Schattengang von Lindenbäumen und Gebüsch, in Gestalt einer grossen Laube, welche abwärts zur Terrasse des Hügels führt an dessen Fuss sich das Thal von Montmorency ausbreitet. Rousseau liebte diese Stelle vor allen andern. Sie war sein Wohnplatz. Er

*) Dieses Haus — man nannte es vordem *le petit Mont-Louis* — ward von J. J. Rousseau bewohnt, von dem Tage an, da er Hermitage am 15ten December 1758 verliess, bis zum 9ten Juni 1762, da er Nachts um 2 Uhr von seinen Freunden dem verstorbenen Marschall von Luxemburg, Eigenthümer des Schlosses von Montmorenci, und dem verstorbenen Prinzen von Conty, welche ihn dem Arrest Befehl, den das Pariser Parlament nach der Herausgabe seines Emils gegen ihn am 9ten December gegeben hatte, entziehen wollten, fast mit Gewalt herausgerissen ward.

pflanzte diese Laube. „Es macht mir Freude", sagt er, „diese Terrasse, welche schon durch zwei Reihen junger Linden beschattet ward, zu verschönern. Ich lies noch zwei Reihen hinzupflanzen, um ein Kabinet daraus zu machen. Ein steinerner Tisch und ein Bank ward darunter gesezt; ich umgab sie mit rothen und weissen Syrenen und Geisblatt, lies längs der Baumreihen ein schönes Blumenbeet ziehen. So diente diese Terrasse, welche höher als die des Schlosses liegt, wenigstens eine eben so schöne Aussicht hat, und wo ich eine Menge Vögel gezähmt hatte, mir zum Gesellschaftssaal um den Marschall und die Marschallin von Luxemburg, den Herzog von Villeroy, den Prinzen von Tingry, den Marquis von Armantieres, die Herzoginen von Montmorency und von Boufflers, die Gräfin von Valentinois und andre vornehme Personen darin zu empfangen, welche sich bemühten von dem Schloss ab eine ermüdend steile Höhe hinan nach Mont-Louis zu wallfarten. Der Güte des Herrn und der Frau von Luxemburg verdankte ich alle diese Besuche, und mein Herz huldigt ihnen dafür. In einem Augenblik dieses geübten Entzükens, sagte ich einst zu dem Herrn von Luxemburg ihn umarmend: ach Herr Marschall, ich hatte die Grossen, ehe ich Sie kannte, und hasse sie jezt noch mehr, seitdem Sie es mich empfinden lasen, wie leicht es ihnen sein würde, dass man sie anbetete. Uebrigens, —

Er schrieb am Ende an einen seiner Freunde diese Worte: „Ich habe für das Beste der Menschen geschrieben. „Für eine so grosse Sache würde ich immer gern leiden. „Heute hält das Parlament seinen Einzug. Ich erwarte „mit Gelassenheit, was es verordnen wird." — Ausser dem Emil schrieb Rousseau hier noch seinen Gesellschaftskontrakt, seinen Brief über das Schauspiel, und legte die lezte Hand an die neue Heloise.

„fährt der Gutherzige gleich nachher fort." — fordere ich alle die, welche mich in diesem Zeitraum gekannt haben, auf, zu sagen, ob sie jemals bemerkten, dafs dieser Glanz mich blendete, dafs dieser Weihrauch mich schwindelnd machte; ob ich jemals weniger einfach in meinem Aeufsern und in meinem ganzen Wesen, weniger zutraulich mit dem Volk, weniger umgänglich mit meinen Nachbarn, weniger dienstfertig gegen alle Menschen war. — Wenn mein Herz, wenn meine aufrichtige Anhänglichkeit an die Eigenthümer des Schlofses mich dahin zog, so führte es mich auf gleiche Weise wieder zu meinen Nachbarn zurük, um die Süfsigkeit dieses gleichen und einfachen Lebens, ohne welches für mich kein Glük auf Erden ist, zu geniefsen." — —

Noch ist dieser Schattengang, diese Gesellschaftslaube da, nur dichter verwachsen; noch steht hier der runde steinerne Tisch, in dessen Mitte ein Ungenannter diesen besser gemeinten als gesagten Vers auf einer Kupferplatte hat stechen lafsen:

C'est ici qu'un grand homme a paſsé ſes beaux jours.
Vingt chef d'oeuvres divers en ont marqué le cours.
C'est ici que ſont né et Saint Preux et Julie,
Et cette ſimple pierre est l'autel du génie.
27 Mars 1787.

Epheuranken schmiegen sich, hinter dem Tisch an der Mauer und hängen über ihn herab, als böten sie uns ihre Blätter zur Erinnerung unsers Besuchs dieses Wohnplatzes des Mannes der Natur und Wahrheit, und der Stelle dar, an welcher er seine unsterblichen Werke schuf, oder vollendete. — An der Vorderseite ist eine runde Oefnung in die Laub-

wand zur Durchsicht geschnitten. Wie durch einen Zauberspiegel gesehen überraschte uns dieses Lichtgefilde von Montmorency mit seinen von der Abendsonne hochgerötheten Hügeln.

Ein Hauptgegenstand dieses Orts war aufzusuchen noch übrig. Das von Rousseau sogenannte Donjon, sein Lieblingsplätzchen, sein Arbeitskabinet, seine Grillenecke, an der Terrasse von Mont-Louis, worin er sich über allen Ausdruk glüklich fühlte. „Täglich," sagt er schon von dem ersten Winter als er hier einzog, „brachte ich noch während der rauhen Jahrszeit im Februar, zwei Morgen- und zwei Nachmittags-Stunden in meinem ganz offnen Gartenthurm (donjon — eigentlicher hier: Gartenhäuschen) zu, welches am Ende des Gartens und der sich in Terrassen erhebenden Allee meiner Wohnung stand. Er hatte die freie Aussicht auf das Thal und den Weiher von Montmorency und in der Ferne, gegen das einfache aber ehrwürdige Schloss Saint Gratien den einsamen Aufenthalt des tugendhaften Catinat. Hier, an dieser damals noch ganz leeren Stelle, ohne Schutz gegen Wind und Regen, ohne andere Wärme als die in meinem Herzen, schrieb ich innerhalb drei Wochen den Brief an d'Alembert, damals die erste meiner Schriften, — denn die Julie war noch nicht halb fertig — deren Ausarbeitung Reitz für mich hatte." — Nachher liess er sein Donjon verschönern, und mit einem Kamin versehen, umpflanzte es mit Blumen und Gebüsch und widmete sich hier beinahe vier Jahre hindurch ganz der Arbeit an der Julie und dem Emil, bestand bald den Stürmen, welche neidische Menschen und sein eignes, böser Ahnungen volles Herz ihm bereiteten und genoss dann wieder Frieden mit sich selbst und die Freuden des Umgangs mit edlern Menschen.

Emsig fuchten wir diesen vor allen interessanten Platz des Gartens. Drei junge Mädchen, vielleicht Schülerinnen des in dem Hause wohnenden Mahlers saßen in dem vorhin beschriebenen Schattengang auf niedrigen Schemeln mit Reißbrettern auf den Knieen und zeichneten Landschaften — ein romantischer Zug mehr zu diesem Gemälde. Sie erriethen uns ohne daß wir sie fragten, und wiesen uns einen schmalen Durchschnitt der Laubenheke nach, wo wir „*le donjon de Jean Jaques Rousseau*" finden würden. Wir folgten dem Wink. Er sollte den Zauber der Täuschungen an diesem Ort vollenden. — Lächle meinetwegen über das Spiel unsrer Phantasie, über die Traumgestalt, die ihr vorschwebte, und uns alle in eben dem Maße und fast in demselben Augenblik gleich wunderbar überraschte: Lächle darüber, aber gönne mir das Vergnügen, dir diesen Vorfall zu erzählen. — Ein zwischen niedern Stauden und wild verwachsenen Blumenbeeten hingeschlängelter Aufsteig von etwa dreißig Schritten, brachte uns zu der halbverfallenen breiten Treppe von etwa acht Stufen, die zu dem kleinen Gartenhäuschen hinaufführte. Die eine Flügelthür war offen. Ein Mann im grauen Rok von altfranzösischem Schnitt, den Hut tief ins Gesicht gedrükt, saß, mit verschlungenen Armen und übergeschlagnen Beinen unbeweglich auf einem Sessel in dieser geöffneten Thür. Eine kleine hagre Figur, ein blasses Gesicht mit tiefliegenden Augen, den Kopf vor sich auf die Brust gesenkt — das Bild der Abgeschiedenheit von der Welt und von ihren Freuden. — Noch mit der herrlichen Aussicht seitwärts in das Thal beschäftigt waren wir an die Treppe gelangt, ohne aufzublikken. Plötzlich wie eine Erscheinung saß nun diese Gestalt vor uns da. Wir

ſtuzten, ſahen uns an; V. nannte zuerst den Namen: Rousseau! und wir alle theilten das Gefühl dieser Täuschung. — Nach einer Minute Unentschlossenheit, ob ich die Ruhe dieses noch immer unbeweglichen Gebildes ſtöhren ſollte oder nicht, war ich indiskret — es zu thun, ſtieg die Stufen langsam hinan, ſtand vor ihm. „Verzeiht, daſs ich euch ſtöhre." — Nun machte auch er eine langſame Bewegung nach dem Hut, ohne ihn viel zu berühren. —Stillschweigen von beiden Seiten. — „Man ſagt uns, fuhr ich dann fort, „dies ſei Rousseau's Donjon. Hier ſchrieb er ſeinen Emil — das ſind vielleicht ſeine Meublen noch." — indem ich einen Blik in das kleine Kabinet warf. Mehr kalt und ſtarr als unfreundlich blikte der Mann mich an, und ſagte dann halblaut und ohne zu rüken — *„oui Monſieur."* — Uns muſste die einsilbige Antwort genügen; mehr hatten wir aus diesem Munde nicht zu erwarten. Still wie er wandten wir uns ab.

Der Mond ging blaſs hinter dem Hügel herauf, und mahnte uns an unsern Rükzug nach Paris.

— — — —

Ich verlaſse es nun in wenig Tagen. Ob für immer? Es wäre mir doch nur halb recht, wenn mir das jemand ſagte, Was man auch einwenden mag; — Paris ist ein Magnet. — —

Der Verfaſser hätte gewunscht, das von Isabey gezeichnete, und ihm von diesem Künstler versprochene Bildniſs Bonaparte's, wie in der Note zum 7ten Br. S. 123. des 1sten Bandes angezeigt worden, liefern zu können. Da es aber der Künstler übernommen hatte, unter ſeinen Augen dieses Blatt in Kupfer ſtechen zu laſsen, und ſich diese Ausſicht, auch noch beim Abdruk der lezten Fogen ſehr in die Länge zu ziehen ſchien, ſo konnte die Erscheinung des Werks nicht darnach zurükgehalten werden.

Inhalt der Briefe des zweiten Bandes.

14.

Bordeaux. . . . . . Seite 1.

Reise von Paris nach Bordeaux. Die Diligencefahrt und ihre Eigenheiten. — Erste Tagereise. Gegend um Paris. Estampes. Der ermordete Maire Henri Simoneau. Orleans. — Zweite Tagereise. Blois. Erinnerung an den Bürgerkrieg der Vendee. Gemälde aus dem Loirethal zwischen Blois und Tours. Getilgte Spuren der Revolution. Zufriedenheit der Leute. Die Troglodyten bei Tours. Abendtafel. — Dritte Tagereise. Gegend. Ormes. Stürmischer Angriff der Messerschmiede in Chatellerault. Strafseuräuberbande in dieser Gegend. Mahlerische Felsenmassen bei Poitiers. — Vierte Tagereise. Altar des Merkur. Gasthof in Angoulême. — Fünfte Tagereise. Ankunft in Bordeaux.

15.

Bordeaux. . . . . . Seite 23.

Verfall der Handlung und des Wohlstandes von Bordeaux. — Lage und Ansicht der Stadt. Neuer Anbau. Von dem Präfekt Thibauteau angelegter Markt. Plane eines Nationalplatzes mit seinen Umgebungen auf dem Lokal des Schlosses Trompette. Das Schauspielhaus. Tuchhäuser. Ruinen des römischen Amphitheaters, eines Thors und Tempels. Der öffentliche Garten. Die Tourny Allee. Die Karthäuser Kolonie von Flüchtlingen aus St. Domingue. Todtenanger der Protestanten. Denkmal des Bürgersinns. Der Chartron und Hafen im Gewitter.

16.

Bordeaux. . . . . . Seite 38.

Departementsverwaltungs-System. Die Präfekte Thibaudeau und Dubois. Der Generalkommissär der Policei. Pierre-Pierre. Besetzung und Verwaltung öffentlicher Aemter in dem Konsular-Staat. Tribunale. Abgabensystem. Willkühr der Zollbediente. Plaidoyers. Oeffentliche Erziehung in den Departementern. Primair- und Central-Schulen. Verfall der Generation. Von der Regierung gestörte Vorlesungen über die Moral. Mangel an Hülfsmitteln des

öffentlichen Unterrichts. Inkonsistenz des Ministeriums in Absicht dieser Verwaltung. Errichtung einer Handlungsakademie in Bordeaux und deren allgemeiner Plan. Taubstummeninstitut und andre wohlthätige Anstalten. Schwankender Religionskult. Intoleranz und Hetzereien der konstitutionellen Priester. Fanatismus. Ungläubigkeit des Stadtvolks an den Pabst. Vermuthlicher Hauptinhalt des Konkordats mit Pius VII.

17.

Bordeaux. . . . . Seite 46.

Zustand der Wissenschaften und Künste. Societäten der Wissenschaften. National-Bibliothek. Montagne's Denkmal. Museum des öffentlichen Unterrichts. Der Maler Lafage. Der Architekt Combes. Kunstsammlungen Journu-Aubert's, Muller's und Bernard's. Verfall der dramatischen Kunst. Karnevalsfarcen der Bühne. Besuch des Königs von Hetrurien und dessen Bewirthung in Bordeaux, und zu *Haut de Monrau* im Dpt. des *Landes* — Parallele mit Paris in der äussern Ansicht von Bordeaux und in seiner innern Lebensweise, Sitten, Gesellschaften und Moden.

18.

Bordeaux. . . . . Seite 90.

Blik auf die Spuren der Revolution in Bordeaux. Gerichtliche Morde des Tribunalpräsidenten Lacombe. Prozession der [illegible] zur Guillotine. Des Trésorier Vigneruns Heldenmuth. Des vormaligen Parlamentsadvokaten Martignac's Rettung. Verdienste der Md. Tallien und des General Brune um Bordeaux. Sankulottische Inschriften von Gassennamen der Vorstadt St. Seurin. Revolutionäre Stimmung dieser Vorstädter. Volkston — Blanquefort. Garonnefahrt. Das Weinländchen Medoc. Landgüter dieser Gegend. *Langoiran*. Der vormalige Präsident Dupaty. Gartenkunste. Landgut *à la Polegnia*.

19.

Blanquefort in Medoc. . . . . Seite 98.

Veränderter Reiseplan. — Fragmente einer Reise durch das südliche und westliche Frankreich. Uebergang über den Mont Cenis. Rükblik auf Italien. Romantische Thäler von Savoyen. Randan's Untergang. Cham-

bery. Reisen in die Eisgebirge von Chamouny. Gemälde dieser Gegenden. Gletscher, Eismeer und Eisgewölbe des Montanvert. Karakter der Bewohner dieser Thäler. — Fernay — Voltaire und dessen Schloss. — Reise nach Lyon. Lovalität des Gränzkommandanten. Die *porte du Rhone* bei Coupy. Schlechte Wege. Prellereien auf den Posten. Strenge Postgesetze. Rettung von der Galeere. Abendansicht der Altstadt von Lyon. Schöne Lage und Gebäude. Das grosse Hospital. Manufakturwesen. Gold und SilberFabriken. Oeffentliche Bibliothek. Schauspiel. — Rhonefahrt bis Avignon. Ansicht dieser Stadt. Laura's Grab. — Reise nach Marseille. Karakteristisches Wesen dieser Handels-Stadt. Hafen. Feste Lustschlösser Ludwig XIV. Gesellschaftston. Unmoralität des Schauspiels. — Toulon. Kriegsrüstung. Kriegshafen. Rhede. Arsenal. Galeerensklaven. Gefährlicher Weg nach Marseille. — Römische Ruinen und Antiquitäten in Nismes. Der Melamborgus im Rhonenthal. Ansicht von Languedok. Montpellier. Platz Peyron. Gelehrte Fabriken. Schauspiel. Kanal von Languedok. Andenken an Calas in Toulouse. Edle That des Erzbischofs d'Apechon, von Auch.

20.

Paris. . . . . Seite 130.

Rückreise von Bordeaux. — Aufstellung von Kunstwerken in Paris. Guerin's Gemälde, Marcus Sextus. Vorstellung der Oper *les Mystères d'Isis*, Mozarts travestirte Zauberflöte. Urtheil einer deutschen Dame darüber. Vertrauensmöthigung. Mlle. Contat. — Projekt der Verlegung der NationalBibliothek nach dem Louvre, Schwierigkeiten der Ausführung. Bibliothekar Vanpraet. Ackerbaugesellschaft. Oeffentliche Versammlung des Lyceums der Künste. Die freie Gesellschaft der Wissenschaften und Künste. Vermehrung des Antiken Museums. Venus Medicis. Konsularbeschluss wegen Errichtung von fünfzehn Musäen der bildenden Künste in Frankreich.

21.

Paris. . . . . Seite 165.

Abendgesellschaften der Mis Williams. Der spanische Ambassadeur Izara. Der helvetische Gesandte Stapfer. Le chevalier. Der Luftsegler Bouch in Versailles. Der Al-

tere Montgolfier. Dessen neue Erfindung des *bélier hydraulique*. Dr. Burkard. Mlle. Lefrançais — Schicksal der Kant'schen Philosophie in Paris. Villers Werk. Phraseologie Lalandes darüber. Vanderbourg's Urtheil — Deutsche Literatur in Paris. — Unfug der Uebersetzer Kolonie. Klopstok's übersezte Messiade. Der deutsche Buchhändler Henrichs und dessen Verlag französischer Uebersetzungen aus dem Deutschen. — *Hémistrope et Répétiteur*. Theophilantropen. Blindeninstitut und Hospital *des Quinze-Vingts*. Examen im *Lycée des Aveugles*. Bonaparte's Besuch des Hospitals.

22.

Paris. . . . . Seite 193.

Aufstellung der Industrie-Arbeiten an den ErgänzungsTagen des 9ten Jahrs. Aeussre und innre Einrichtung derselben. Vorzügliche ausgestellte Sachen. Gobelins, Hautelicen von Beauvais, Topferwaaren, Tuch von Louvier, Krayons, Fußdecken, Piranesi's kallographische Arbeiten, Gewehre, Meublen, Sequin's Lederproben, Porzelain von Sevres — Bonaparte's Bildnisse — Tafeluhren, Arbeiten der Blinden und Taubstummen, Dulot's Racine, Arbeiten von Gefangnen, — allgemeine Uebersicht der Aufstellung. Des Friseur Michalons ausgestellte Perüken. Smiths und Couchets Faltin-Maschine. Gedränge in den Musien. — Fest des 1ten Vendemiaire. Pariserische Sinnsprüche. Bonapartes Garden-Musterung. *Le petit Caporal*. — Gustav v. Knorring.

23.

Paris. . . . . Seite 216.

Zerstohrte Gräber der Könige von Frankreich zu S. Denis. Ansicht der Ruinen der Abtei und der ausgeleerten Grufte. Robespierres Todtengericht. Leichnam Heinrich IV. Turenn. — Wahlfahrt nach Rousseaus Hermitage, Grerrys itzigem Eigenthum. Seine Spuren dort und in Mont-Louis zu Montmorency. Inschriften. Terrasse und Donjon zu Mont-Louis. Erscheinung einer Gestalt Rousseau's.

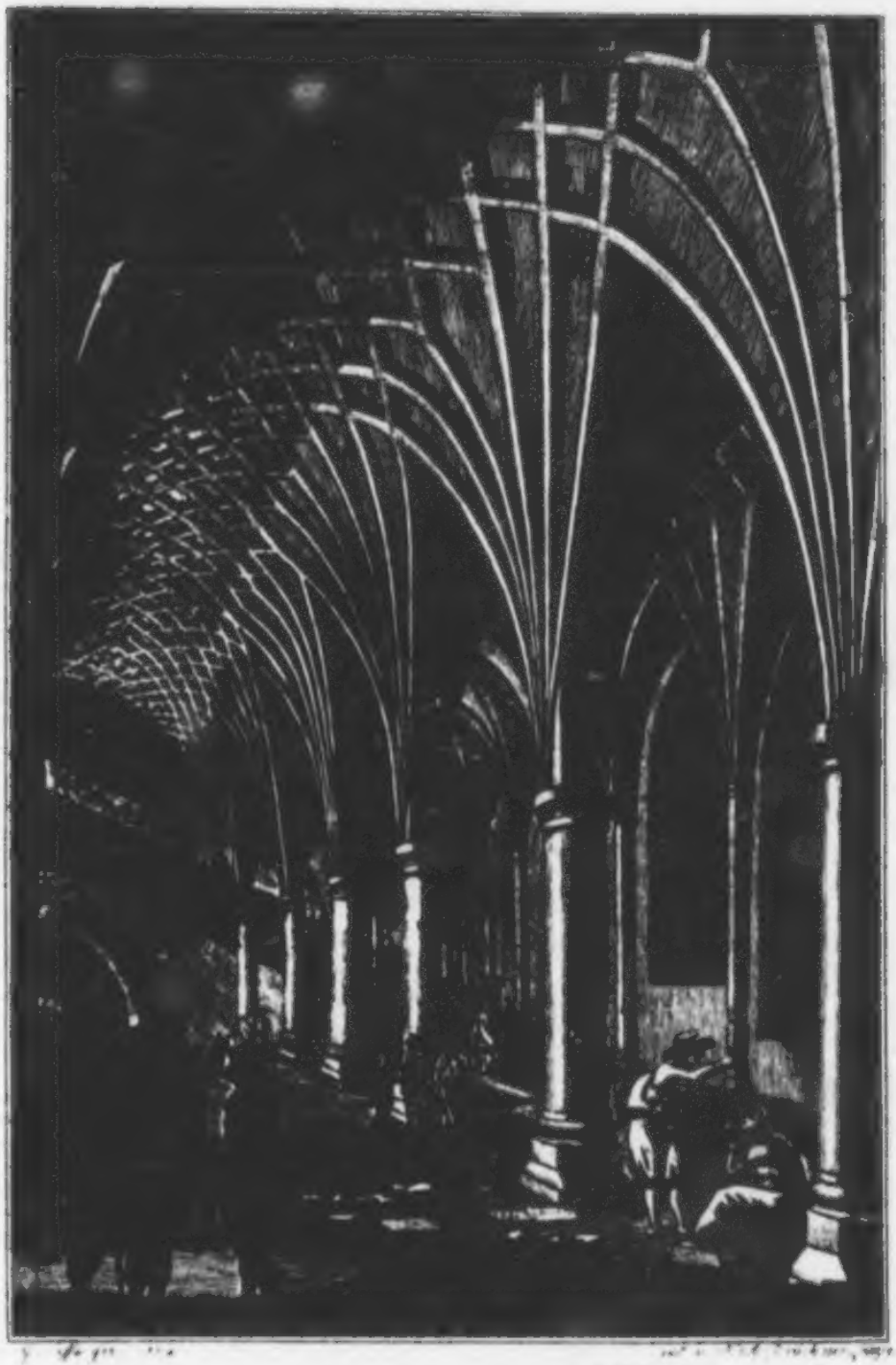
Hauptverbeſserungen des Druks im 1sten Bande *).

Seite 6 Zeile 1 und 9. Almeloo, ſt. Ameloo.
— 7 — 29. Selbstachtung, ſt. Selbsterhaltung.
— 8 — 33. Posthauses in Zutphen — —
— 10 — 4. peinlich, ſt. heinlich.
— 12 — 38. euch, ſt. auch.
— 16 — 2. Nebelschleier, ſt. Nebelscheine.
— 17 — 4. und redend genug beweiset — —
— - — 5. den traurigen — —
— 21 — 16. Rüksicht, ſt. Ansicht.
— 25 — 13. mir, ſt. nie.
— 32 — 34. wird das für — —
— 33 — 24. tobten, ſt. lebten.
— 41 — 5. willkührlich, ſt. unwillkührlich.
— 46 — 31. Bücherschrank, ſt. Bücherband.
— 50 — 28. ſind. Bonaparte kann — —
— 55 — 4. linkisch, ſt. kindisch.
— 63 — 23. Fremde, ſt. Freunde.
— - — 25. Speisehaus, ſt. Spielhaus.
— 68 — 13 und 14. welche äuſsre Form, welchen Namen
— 71 — 14. erfragt, ſt. er fragt.
— 80 — 6. in der Note. Den Lesern.
— 83 — 29. den Fenstern gegenüber.

*) Dem Verfaſser ist es, bei ſeiner weiten Entfernung von dem Drukort, nur möglich gewesen, den 1sten Band dieser Briefe durchzusehen; und er hat in diesem Verzeichniſs, nur die den Sinn entstellenden Hauptfehler angemerkt. Sichtbarere Mängel des Druks ſind ebenfalls leicht beim Lesen zu verbeſsern. Dahin gehören: ſehr viele Fehler in der Interpunkzion, einige Ungleichheiten in der Rechtschreibung, und Versezungen von Artikeln, Zeit- und Hauptwörten u. dgl.

— 93	—	10.	*Potter* — —
— -	—	17.	*Dominichino* —
— 95	—	6.	*Pausilippo* — —
— -	—	16.	Latrinen, ſt. Laternen.
— 100	—	23.	gar zu genaue, ſt. ſtrenge neue.
— 110	—	21.	vor, ſt. von.
— 114	—	34.	Am Vierten — —
— 123	—	3.	einige, ſt. die wenigen — —
— 127	—	21.	weiſs, ſt. meist.
— 128	—	8.	Züggen, ſt. Zeichen.
— 144	—	21.	würde, ſt. Würde.
— 162	—	22.	*Mehul*, ſt. *Mehal*.
— 168	—	3.	die Gaſse dieses Namens — —
— 189	—	9.	Lustorten, ſt. Lustarten.
— 192	—	9.	vor, ſt. von.
— 193	—	28.	herumgehend, ſt. herumziehend.
— 197	—	34.	vordem, ſt. vor der.
— 198	—	32.	auch, ſt. auf.
— 203	—	21.	und Waſserwerken — —
— 211	—	18.	mir, ſt. euch.
— 213	—	2.	diesen langweiligen Abendsizungen — —
— 216	—	4.	Lustreien, ſt. Feldereien.
— -	—	6.	nichts ſo unwöhnliches (*uncomfortable.*)
— 218	—	30.	Paſsberichtigung, ſt. Poſtberichtigung.

Blick auf die Domkirche in Hamburg.



Die große Halle der Domkirche.

BLICK

AUF

DIE DOMKIRCHE

IN HAMBURG.

Von

F. J. L. MEYER, Dr.

Domherrn.

Im Mai 1804.

Hamburg

bei Friedrich Hermann Nestler.

An Hamburgs Bürger.

»Verehrt den Ruhm der Väter, und dieses hohe Alter, das ehrwürdig in dem Menschen, in den Städten heilig ist. Achtet das Andenken der Vorzeit, die Thaten, selbst die Sagen. Vergesst es nie, dass dies der Boden sei, von welchem unsre Rechte ausgingen." — —

Reverere gloriam veterem & hanc ipsam senectutem quae in homine venerabilis, in urbibus sacra. Sit apud te honor antiquitati, sit factis, sit fabulis quoque. Habe ante oculos hanc esse terram quae nobis miserit jura. — —

Plinius VIII epist. 24.

In dem gegenwärtigen Zeitpunkt, wo die Domkirche ein Eigenthum Hamburgs geworden, und von ihrem Abbrechen die Rede ist, wirkt der Anblick dieses ältesten Denkmals unserer Stadt auf jeden denkenden Mann und Hamburger ein verstärktes mit unwillkürlicher Rührung gemischtes ernstes Gefühl. Bald vielleicht, wird dieses uralte gothische Riesengebäude — das des Wechsels der Zeit und seiner äussern Form ungeachtet, als das Stiftungsdenkmal Hamburgs zu betrachten ist, dessen frühere Geschichte mit den verschiedenen Schicksalen und Unglücksfällen unserer Vaterstadt eng verflochten war, und in ihrem Fortgang der Geschichte des Anfangs und des Wachsthums seiner Freiheit angehört — bald vielleicht, wird es nicht mehr sein, und unsern Nachkommen

der Plaz wo es stand, nur noch etwa durch den Namen eines Marktes oder einer Halle bezeichnet werden. Vielumfassende Erinnerungen weckt der Gedanke an das hohe Alterthum dieses Monuments der Vorzeit und an seine durchlebten Jahrhunderte, bei dem Freunde des Vaterlandes. Fürwahr, diese alten von der Zeit vieler vorübergegangnen Geschlechter dunkelgefärbten Gewölbe verdienen es wohl, dass wir, ehe sie sinken, noch einmal unter ihnen verweilen, ihr ehrwürdiges Alter betrachten, und einen Blick auf die Geschichte ihres Daseins, auf die noch übrigen Reste ihrer Alterthümer, und auf ihre wenigen vorhandenen Kunstwerke werfen.

Ehe ich mich aber zur Leitung dieser Ansicht der Hamburgschen Erzbischöflichen Stiftskirche anbiete, und dazu den folgenden Umriss ihrer ältern Geschichte entwerfe, bin ich mir selbst schuldig zu bemerken, dass man keine aus etwa noch unbekannten Urkunden gezogne historische Darstellung, keine Aufklärung über die noch so

vielfältig dunkle und Lückenvolle ältere Geschichte Hamburgs, und der Zeitalter dieses seines ältesten Denkmals, keine neue Aufschlüsse über verschiedene von vaterländischen Schriftstellern zweifelhaft gelassne oder sich widersprechende einzelne Züge derselben, erwarten darf. Das Archiv des Kapitels und seine Protokolle stehen mir zur Benuzung offen. Wenn aber dieses Archiv gleich einen sehr ansehnlichen Vorrath vieler hundert Urkunden verschiedner Art enthält, deren Alter bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts hinansteigt; so ist es doch, in Ansehung des Ganzen unsers Staats und desjenigen Theils der Stiftsgeschichte besonders, welcher in die ältere politische Geschichte desselben eingreift, leer an bedeutenden Urkunden, und die relativ wichtigsten darunter sind ohnehin von ältern vaterländischen Geschichtschreibern längst benuzt, und zum Theil bekannt gemacht worden. — Auch die vorhandenen lesbaren ältesten Protokolle des Kapitels reichen nicht hoch,

und nur bis an das Jahr 1574, folglich nur bis an die Zeit hinauf, wo das sich gegen die Reformation lange sträubende und endlich gebeugte Kapitel, Luthers Lehre annahm, sich mit dem Hamburgschen Rath über die heftigen Religionsfehden verglich, und die Hierarchie den Kampf gegen die Aufklärung aufgab. Mit diesem Zeitpunkt des sehr beschränkten und auf einmal grösstentheils aufgehobnen Einflusses der drükkenden geistlichen Gewalt des Domkapitels auf die innre Verfassung der Stadt, bieten seine Annalen überall keinen bedeutenden Zug mehr zur Geschichte Hamburgs dar. Zwist zwischen dem Rath und dem Kapitel, über verlezte wirkliche oder vermeinte Vorrechte dieses kleinen Staates im Staat, und Verhandlungen zur Erörterung und zur Beilegung derselben, ist alles, was seit jener Epoke, in den lezten Jahrhunderten der Existenz des Kapitels, die Protokolle desselben über seine äussern Verhältnisse liefern. Undankbar und nuzlos würde die Arbeit sein, die

Geschichte dieser unaufhörlichen, an sich selbst unerheblichen Zänkereien aus einem Wust von Akten, Papieren und Protokollen hervorzusuchen und zu erörtern; um so mehr, da die oft getroffnen spätern Vergleiche zwischen dem Rath und dem Kapitel, als Hauptresultate zur Beilegung dieses beständigen Haders, längst bekannt und gedruckt sind, und es jezt nicht mehr auf Herleitung und Behauptung dieser Rechte ankommt.

Die folgende historische Skizze, soll blos einen vorbereitenden Ueberblick der Geschichte des Hamburgschen Domstiftes, hauptsächlich in einer örtlichen Beziehung auf die nachher zu betrachtenden wenigen, entweder in den lezten Jahrhunderten und in neuern Zeiten verschwundenen, oder noch bis jezt übrigen und vielleicht bald verschwindenden Alterthümer der Domkirche, geben.

Von mehrern meiner achtungswürdigen Freunde zu dieser kurzen geschichtlichen Darstellung aufgefodert, entschloss ich mich dazu,

damit, wenn nun diese viele Jahrhunderte gestandenen Kirchengewölbe in den Staub sinken, eine gedrängte Bezeichnung ihres gegenwärtigen Zustandes von einem Augenzeugen, noch als leztes, anspruchloses Andenken ihres Daseins, übrig bleibe.

Ueberblick der Geschichte der Domkirche.

Als das Heer Karls, des grossen deutschen Mannes, im Jahr 811 an die nördlichen Ufer der Elbe herab zog, fand es die von Ihm den wilden Völkern des Nordens hier schon früher entgegengesezten Burgen zerstört und die kaiserlichen Schuzgrafen dieser Gegenden vertrieben. Karl liess die Burgen wieder herstellen, und ein Gott-gewidmetes Asyl für das von den barbarischen Nachbaren geplagte arme Fischervolk dieser Ufer errichten. Ein Bischof Amalhar aus Gallien, weihete, auf Sein Geheiss, Christus und seiner Mutter die erbauete Kirche, und dem Priester Heridag ward von dem Kaiser der Dienst ihres Altars befohlen. Karl wollte die neue fromme Stiftung zum Rang eines Erzbisthums erheben, als er starb, und späterhin sein Sohn Ludwig den Wil-

len des Vaters vollzog. Von ihm und unter des vierten Gregors päbstlicher Bestätigung, erhielt die Hamburgsche Kirche im Jahr 831 den Namen und Einfluss eines Erzstiftes. Er sezte Anschar, einen Benediktiner Mönch aus Corvey, zum ersten Hamburgschen Erzbischof ein, und unterwarf seinem Hirtenstab die heidnischen Völker des Nordens und Ostens um sie zum Christenthum zu führen. Anschar verschönerte die ihm anvertraute Kirche, errichtete ein der Regel des h. Benedikts unterworfnes, mit Mönchen aus Corvey beseztes Kloster, legte darin eine Schule an, und sammelte eine von seinem kaiserlichen Beschüzer mit treflichen Handschriften begabte Bibliothek. ... Aber dieser zur Gründung Hamburgs gesenkte Stein sollte noch nicht in seinem Boden bleiben. Der oft wiederkehrende Vertilgungskrieg der nordischen Barbaren brach über die neue fromme Stiftung und ihre Ansiedler herein, und die Geschichte der drei ersten Jahrhunderte des wechselnden Daseins unsrer Stadt,

seiner Stiftskirche und Bildungsanstalten, bietet nur ein trauriges Gemälde von Kriegsgetümmel und immer erneuerter schrecklicher Verheerung dar. Nah und fern von rohen, raubsüchtigen, kriegerischen Völkern umgeben, ward Hamburg das Ziel ihrer fanatischen Wuth gegen das sich von hieraus im Norden verbreitende Christenthum und die Beute ihrer Eifersucht gegen die Macht der Schirmherren der neugegründeten Stadt. Bald nach jedem dieser Ueberfälle, wobei die geistlichen und weltlichen Wohnungen verbrannt, die Altäre zertrümmert, ihre Diener gemordet, die Schätze geplündert, die um die Burg und Kirche angesiedelten Bewohner dieses Strichs ins Elend getrieben, oder in Sklavenfesseln geschlagen wurden, ging sie zwar aus ihrem Schutt mit verjüngter Kraft und immer grösser hervor, zog aber eben dadurch immer neue und desto schrecklichere Verwüstungen der Barbaren über sich her. Hier sind die historischen Umrisse zu diesem schauerlichen Bilde, soweit über dessen Haupt-

züge aus der schwankenden Verschiedenheit der Geschichtschreiber einiges Licht abzuleiten ist.—

Noch waltete der edle Anschar, dieser Vater seines zweiten Vaterlandes, dieser einer dankbaren Erinnerung würdige Wohlthäter Hamburgs, dessen geheiligtes Andenken von folgenden Generationen durch Benennung eines Marktes und einer Gasse bis auf uns erhalten ward, mit sanfter Hand über die Verfassung der Hamburgschen Kirche und leitete ihre noch schwachen Einflüsse auf die nordischen Völker, als, während des Zwistes der Söhne Ludwigs um die Krone, die Normannen die Abwesenheit des kaiserlichen Schirmherrn Bernars benuzten, im Jahr 845 die Elbe heraufschifften, Hamburg überfielen, plünderten, zerstöhrten, und die Kirche und das Kloster mit ihrer Schule und Bibliothek in die Asche legten. Der verwaiste Anschar floh, verlegte seine Wohnung nach Bremen, und vereinte im Jahr 858 das Erzstift Hamburg, unter Autorität Ludwig des Deutschen und des Pabstes Nicolaus, mit

dem Stift zu Bremen, wobei jenes den Erzbischöflichen Rang behielt. Nachdem Anschar noch ein Denkmal seines wohlthätigen Lebens durch den zweiten Bau der Hamburgschen Kirche und ihrer Schule, deren Einflüsse auf die nördlichen Regionen sich mehr und mehr erweiterten, gestiftet hatte, starb er zu Bremen im Jahr 865.

Die von ihm errichteten heiligen Gebäude fielen wieder im Jahr 915, durch die Wenden zerstört, und erstanden aus ihren Trümmern, nur um im Anfang des 11ten Jahrhunderts, 1012, von den wendischen Raubfürsten Mistevoi und Mizzudrag, welche mit dem Hamburgschen Schuzherrn Bernhard um ein Weib haderten, wieder von Grund aus zerstört zu werden.

Nun vereinte sich der kriegerische Bernhard, der den geängsteten Gegenden der Elbe durch Besiegung ihrer Erbfeinde den Frieden schenkte, mit dem begüterten und beredten Erzbischof Unwan, um die Stadt, mit ihrer Kirche, dem Kloster und der Schule wieder herzustellen.

Der leztere gab dem Stift eine regelmässige Verfassung. Aus zwölf der strengen kanonischen Regel unterworfen gewesenen Mönche, ward ein Domkapitel formirt, und diesen weltlich geistlichen Stiftsherren die Besorgung der von dem Scholasticus geleiteten Kathedralschule anvertrauet. Was Unwan begann, vollendete sein dritter Nachfolger der Erzbischof Bezelin Alebrand. Er lies die nur von Holz erbauete Kirche mit ihren Umgebungen im Jahr 1037 von Quadern aufführen und legte an der Südseite derselben einen mit Thürmen und Mauern versehenen Pallast an, der einer friedlichen geistlichen Wohnung so wenig ähnelte, dass der Herzog Bernhard, um dem Uebermuth der Priester das Gleichgewicht zu halten, an der Nordseite der Kirche bei der Alster, eine feste Burg errichten lies. — Ein Ueberrest dieses schönen Quadernbaues der Kirche scheint noch die äussre Mauer der grossen Halle, der Schappendom genannt, länge der Schmiedestrasse zu sein, welche die folgenden Verhee-

rungen der Stadt vielleicht überlebte, und sich durch ihre ganze feste und schöne Konstruktion aus scharfgehauenen und wohlgefugten Felsen, der entstellenden Anhängsel ungeachtet, von dem viel leichtern Bau der Kirche und der Kreuzgänge sichtbar unterscheidet.

Hamburg, das von den alten Geschichtschreibern des elften Jahrhunderts nun schon die schönste Stadt Sachsens genannt ward, standen noch drei Verwüstungen durch seine Erbfeinde bevor. Die Obotriten, ein slavischer Stamm, stürmten zur Rache ihrer Götter im Jahr 1066 mit Feuer und Schwerdt herein, zerstörten die Burgen und vertrieben die Geistlichen. Furchtbarer und allgemeiner noch war die zwiefache Verheerung im Jahr 1072 durch den wendischen Tyrannen Kruko, welche die ganze Stadt, ihre Kirche und das Kloster traf, und die durch Bevölkerung und Anbau schon sehr belebte und blühende Gegend umher, wie der gleichzeitige Adam von Bremen sagt, in eine Einöde verwandelte.

Ihre Bewohner wurden ermordet oder in die Harzwälder verjagt. Die nächste Folge davon war, dass der Siz des Erzbischofs aus dieser so oft geängsteten Gegend hinweg und auf immer nach Bremen verlegt ward, woraus zwischen dem Kapitel der wiedererbaueten Hamburgschen Kirche und dem Stift zu Bremen, ein langer Rangstreit entstand, welcher erst hundert und funfzig Jahr nachher durch einen Vergleich der beiden Stifter geschlichtet ward.

Nach dieser lezten allgemeinen Verheerung Hamburgs, lag der Dom bis zum Anfang des zwölften Jahrhunderts in Schutt. Der lezte Wiederhersteller der Kirche ward im Jahr 1106 Graf Adolph von Schauenburg, der mit seinem Stamm von den Herzögen von Sachsen mit der Grafschaft Holstein belehnt, und zum Stadthalter von Hamburg gesezt war. Sein Werk ist unsere Domkirche; ihm, und der schüzenden Fürsorge mehrerer seiner Nachfolger, hat das

Stift manches zu verdanken. Doch kam es diesen frommen Gebern bei ihren Wohlthaten gewis nicht in den Sinn, darauf, so wie auf dem Bau, der vor Adolph I. von einigen Erzbischöfen schon dreimal wiederhergestellten Hamburgschen Stiftskirche, die unhaltbare Behauptung eines Generalpatronats über das ganze, schon Jahrhunderte früher existirende und von seinen Stiftern und Erhaltern den Kaisern und Bischöfen mit ansehnlichen Fundationsgütern und Einkünften längst versehen gewesene Erzstift zu begründen. Erst sieben Jahrhunderte nachher geschah dies von ihren Nachfolgern, *) um den Vorschlägen zu einem Vergleich mit Hamburg, zum schweren Ersaz der übertragnen Rechte Dännemarks auf die Besezung einiger Pfründen, ein besondres Gewicht zu geben.

*) Durch des königl. dänischen und herzogl. Holstein-Glückstädtschen Abgeordneten Promemoria an die Reichsdeputation zu Regensburg vom 9ten November 1802.

Unstreitig ist, ich wiederhole es, der alte Stamm der Grafen von Holstein ein Wohlthäter der Hamburgschen Domkirche zu nennen: doch hat das Kapitel von ihren Nachfolgern im Mittelalter auch feindliche Behandlungen und harte Bedrückungen erfahren müssen, deren Beispiel noch in den neuesten Zeiten unserer Generation nachtheilig für das Kapitel wirkte. Bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts besass das Kapitel ungestört grosse Güter im Holsteinschen, nemlich vierzehn in dem Amt Trittau belegene, von Holsteinschen Edelleuten angekaufte Dörfer. Schon im Anfang der Reformationsunruhen ward der Besiz dieses Eigenthums dem Kapitel von den Grafen und ihren Beamten mannigfaltig gekränkt, und sie benuzten die Zeit, als die Unruhen in Hamburg, mit offner Gewalt der Burgèr gegen das Kapitel begleitet, aufs höchste stiegen, um diese sämtlichen Dorfschaften ohne allen Schein Rechtens im Jahr 1558 einzuziehen. Dieser gewaltsame An-

griff auf das Privateigenthum ward von dem Reichsgericht, bei welchem das Kapitel über den Raub klagte, für das anerkannt, was er war; aber das wegen eines augenblicklichen Verlustes seiner Einkünfte aus den widerrechtlich in Anspruch genommenen Dörfern besorgte Kapitel, lies sich mit seinen Unterdrückern, während des anhängigen Prozesses, in einen Zwischenvergleich ein, wodurch gegen einen bestimmten jährlichen Kanon diese sämtlichen Güter den Grafen von Holstein mit der Bedingung auf funfzig Jahre verpfändet wurden, dass in Ansehung des Gegenstandes des Prozesses selbst, der Vergleich dem Kapitel unnachtheilich sein und keine Verjährung dabei statt finden solle. Nachdem dieser Separatvergleich in der Folge noch auf funfzig Jahre verlängert worden, entschied während des Laufes dieser Zeit, der westphälische Friede den Prozess zum Vortheil der stärkern Macht. Holstein behielt die vierzehn Kapitelsdörfer gegen die jährliche Abtragung

gewisser Gefälle und Abgaben an Rocken, Brennholz, Kohlen, u. dgl. welche nunmehr bei der Uebertragung des Domkapitels von Kur-Braunschweig Lüneburg an Hamburg, in dem von der Krone Dänemark, wegen ihrer Rechte bei dem Kapitel, im vorigen Jahr mit der Stadt geschlossnen Vergleich, derselben überlassen wurden. Durch eben diesen Traktat vom 20. Juni 1803, ist auch der Besiz des lezten Privateigenthums des Kapitels in Holstein, nemlich der beiden im Anfang des 13. Jahrhunderts von demselben angekauften Dörfer Poppenbüttel und Spitzerdorf, von Dänemark eingezogen, und so den rechtmässigen Besizern, ohne dass auf ihre Gegenvorstellungen geachtet ward, genommen worden. — — Der Raub der vierzehn Dörfer geschah durch offne Gewalt; der Verlust der beiden leztgenannten privateigenthümlichen Besizungen des Kapitels, war die Folge einer zwar gewandtern, aber nicht minder gebieterischen Politik. — — —

Ich kehre von diesen kränkenden Erinne-

rungen zu der ältern Geschichte des Domstiftes, noch einmal zurück.

Nach der Wiederherstellung der Domkirche durch die Grafen von Schauenburg, versinkt in den nun folgenden Jahrhunderten die Geschichte des Stiftes, bei dem Wachsthum der innern und äussern Kraft des sich erhebenden Freistaates, dessen Grundstein es war, mehr und mehr, so gesondert das Interesse der geistlichen und weltlichen Macht, und so anmassend der Stolz der ersten gegen die letztere, hier im kleinen wie in der Geschichte grösserer Staaten, bis zum Sturz der Hierarchie im Norden durch die Reformation, auch blieb. Die Schauenburgschen Grafen nahmen sich der Erhaltung der Vorrechte des Stiftes gegen die den kleinen geistlichen privilegirten Staat in ihren Mauern ungern duldende Stadt an; wofur ihnen zum Dank, im dreizehnten Jahrhundert, das Recht zur Besezung von zwei Kanonikaten unter den zwölf bestehenden Stiftsherrnstellen, nebst einigen Vikarien, von dem

Kapitel zugestanden ward, deren Einkünfte sie von Zeit zu Zeit vermehrten. Im Jahr 1462 wuste sich König Christian I. als Graf von Holstein, von dem Pabst Pius II. das Recht zur Präsentation des vordem von dem Kapitel erwählten Probstes zu verschaffen. Doch hatte dieser weder Siz noch Stimme im Kapitel und durchaus keinen Einfluss weder auf dessen äussere Verhältnisse noch auf die innern Angelegenheiten; er musste bei dem Antritt seiner Pfründe den gewöhnlichen Eid anderer Beneficiaten schwören, dem Dechant, Senior und ganzen Kapitel Gehorsam und Ehrerbietung zu leisten, und bezog bloss die Revenüen der Häuser seiner Kurie (Probstei), ohne irgend einen Antheil an den übrigen Kapitels Einkünften zu haben.

Lange daurte der hierarchische Hader zwischen dem um das Jahr 1070 wegen der Kriegsunruhen von Hamburg nach Bremen versezten erzbischöflichen Siz und dem seinen Stiftungs Vorrang als Erzbisthum behauptenden

Hamburgschen Kapitel, darüber, so wie über die Wahl des Oberpriesters beider Stifter, mit wechselndem Glück vor dem päbstlichen Stuhl anderthalb Jahrhunderte gefochten ward, während welcher Periode das Hamburgsche Kapitel Zeit gewann, sich immer mehr von dem direkten Einfluss des in Bremen residirenden Erzbischofs los zu machen, seine Freiheiten gegen ihn zu befestigen, und in seinen innern so wie in seinen äussern Verhältnissen sich grösstentheils selbst zu regieren. Endlich kam im Jahr 1223 zwischen den beiden eifersüchtigen Stiftern ein Vergleich zu Stande, wodurch die Metropolitan Rechte des Erzbischöflichen Sizes, von dem Hamburgschen Stift, mit dem Vorbehalt seines Antheils an der Wahl des Erzbischofs, an Bremen überlassen ward. Dem nachgebenden Theil blieb hierbei der wesentliche Gewinn grössrer, bis auf unsre Zeiten erhaltener, Unabhängigkeit von dem Erzbischof zu Bremen, der bei seinem Antritt jedes-

mal die von den Päbsten und Kaisern dem Hamburgschen Domkapitel beigelegten Rechte und Freiheiten anerkannte und bestätigte.

In Rücksicht der Verhältnisse des Hamburgschen Domstiftes zu der Stadt, enthält die Geschichte des dreizehnten und der folgenden Jahrhunderte, so weit man im Stande ist einiges Licht in dem darüber verbreiteten Dunkel zu entdecken, einige erhebliche Züge. Die sich schon stark und frei fuhlenden Burger empörte der hierarchische Stolz der mit Inderdikt und Gottesurtel um sich greifenden Mönche; — sie widersezten sich den Bedrückungen der geistlichen Gerichtsbarkeit; sie klagten laut über das schlechtgeführte ausschliessliche Kirchen- und Schulregiment des Kapitels und der Klöster, und arbeiteten unablässig an der Vernichtung ihres Einflusses. Daraus entstand ein unaufhörlicher Hader zwischen beiden Theilen, der von Zeit zu Zeit zwar geschlichtet, aber erst durch die Reformation grösstentheils ge-

hoben ward. Durch das Beginnen der Reformation ward zugleich das Signal zum offnen mit ungleichen Waffen geführten Kampf zwischen den freien Bürgern und den durch Ordensregeln gefesselten, in ihrem politischen Einfluss immer mehr gelähmten Mönchen, gegeben. Der schlechte Zustand der von ihnen regierten Schulen, reichte dazu die erste und gegründete Veranlassung. Laut und stark forderten die Bürger eine Reform derselben, und bald auch der ganzen kirchlichen Verfassung. — — Luthers Freund Bugenhagen kam, und kaum war seine neue Kirchen- und Schulordnung erschienen, als der bisherige nur mit der Feder geführte Zwist in einen stürmischen Angriff auf das Domkapitel ausbrach, welches sich, aus Fanatismus, Herrschsucht und Eigennuz, dem Eingang der Reformation so viel es vermochte widersezte, aber dadurch ihren Fortschritt, bei einem an sich selbst unmächtigen Widerstande der Minderzahl, nur noch schneller beförderte, und

den Sturm gegen seine Kirche und die Klöster noch mehr entflammte. Die Domherren wurden von den Bürgern vom Altar verjagt, ihre Kirche ward gesperrt, sie selbst wurden aus der Stadt getrieben, ihre Güter eingezogen und ihre Kirchenschäze und Archive weggenommen, oder unter dem Vorwand des Schuzes während der Fehdezeit, in sichre Verwahrung gebracht. Die Mönche wehrten sich dagegen, und siegten anfangs durch Drohungen mit Bann, und mehr noch durch kaiserliche Befehle. Dieser Kampf der Hierarchie gegen die weltliche Macht war hartnäckig, bis ein Theil der Kapitularen mit ihren Vikaren sich zum Beitritt zu der neuen Lehre entschloss, während der andre, aus Besorgniss wegen des noch zweifelhaften Ausgangs der grossen Sache und aus Furcht ihre Pfründen zu verlieren, noch eine Weile der katholischen Religion getreu blieb. Der Religionsfriede vom Jahr 1555 beruhigte alle Theile, und der Kampf ward durch den

zwischen der Stadt und dem Kapitel geschlossne Bremschen Vergleich vom Jahr 1561, der die Macht des Kapitels vollends lähmte und seine unmittelbare Einwirkung auf die Verfassung des Staates zerstörte, geendigt. Das nunmehr in seinen neuen innern und äussern Verhältnissen noch nicht geordnete, aber in seinem politischen Einfluss für immer geschwächte, und auf seine innern Angelegenheiten eingeschränkte Hamburgsche Domkapitel, ging im Westphälischen Frieden, mit dem säkularisirten und in ein Herzogthum umgestalteten Erzstift Bremen an Schweden über. Die Kapitular Verfassung des letztern ward völlig aufgehoben, hingegen das Hamburgsche Kapitel, das seine grossen Hollsteinschen Besizungen verlohr, mit seinen Freiheiten, Rechten, Gewohnheiten und Einkünften beibehalten und aufs neue bestätigt. — Nach geendigtem nordischen Kriege ward es mit dem Herzogthum Bremen, durch den Stockholmer Frieden vom

23sten November 1719, dem König von England als Kurfürsten von Hannover abgetreten. Nach diesen auf einander folgenden Uebergängen unsers Domstiftes an fremde Mächte, bietet die Geschichte der innern Verfassung *) und der auswärtigen Verhältnisse des Kapitels, welche in ihren für das Ganze unerheblichen einzelnen Zügen auseinander zu sezen meine Absicht nicht ist, weiter nichts bedeutendes dar.

Die ganze Existenz des Kapitels war seit jenen Zeiten, in Hinsicht auf seine unbestimm-

*) Im 3ten Stück des 3ten Bandes des neuen Göttingschen historischen Magazins, sind unzusammenhängende Fragmente zur Uebersicht der seit dem Westphälischen und Stockholmer Frieden bestehenden Verfassung des hamburgschen Domkapitels von den Herausgebern geliefert worden, denen es der besser Unterrichtete leicht ansieht, dass sie weder vollständig noch aus der ersten Quelle geschopft sind. Es verlohnt sich in der gegenwärtigen Lage des Kapitels weniger als je der Mühe, das weiter auseinander zu sezen, und die fehlerhaften Angaben dieser erloschnen Zeitschrift zu berichtigen.

ten und unaufhörlich bestrittnen Verhältnisse gegen die Stadt, und auf seine Freiheiten, immer schwankend. Gelegenheiten zum Zwist ergaben sich nur zu häufig von selbst, und wurden oft absichtlich gesucht, um die Vorrechte des Kapitels mehr und mehr einzuengen und zu schmählern. Es liegt in der Natur der Sache, dass bei der Lästigkeit eines Staates im Staat, eines fremden Gebietes und einer gesonderten Gerichtsbarkeit in den Mauern der Stadt, jenes gegenseitige Verhältniss immer gespannt sein und bleiben musste. Das Kapitel fand bei seinen Behauptungen gegen die Stadt nicht immer den Schuz der Hannöverschen Regierung, und verlohr vielmehr, bei dem, durch manchen innern Zwist selbst hervorgerufnen und vermehrten Einfluss dieser Regierung auf seine freie und unabhängige Verfassung, einen bedeutenden Theil seiner Selbstständigkeit. Noch einmal, aber vergebens, ward im Jahr 1764 zu Stade, durch

zwischen der Stadt und dem Kapitel eingeleitete friedliche Verhandlungen, von diesem der Versuch gemacht, verschiedene seiner bestrittenen und unbestimmten Vorrechte in Ansehung seiner Verhältnisse zu der Stadt zu reklamiren, sie auf einen festen Fuss zu sezen und so die alten Beschwerden beizulegen. Plözlich zerschlugen sich die Verhandlungen, und die Sache blieb unentschieden und ungewiss bis auf den heutigen Tag. — Wie konnte es anders sein, als dass bei dieser unbequemen Lage Hamburg es immer angelegentlicher wünschen musste, das Kapitel und seine städtischen Besizungen endlich mit sich vereint zu sehen und die Hoheit darüber zu erhalten. Doch liessen es die politischen Verhältnisse der Stadt gegen seine Nachbaren nicht zu, zur Erfüllung dieses Wunsches jemals aus sich selbst Schritte zu wagen. — — Was der langsame Gang der Zeiten von Jahrhunderten nicht zu bewirken vermogte, und bei der Lage der Sachen in

dem lezten Jahrzehend vielleicht am wenigsten erwartet ward, das geschah in dieser Zeit unvorhergesehener und überraschender Ereignisse aller Art — durch einen von Hamburg nicht veranlassten Federstrich aus dem Kabinet des Französischen Cesars, der dem Kurfürsten von Hannover die Abtretung des Domkapitels an Hamburg gebot. — Vermöge des von dem Kaiser und Reich sanktionirten Reichsdeputations Beschlusses vom 23sten November 1802, wurden der Stadt am 1sten December 1802 von dem König von England, als Herzog von Bremen, dessen Hoheit und Rechte in der Stadt, mit dem Gebiet des Domkapitels übertragen. Durch einen am 21sten April 1803 mit Dännemark geschlossnen Vergleich *) entsagte der König seiner Patronat Rechte zur Besezung der Praepositur, zweier Kanonikate, einer kleinern

*) Der Vergleich steht in dem 12ten Stück der Zeitschrift Hamburg und Altona, v. J. 1803.

Pfründe, und einiger Vikarien. — Diesem neuen Verhältniss des der Disposition der Stadt übertragenen Domstiftes, folgte eine am 1sten März 1804 von Deputirten beider Theile, des Senats und des Kapitels, unterzeichnete Uebereinkunft, wodurch die unter einigen Modifikationen bis zu dem Absterben der jezigen Kapitularen noch dauernden Verhältnisse des Kapitels regulirt sind. — Gerechtigkeit, Billigkeit und Mässigung leitete diese gegenseitigen Verhandlungen, und vereinte beide Theile auf immer. So war es von einem Staat, dessen erstes Gesez Achtung der Rechte und des Eigenthums seiner Bürger ist, und auf der andern Seite von Männern zu erwarten, die als grösstentheils geborne Hamburger ihr wirkliches oder angenommenes Vaterland lieben; und, so gesondert auch ihr bürgerliches Verhältniss von diesem war, seine freie und glückliche Verfassung nach ihrem hohen Werth schäzen.

Unter den drei Hansestädten, welche bei den

Umformungen und dem Ländertausch in Deutschland, neue Acquisitionen der vormaligen Domgebiete in ihren Mauern, erhielten, ward auf diesem Wege das Ausgleichungsgeschäft, mit den zu entschädigenden Personen, von Hamburg unstreitig am friedlichsten und glücklichsten beendigt. Bremen hat sich, bei den präcipitirten Anordnungen über die Rechte und Einflüsse der Angehörigen des Domgebietes, in traurige Religionszwiste verwickelt; und Lübeck hat, unter dem gebietenden Einfluss einer höhern Macht, bei der Ausgleichung selbst, vielleicht eben so viel verlohren als gewonnen.

Ansicht der Alterthümer in der Domkirche.

Der Plan zur Wegräumung der Domkirche ist gefasst und entworfen. Wenn die erforderlichen Ueberlegungen vorbereitend genommen, und mancherlei mit der Ausfuhrung verbundene Einrichtungen getroffen sind, so wird der Anfang mit dem Abbrechen des alten Stiftsgebäudes vielleicht in eben dem Jahr gemacht, in welchem das achte Jahrhundert seines Daseins beginnen wurde *).

Die Vortheile, welche für den Staat, bei der jezigen Beengung der Stadt, und den daraus entstehenden Mangel an freien und Bauplätzen, aus der Wegräumung des kolossalen, an sich nuzlosen, Kirchengebäudes zur Benuzung entstehen werden, sind einleuchtend, und

*) Das Hauptgebäude unsers Doms ward, wie vorher gesagt ist, im Jahr 1106 errichtet.

es lässt sich unstreitig erwarten, dass über die beste Benuzung des einst leeren Domplazes, welcher eine freie Fläche von 142,500 Quadratfuss darbieten wird, mehrere gründliche Ort- und Sachkenner und Baumeister gehört werden. — Lasst uns, ohne für jezt in eine zu frühzeitige Erwägung dieses Gegenstandes einzugehen, noch einige Augenblicke bei der Gegenwart und bei den Ueberresten der Vorzeit unter diesen der Zerstöhrung geweiheten Gewölben verweilen.

Wenn man einen Blick auf die in der Domkirche vorhandnen Denkmäler des Alterthums, vornehmlich aber auf die Archive des Domkapitels wirft, so ist es nicht befremdend, dass jene wenig bedeutend, wohl aber, dass diese so ganz arm und leer sind an Dokumenten von irgend einer Wichtigkeit. — Kränkelnd und verschlossen war immer die Blüthe der Kunst in unserm Norden: wie liesse es sich denn erwarten, dass, so wie in einigen,

dem italienischen Himmel näher gelegenen deutschen Städten, die Regenten unsrer alten Stiftskirche, welche die Mysterien des Bachus wahrscheinlich höher hielten, als den Dienst des Musageten, diesem ihre Schäze gespendet und für die Bereicherung ihres Doms mit Denkmälern der Künste gesorgt hätten. Auffallender ist der gänzliche Mangel an historischen Urkunden in dem Archiv eines Stiftes, dessen Ursprung mit der Entstehung der Stadt gleichzeitig ist, das den merkwürdigen Wechsel so vieler Jahrhunderte erlebte, und dessen frühere Kirchengeschichte mit den wichtigsten Begebenheiten der Existenz und der ältern Geschichte der Stadt und ihrer werdenden und wachsenden Freiheit unmittelbar zusammen hängt. Diese Erscheinung lässt sich indess selbst aus der Geschichte des Doms, aus der innern Lage und den äusseren Verhältnissen und Schicksalen des Stiftes in den ältern und neuern Zeiten erklären. Die Geschichte der

Stiftskirche vor dem zwölften Jahrhundert ist eine Reihe schrecklicher Verheerungen, welche von den heidnischen Barbaren des Nordens hauptsächlich gegen sie, als den Stamm der aufblühenden Kultur und kristlichen Religion, gerichtet waren, und wodurch sie dreimal von Grund aus zerstört ward; aus der Zeit vor dem Jahr 1106, wo die jezige Kirche erbauet ward, lässt sich also kein Ueberrest erwarten. In der von dieser lezten Epoke anzurechnenden Folgezeit von Jahrhunderten der Barbarei des Mittelalters, sind die Ursachen der Armuth unserer Archive an geschichtlichen Dokumenten auch begreiflich. — Das Stiftskapitel mag in seinem Verhältniss gegen die Stadt schon in jenen Zeiten oft in einer unbequemen Lage gewesen sein, worin es sich durch fremde Hülfe gegen den Druck zu schüzen suchte, als in Hamburg die Reformation begann, und die Widersezlichkeit der Mönche gegen die neue Lehre ihnen offne Fehden der Bür-

ger, Verjagungen, Plünderungen zuzog, wobei es hauptsächlich auf die Schäze und Urkundensammlung der Domkirche angesehen war. Diese wurden einigemal weggenommen, und in der Folge dem Kapitel zwar wieder gegeben; doch ist zu vermuthen, dass bei dieser Verwirrung des Besizes nicht alles an die rechten Eigenthümer zurück gekommen sein mag. Die zweimalige Uebertragung des Domstiftes in den Westphälischen und Stockholmer Friedensschlüssen, können ebenfalls manche Veranlassungen zu dem Verlust wichtiger Dokumente gegeben haben. In dem Stockholmer Archiv sollen viele bedeutende, zur Geschichte der Hansestädte gehörende, Urkunden vorräthig sein; sehr möglich, dass unsere Kapitelsarchive das ihrige auch dazu beitragen mussten. Endlich und vor allen kommt noch in dem lezten Jahrhundert die unachtsame Behandlung des Archivs vom Kapitel hinzu, und die Willkühr, womit ohne gehörige Aufsicht damit von einem jeden

Mitgliede des Kapitels ohne gehörige Aufsicht geschaltet ward.

Das beim Kapitel befindliche legale Verzeichniss eines Theils seiner für die innre Verfassung wichtiger Urkunden, ward i. J. 1730 angefangen und nachher fortgesezt. Diese werden in einer eisernen Kiste, der sogenannten Threse, neben der Kapitelsstube verwahrt, und bestehen in kaiserlichen und königlichen Schuz- und Bestätigungsbriefen der Kirchenfreiheiten, in veralteten Schenkungsakten, partikular Verträgen, und besonders, die innre Oekonomie und Verfassung des Kapitels betreffende Papiere, von welchen allen kaum drei über die ersten Jahre der Reformation hinausgehen. — Viel beträchtlicher als diese, ist eine abgesondert verwahrte, und zum Theil wohlerhaltene Sammlung von Urkunden seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wovon sich kein legales Verzeichniss findet. Diese immer schäzbare Sammlung hat den Werth des Alterthums, und, je älter und ächter die

Urkunden sind, einer schönen, reinen und zierlichen Schrift; von dieser Seite verdient sie Aufmerksamkeit. Aber auch sie betrift meistens nur die innre bekannte Geschichte, und die Oekonomie des Stifts; päbstliche oder erzbischöfliche Exkommunikations- und Absolutionsbullen, Indulgenzen, Bestätigungs- und Verleihungsbreven, Vergleiche, erloschne Schuld- und Schenkungsbriefe, Klage- und Kontroversschriften gegen die Stadt, und besonders viele die Einkünfte der Vikarien betreffende Dokumente, machen diese Sammlung aus. Sie kann zur Erörterung der innern Geschichte des Domstiftes, die hier mein Zweck nicht war, allenfalls dienen. Für die profane und eigentlich politische Geschichte Hamburgs und seiner auswärtigen Verhältnisse, habe ich unter einer durchgesehenen beträchtlichen Zahl dieser Dokumente nichts gefunden, was eingreifend, wichtig, und neu wäre. — Es würde der Mühe werth sein, in Stockholm über solche intressante Akten aus der

alten vaterländischen Geschichte Nachforschungen zu versuchen, um sie wieder zu erhalten, und aus diesen verirrten Urkunden vielleicht manchen dunkeln und verworrnen Zeitpunkt der alten Hamburgschen Geschichte aufklären zu können.

Hier wollen wir bei der Gegenwart und bei dem stehen bleiben, was wir, uns selbst unbekannt, vielleicht noch wirklich besizen. Ich wage in dieser Hinsicht einen Gedanken hinzuwerfen, welcher wenigstens nicht ausserhalb der Grenze des Wahrscheinlichen und Möglichen liegt. — Wenn nehmlich, wie vorauszusezen ist, beim Abbrechen des Kirchengebäudes mit Umsicht und Achtsamkeit verfahren wird, könnte man vielleicht noch manchen verborgenen Schüzen auf die Spur kommen. Hier ist von keinen Goldklumpen und Kleinodien des ehemaligen Kirchenschazes die Rede. Die Hamburgschen Stiftsherren der Vorzeit hatten wohl eben so wenig Veranlassung als

Neigung, sich und ihrer Kirche Reichthümer zu sammeln, und sparsam damit zu haushalten, um sie, als in der Folge die Stürme der Reformation droheten, vergraben zu durfen, und diese versteckten Schäze nachher gar zu vergessen. Der lezte sehr sichtbare, in Heiligen Bildern u. dgl. bestehende, Schaz von etwa hundert Pfund Gewicht an Silber, ward in der Weihnachtsnacht des Jahres 1697 ein Raub des beruchtigten Diebes der goldnen Tafel zu Lüneburg, Nickel List, welcher mit seinen Gaunergehülfen in die Gewölbe des hohen Chors der Domkirche eindrang, und die Thüren und Schlösser erbrach, hinter welchen dieser kristliche Kirchentand bis dahin verwahrt ward. Als man den Raub erst einige Wochen nachher bemerkte, war er schon längst unter den Dieben vertheilt, und so dieser lezte Schaz unsrer Kirche verschwunden. *) — Hingegen wäre es,

*) s. in Kosmanns Denkmal der güldnen Tafel, die Nacricht von diesem Diebstal, und im 4ten

durch ähnliche Beispiele erwiesen, nicht unwahrscheinlich, dass das, vor, während und nach der Zeit der Reformation von den Hamburgschen Burgern und dem Rath beunruhigte und geängstete Kapitel, seine wichtigsten Papiere und Urkunden, aus Unmuth, Neid, oder aus Vorsicht um sie den Archivplünderungen zu entziehen, nach Mönchs- und Klöstersitte verborgen, vermauert, oder vergraben hätte, und diese sich beim Abbrechen der gothischen inwendig hohlen und mit Steingraus gefüllten Kirchenpfeiler, und der dicken Mauern, oder beim Aufräumen und Ausgraben der Gewölbe des hohen Chors noch finden könnten. — — —

Doch, wir wenden uns von diesen noch unsichtbaren Schäzen der Domkirche, deren Existenz vielleicht nur ein Schattenbild ist, zu den sichtbaren Ueberresten ihres Alterthums,

Stück des Journals Hamburg und Altona v. J. 1804. S. 46.

und zu denen, welche in unserer Zeit noch vorhanden waren, und jezt verschwunden sind.

Zu den ersteren gehört vor allen:

Die grosse Halle. *)

Dieses trefliche gothische Gebäude an der Nordseite der Kirche, — von seiner spätern misbräuchlichen Benuzung zum Magazin von Tischlerarbeiten, Schränken, Bettstellen u. s. w. in der Volkssprache, der Schappendom **) genannt, — ist eben so merkwürdig durch sein Alterthum, als durch die Schönheit und noch vielen Jahrhunderten trozende Festigkeit seines Baues. Ich glaube dieses Gebäude, oder doch wenigstens einen Haupttheil desselben, nehmlich die äussre, mit gut geschliffnen und treflich verbundnen acht bis zwölf Zoll dicken

*) s. das Titelkupfer.

**) Von dem Niedersächsischen Wort Schapp, Schrank.

Quadern bekleidete westliche Mauer längs der Schmiedestrasse, mit Recht das älteste Denkmal Hamburgs, das allen Wechsel der Zeit, und die lezten furchtbaren totalen Zerstöhrungen der Stadt durch die Slaven im Jahr 1066 und 1072, allein überstanden hat, nennen zu dürfen. Diese schöne Mauer scheint mir der Ueberrest des prachtvollen, kolossalen Quadernbaues der Kirche durch den Erzbischof Bezelin vom Jahr 1036 zu sein. Das bezeugen die Bestandtheile, die festen Verbindungen dieser Steinmassen und der ganze männliche, sich von dem äussern Bau der Kirche und ihren übrigen Umgebungen so sehr unterscheidende Karakter dieser mächtigen Mauer. Die sieben schönen Säulen, welche das trefliche Gewölbe dieser Halle tragen, sind von geschliffnen orientalischen Granit, jede aus einem Stück, 10½ Fuss hoch und 2 Fuss im Durchschnitt, gehauen. Merkwürdig ist, dass der Stein, woraus diese Säulen gehauen sind, dem des berühmten Sonnen Obe-

liks Augusts, zu Rom, von welchem unser Baumeister Arens ein Stück von Rom mitbrachte, vollkommen ähnlich ist. Der seltne Werth und die Schönheit dieser Säulen wird erst dann ganz beurtheilt werden können, wenn sie von dem seit Jahrhunderten daran klebenden Schmuz gereinigt sind. Bei dem gänzlichen Mangel an geschichtlichen Nachweisungen über das hohe Alter und die Abstammung der Säulen, die in unserer Gegend als eine seltne Erscheinung angesehen werden müssen, kann man darüber nichts bestimmtes behaupten, sondern nur mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass sie aus einem noch höhern Alterthum als das der Kirche ist, herstammen, aus einem entfernten Laude zu uns gekommen sind, und vielleicht, wie ähnliche Theile alter Denkmäler in Italien, schon früher eine andre Bestimmung gehabt haben mögen. Ehrwürdig durch ihr hohes Alter, und schäzbar durch ihre Bestandtheile, werden diese schönen Säulen noch viele kommende

Jahrhunderte hindurch als ein Denkmal der Hamburgschen Stiftskirche, die dann längst nicht mehr ist, dastehen. — Die Ansicht der Halle ist von grosser Wirkung; aber man kann sie bei der Anhäufung mit Mobilien der Tischler nur in den Tagen kurz vor dem Weihnachtsmarkt ganz und ungehindert übersehen, wenn das viele Tischlergeräthe, die Schränke, Bettstellen und dgl., womit die Halle überladen und entstellt ist, zum Aufschlagen der Marktbuden weggeräumt werden. Dann erkennt man die guten Verhältnisse des Ganzen, den schlanken Palmenwuchs der aus den Säulenschafften frei emporsteigenden Gewölbeträger und Bogenschläge, die leicht darüber geworfnen und gleichsam schwebenden Gewölbe. — Alles stimmt zu einem grossen, ernsten, und doch gefälligen Karakter zusammen, und erzeugt den Wunsch, welchen ich jedem Mann von Geschmak, Einsicht, und Achtung für das ehrwürdige Alterthum, zur Mitbeförderung seiner Erfüllung

dringend empfehle, dass diese trefliche Halle, wenn die Kirche weggeräumt wird, und es wegen ihrer Verbindung mit dieser, wie ich überzeugt bin, nur irgend möglich ist, erhalten werde, damit nicht unsrer Generation der Vorwurf gemacht werden dürfe, von der Zerstöhrungssucht unsrer Zeit angesteckt, die muthwillige Vernichtung dieses schönsten Denkmals der Vorzeit ohne Noth geschehen zu lassen. Welche Bestimmung der grosse, einst von der Kirche und ihren Nebengebäuden geräumte Platz künftig auch erhalten mag, so werden verständige Baumeister immer Mittel finden, dieses alte Gebäude mit dem neuen Plan zu vereinigen. Vielleicht könnte es, zweckmässig zu einer offnen Halle eingerichtet, zu Krämerbuden, oder zum Frucht und Gemüsemarkt dienen, und so zum gemeinen Nuzen eine öffentliche Bestimmung erhalten.

Als eine Merkwürdigkeit dieser Halle verdient noch ein Grabstein am südlichen Ende

neben dem Ausgang in die Kirche, wegen seiner seltnen Grösse, genannt zu werden. Er ist 13 Fuss lang, 9 Fuss breit und aus Einem Stück nordischen weissen Marmors gehauen. Wessen Grab er deckt, ist unbekannt; die Inschrift ist ausgetreten. — An der langen Wand der Halle sind noch Reste von Stufen zu einer Kanzel.

In dieser Halle ward bisher um Weihnacht der vom Kapitel angeordnete

Christmarkt

gehalten, welcher sich durch die daran stossenden Kreuzgänge, über den innern Raum des sogenannten Friedhofes der Kirche, und in einen Theil der Kirche selbst verbreitete. Dieser Markt ist ein Ueberrest aus den ältesten Zeiten, der nach und nach auf den engen Raum der Kirche, ihrer Umgebung und Häuser beschränkten erzbischöflichen Hoheit, und der Rechte des Dom-

stiftes. Die unschickliche Gewohnheit, die Marktbuden bis in die beiden an den Kreuzgängen stossenden Theile der Kirche herauszurücken, ist ein sehr alter Misbrauch. Schon zur Zeit des Pabstthums ward über diese Entweihung des zu einer Krämerbude verunstalteten Gotteshauses, bei dem Erzbischof oft Klage geführt, der dann mit Bulle und Bann gegen die Käufer und Verkäufer sein oberhirtliches Amt verrichtete, die immer wiederkehrenden Handelsleute aus der Kirche trieb, und die Wechslertische umstiess. — Ursprünglich mag der Christmarkt bloss zur Freude der Kinder bestimmt gewesen sein, — wer erinnert sich nicht noch des Jubels seiner Kinderjahre in der Domzeit! — und vormals bestand wohl der Verkauf nur in kleinen Näschereien und Kindertand zum Christgeschenk. Auch ist noch ein Theil der Buden damit versehen. Längst aber haben sich Luxus und Moden auch in die Spiele der Kinder gemischt und sie von einfachern

Freuden und Gaben entwöhnt: mit den Waaren des Luxus und der Mode ist jezt die andre Hälfte der Buden gefüllt. — Die Kirche und die Markthallen sind in dieser Zeit, besonders Nachmittags und Abends, der Tummelplaz des Muthwillens und Gedränges der untersten Volksklassen, die durch die Lanzen der Soldaten oft mit Nachdruck gebändigt werden müssen; und die sparsam erleuchtete Kirche selbst, bietet dann der Unsittlichkeit ihre dunkeln Schlupfwinkel. — Vordem, — es ist eine mit noch schauderhafte Erinnerung aus meiner Jugend, — war der Dommarkt die Zeit offner Fehden gewisser Zünftler, Fabrikenarbeiter u. dgl. Bis dahin schlief ihr Groll und Hader des ganzen Jahres, und nun erfolgten förmliche, oft Tage vorher bekannte, Ausforderungen von Zuckerbeckerknechten, Schlächtern, Brauern u. s. w. An dem breiten Stein in der Mitte der Kirche — so wird in der Volkssprache das Grabmal der Grafen von

Schauenburg genannt, — trafen die streitbaren Partheien zusammen, rauften und balgten sich mit den abgerissnen Stangen der Marktbuden unter einander und gegen die zur Steurung des Unfugs anrückenden Soldatenkolonnen, und gingen mit blutigen Köpfen auseinander. Friedlichere, aber auf diesem Plaz nicht minder unanständige, Scenen sah man in neuern Jahren in der Domzeit, auf eben diesen Gräbern der alten Ritter und Schirmvögte Hamburgs. Garköche hatten sich auf dem breiten Stein gelagert, und boten hier frisch an Ort und Stelle gesottene Schweinswürste, mit Brantwein und Punsch feil, — eine des Grabmals irgend eines Mönchs oder Bischofs würdige Libation, deren Opferer von den Kapitelsbedienten nur mit Mühe aus der Kirche vertrieben werden konnten.

Würde, wie es wahrscheinlich und in diesen durch Kauf und Verkauf von täglichen Nahrungsmitteln belebten Stadtgegend nöthig ist,

an die Stelle eines Theils der weggeräumten Kirche ein offner Marktplaz treten, so kann, wenn dieser Plaz nach einem verständigen Plan eingerichtet wird, der Hamburgsche Christmarkt dort in bedeckten Arkaden und Budengewölben, womit der Plaz umzogen werden könnte, gehalten werden, und so diese alte Sitte, auch aus dem staatswirthschaftlichen Grunde des dadurch beförderten Geldumlaufs, fortdauern.

Denk- und Grabmäler.

Unter den von der Zeit geschwärzten, aber noch immer der Dauer von Jahrhunderten trozenden Gewölben der Domkirche, schweben, über unbekannten Gräbern alter Krieger und adlicher Geschlechter, an morschen Fahnenstangen zerlappte Trophäen; hoch an einigen Pfeilern hängen Rüstungen, Schwerdter, Lanzen, Helme, Wappen- und Kampfschilder.

Wer trug sie einst? wem zu Ehren hing man sie dort auf? welch wirkliches Verdienst hatten diese Todten? Darüber schweigen unsre Jahrbücher der Vorzeit, und das Auge erreicht in dieser Höhe die vielleicht schon erloschnen Namen der Männer und der verzeichneten Thaten nicht.

Unter den Gräbern adlicher Geschlechter, zeichnet sich das der von Ahlfeld in einer der nördlichen Seitenkapellen, durch ein grosses und mit vielem allegorischen Pomp verziertes Epitaph allein aus. Es ist das Werk eines im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hier lebenden schäzbaren italienischen Bildhauers, Carolus Brennus, und ward im Jahr 1716 einem Wilhelm Ahlfeld durch dessen Frau errichtet. Die allegorischen Figuren, besonders vier an beiden Seiten, welche unter der Gestalt von zwei kämpfenden Helden, die das Laster niederstürzende Tugend vorstellen, zeugen von dem Geschmack des Künstlers, von seiner

Kenntniss antiker Formen, und von seinem Studium der Anatomie. Auch ist das bronzirte Hauptbasrelief gut geordnet. Es stellt die Erweckung der Todten vor. Die Idee des Künstlers, in dieser Scene nicht nach gewöhnlicher Art Scharen von Engeln und Heiligen in den Wolken schwebend zu versammlen, und die Erweckung nicht durch die Weltposaune, sondern durch die, aus einer schweren Wolkengruppe hervorbrechende Glorie der Gottheit bewirkt darzustellen, beweiset den Geschmack eines verständigen Erfinders. Schade, dass die Figuren und das Basrelief nur von Gips sind, und folglich bei der Ablösung von der Wand sich schwerlich erhalten werden. Ohnehin haben die Seitenfiguren schon sehr gelitten. — Noch von späterer Zeit ist am südlichen lezten Eingang der Kirche, das Grabmal eines Baron Kielmannsegge, und das die Erweckung Lazarus vorstellende Basrelief, von Stuck, nicht ohne Verdienst.

Reich, aber ohne allen Geschmack aufgestuzt, und mit gothischen Schnirkeleien überladen, prangen an den Pfeilern und Wänden viele Epitaphe alter Dechanten, Domherren, fremder Edelleute und einiger Priester der Kirche, wenige von bekannten Namen, oder ausgezeichneten Nachruhm. Doch unterscheidet sich von diesen, dass an einem Pfeiler neben dem hohen Chor dem im Jahr 1517 verstorbenen berühmten nordischen Geschichtschreiber, Dechant und Stadtsyndikus Albert Cranz gewidmete Denkmal, um dessen Errichtung und Erneuerung sich einige Dechanten, besonders der gelehrte Dechant Gödersen im Jahr 1647 verdient machten. Cranz sah, als Zeitgenosse Luthers, noch die erste Morgenröthe der Kultur durch die Reformation über dem Norden aufgehn, zweifelte aber an ihren Fortschritten. »Guter Bruder! — rief der ehrliche Katholik sterbend, als ihm die von Luther öffentlich vertheidigten Glaubenssäze vorgelesen wurden —

„Ja, Du predigst Wahrheit; Du wirst aber nichts ausrichten." Als der Hauptschriftsteller der Geschichte des Nordens, als Hamburgscher Patriot und Gesandter an vielen Hansetagen, ist er des Ruhms seines Andenkens würdig. Möge deswegen sein Denkmal und Bildniss, nicht mit dem Schutt der Kirche zerfallen, auf deren Kirchhof er, seiner Verordnung nach, unter einer Dachtraufe begraben ward.

Einige plump modellirte und überpinselte Standbilder Anschars, an den Seitenpfeilern des hohen Chors, und ein schlecht gemaltes und verblichnes Bildniss dieses ersten Hamburgschen Bischofs *) an dem Eckpfeiler desselben, haben alle kein anderes Verdienst, als den ehrwürdigen Namen des Mannes, dessen Asche von vielen dankbaren Generationen als heilig verehrt ward. — Ich übergehe die marmorne Wandtafel mit den die Sackpfeiffe spie-

*) Es ist oft, z. B. in Stubhorst 1sten Band, in Kupfer gestochen.

lenden Esel in Relief gearbeitet, ein Sinnbild menschlicher Thorheiten, mit den Todesjahren einer Geske von der Holte und eines Johann Lange, 1516 und 1537; — und rede nicht von den neben dem Harnisch eines alten Kriegsknechts hoch am Pfeiler hängenden Stiefeln. — Die erste ist durch den naiven Gesang des Thieres, die leztern sind durch die fabelhaften Schusterkünste des Teufels an den Stiefeln ohne Naht *), allen reisenden Handwerksburschen und Marktkrämern, als Wahrzeichen von Hamburg wohlbekannt. **)

*) Naiv genug sagte mir einst einer der Kirchenbedienten des Doms: „alle Jahr nehme ich die Stiefeln herab, um sie zu puzen, und muss also wissen, dass sie eine Naht haben." — Solche Verdienste erwerben wir uns um die Erhaltung unsrer Denkmäler und um Aufklärung!

**) Lambeck hat im 2ten Th. seiner Hamburgschen Kirchengeschichte die Karrikatur dieses Denkmals in Kupfer, und v. Hess den Singsang des musikalischen Esels im 1sten Theil S. 311 der Beschreibung Hamburgs, geliefert.

Bedeutender, aber nicht minder fabelhaft, war, als Gegenstand der ältesten Geschichte, noch in dem lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts das Kenotaph des Pabstes Benedikt V. vor dem verschlossnen, seit 1782 weiter herausgerückten, Hochaltar des Chors. Dieses alte päbstliche Denkmal war unstreitig untergeschoben und viel neuern Ursprungs als das Zeitalter dieses unglücklichen römischen Fürsten. Von Otto dem Grossen im Jahr 965 auf seinem Römerzuge, als ein von dem römischen Volk erwählter Gegenpabst des von dem Kaiser ernannten Pabstes Leo VIII. aus Rom vertrieben und dem Hamburgschen Erzbischof Adaldag zur Aufsicht übergeben, lebte Benedikt damals eine kurze Zeit in Hamburg im Exil, wozu der Kaiser ihn verurtheilte. Er unterlag in demselben Jahr seinem Kummer, und ward in der nachher noch zweimal vom Grund aus zerstöhrten Domkirche begraben. Sein Leichnam ruhete hier dreissig Jahr, und ward

im Jahr 999 nach Rom gebracht. Mehrere Jahrhunderte drauf errichteten wahrscheinlich einige Fromme dem Andenken des päbstlichen Eremiten, an der Stelle wo der Körper dieses von dem römischen Stuhl heilig gesprochnen Martyrers einst versenkt worden, ein Grabmal, welches alte Schriftsteller, die es gesehen haben wollen, einen »hocherhabenen steinernen Sarg" — *Sarcophagum eminentem* — nennen; ein Beiname der auf das noch zu unserer Zeit vorhanden gewesene niedrige Grabmal von schlechter Töpferarbeit nicht passt, welches folglich noch wieder aus spätern Zeiten herstammen mogte. *) Es bestand in einem schmalen, einen Fuss hoch

*) Abbildungen dieses päbstlichen Grabmals finden sich, im Lambeck und Stabhorst, welcher leztere in dem 1sten Th. seiner Hamb. Kirchengeschichte zugleich die weitschweifige Dissertation eines gewissen Sperling hat abdrucken lassen, der sich die undankbare Mühe gegeben, aus einer Reihe von Vermuthungen das Zeitalter der Errichtung des Grabmals bestimmen zu wollen, und es in die Jahre von 1540 sezt.

aus dem Boden hervorragenden aufgemauerten Grabstein, im schlechtesten gothischen Geschmack verziert. Aus länglicht viereckten, glasurten und erhaben gearbeiteten Backsteinen, war auf dessen Oberfläche das päbstliche Bildniss im Ornat zusammengefugt, und mit Brustbildern von Aposteln und Heiligen, kämpfenden Ritterfiguren, und einer mönchischen Inschrift umgeben. Als im Jahr 1782, auf eben der Stelle wo der päbstliche Grabstein lag, die neue Kapitelsstube gebauet werden sollte, öfnete man das Grab, fand es halb voll Sand, und warf es mit Schutt zu.

Mehr historische Aechtheit, hat die in der Mitte der Kirche stehende Tomba alter Schirmvögte von Hamburg, der Grafen von Schauenburg. Sie ist mit einem schönen, von der Zeit geschwärzten, grossen Stein von weissem Marmor bedeckt, und wird deswegen in der Volkssprache der breite Stein genannt. Darunter ruhen, nach der altdeutschen Inschrift einer an dem nächsten Pfeiler hängenden Ta-

fel, die Gebeine der Grafen Johann I. und Gerhard I. zwei Wohlthäter der Kirche und der Stadt, um deren Freiheit sie sich durch Erweiterung der von ihren Ahnherren seit dem Jahr 1189 für die Stadt von den Kaisern erlangten Vorrechte verdient machten; sie starben 1266 und 1281; ferner ruhet hier die Asche des im Jahr 1306 in der Schlacht bei Uetersen gegen die Ditmarsen gefallenen tapfern Grafen Woldemar; und der Grafen Gerhard, Johann und Adolph der zweiten, aus dem vierzehnten Jahrhundert. Das Grabmal ist vor etwa vierzig Jahren, man weiss nicht wie, einer grossen Messingplatte beraubt worden, die auf dem Deckstein eingefugt war. Eine geharnischte Figur des Grafen Johann I. war darauf eingegraben. *) Die gesprengten Schraubenlöcher der Platte sind an dem Stein noch sichtbar. Diesem Grabe gegen über stand vordem ein

*) Im Lambeck und Stabhorst finden sich Abbildungen davon.

von Gerhard II. für sich und für die mit ihm hier ruhenden gestifteter Altar zu Todtenmessen. Eine Ehrentafel der Schauenburgschen Grafen mit einer Denk- und Lobschrift war darauf errichtet. Der Stifter des Altars hatte sich und seinem Geschlecht auch das Ehrendenkmal gesezt, den Schauenburgschen Stamm in dieser Prunkschrift mit den ersten Stiftern der Kirche, Kaiser Karl und Ludwig, in einen Rang gestellt, und seine Vorfahren, die zweiten Gründer und getreuesten Gönner der Kirche — *hujus ecclesiae secundi fundatores et fidelissimi fautores*, — genannt. Vor etwa hundert und funfzig Jahren ward dieser Altar mit dem Ehrendenkmal niedergerissen. Ueber der Stelle wo er einst stand und dem Kirchenstuhl der Kapitularen, hängen noch einige Wappenschilder der Schauenburgschen Grafen. — Bei der Vergleichung der alten Hamburgschen Geschichtschreiber scheint es, dass dieser Sturm auf den Altar der Holsteinschen Grafen

und auf das Denkmal, in die Zeit des geschlossnen Westphälischen Friedens fällt, in welchem das Hamburgsche Domkapitel die ihm von dem Hause Holstein Schauenburg, hundert Jahre vorher geraubten vierzehn Dörfer, zum Vortheil dieses Stamms, gegen eine unverhältnissmässig geringe Vergütung einbüsste. Die Vertilgung der gräflichen Denk- und Ehrenmäler in der Domkirche, war also vielleicht, das von dem schwächern Theil gegen den Uebermächtigen auf diese Weise geübte Vergeltungsrecht, und die sich laut aussprechende Wirkung eines gerechten Unwillens des damaligen Kapitels, dessen Gegenvorstellungen hierin bei dem Friedenskongress verschmähet wurden.

Dies ist, was die Domkirche von Denkmälern der Vorzeit geschichtlich merkwürdiges enthält. Die Ansicht des Uebrigen ist unerheblich. — Als

Chorträger stehen indess noch an den Stufen zu dem mit gothischen vergoldeten Bilder- und Schnizwerk schwerfällig überladnen Hochaltar, woran sich die Vergoldungen des Grundes und der erhobenen Arbeit merkwürdig erhalten haben, vier schöne, obgleich nur kurze und magre Granitsäulen, deren Masse denen in der grossen Halle ähnlich ist. — Ausser einigen Familien- und Aemter Begräbnissen, liegen unter dem Hochaltar verschiedne gewölbte Gänge und Gemächer von unbekannter Bestimmung. Waren es die heiligen Gewölbe des Altars? wurden hier die Todtenmessen der Benediktiner gefeiert? oder — waren es die Weinkeller der Domherren? Wir wissen es nicht. Nach der Lage und der innern Einrichtung der Gemächer zu urtheilen, ist es wahrscheinlicher, dass dem göttlichen Bachus und nicht dem heiligen Benedikt hier Trankopfer gebracht wurden. Der Eingang ist ausserhalb der Kirche in dem Hause eines der Kirchenbedienten. Man steigt mehrere Stufen

in die dunkle Tiefe zu diesen stark gewölbten Klüften hinab, welche seit vielen Jahren von dem hiesigen Artillerie Departement, dem der Schlüssel dazu übergeben ist, zur Bewahrung grosser Haufen von steinernen Bomben und Kanonenkugeln — ein sonderbarer Kontrast an diesem Ort! — benuzt werden. Ueber dieser Kluft befinden sich noch einige in die Kirchenmauer hineingewölbte grosse Gemächer, die vielleicht einst zu Gefängnissen, denen sie vollkommen ähnlich sind, dienten. — Es ist möglich, dass in diesen starken Gewölben, oder in den wahrscheinlich hohlen und mit Schutt und Kalch ausgegossnen Kirchenpfeilern, wie schon oben bemerkt worden, noch mancher Fund, wenn auch nicht von verborgnen Schäzen, doch von alten geschichtlichen Urkunden bevorsteht, wenn einst beim Abbrechen mit gehöriger Vorsicht verfahren wird.

In einer obern Seitenabtheilung des Chors, zeigte man noch in unsern Zeiten, vor etwa

zwanzig Jahren, während des Christmarkts, zum Staunen und Grauen der Kinder, die verdorrte fabelhafte Hand des ungerathnen Kindes, das seine Eltern schlug und dessen verbrecherischer Arm aus dem Grabe hervorgewachsen war, und zwei wohlerhaltne, Mumienähnlich eingedorrte, und mit Kleiderlumpen bedeckte Leichname in zerbrochnen Särgen. Die Sage gab ihnen den Namen einer schönen Gräfin von Schack, und eines tapfern nordischen Generals: dieser trug die schwedische Uniform, und an den Beinknochen hingen gespornte Stiefeln. Der mit dem Vorzeigen dieser unbekannten Todtengerippe getriebne Unfug, veranlasste das Kapitel, dem Spuck durch das Verscharren der Körper ein Ende zu machen.

Die Kanzel des Doms ist ganz von schwarzem Marmor: die zehn kleinen Apostel- und Evangelisten Figuren von weissem Marmor, in den Füllungen der Kanzelbrüstung, sind nicht ohne Verdienst, und besonders einige Gewänder gut

gearbeitet. — Ob sich übrigens unter den hoch an den Wänden umher hängenden verloschnen grössern und kleinern Gemälden noch Kunstwerke von einigen Werth, oder ob sich unter den Epitaphen noch bedeutende Namen finden, lässt sich erst dann beurtheilen, wenn sie herabgenommen und dem Auge näher gebracht sind. Ihre jezige Ansicht, unter einem Ueberzug von Staub und Schmuz, empfiehlt sie nicht. — —

Der Domsthurm und die Kirchengebäude.

Von Leichtgläubigen und Furchtsamen ist über die Baufälligkeit und den drohenden Einsturz der alten gut geformten Spizsäule des Domsthurms, *) seit vielen Jahren manches kindisch

*) Der Thurm ist von der Erde bis zum Knopf, 353 Fuss hoch; bis zu 60 Fuss Höhe ist die Grundmauer 13 Fuss dick und lauft höher auf bis zu 11. 6. und 4 Fuss zu. Die hölzerne mit Kupfer

gefabelt und nachgeschwazt worden. Man hat geglaubt, die Thurnmauer aus ihrem Gleichgewicht sinken, die Spize sich beugen zu sehen: und doch, noch Jahrhunderte würde der Thurm überleben können, ohne dass einige Gefahr zu besorgen wäre. So entschied vor vierzehn Jahren ein Orakel in der Baukunst und Mechanik, unser unvergessliche Sonnin, der von dem Kapitel den Auftrag erhielt, mit mir den Thurm zu besteigen, um über die dem Publikum vorgespiegelte Gefahr zu berichten. „Ungeachtet," sagte Sonnin in seinem abgegebenen Gutachten, „der Thurm an der westlichen Seite verschiedene von dem allmählichen Abweichen desselben, in frühern Zeiten entstandene Borsten und Risse hat, können noch

gedeckte Pyramide, ist 176 Fuss hoch. — — Man steigt bis zu dieser auf sehr bequemen Treppen und dann auf guten Leitern bis zu 30 Fuss unter dem Knopf, von wo ab die Aussicht über die Stadt, die Ströme und das Land, vortrefflich ist.

Jahrhunderte verlaufen, ehe das Uebersinken, gesezt auch es ginge auf gleiche Weise wie bisher langsam fort, gefährlich wird. Wissenschaftliche, uneigennüzige, unpartheiische Männer, die von Zeit zu Zeit darüber zu Rathe zu nehmen sind, werden weder aus Unkunde noch aus Habsucht Gefahr, wo sie nicht ist, vorspiegeln, und wo sie endlich erwächst, solche, nebst den Ursachen des Versinkens abzuthun wissen." — Das war die gültige und beruhigende Entscheidung eines sachkundigen Mannes, und eines genauen Kenners der ganzen Konstruktion des Thurms und ihrer Festigkeit, aus ältern höchst merkwürdigen Operationen. Sonnin — dessen Genie und umfassende praktische Kenntniss der Wunderkräfte der Mechanik, der theoretischen Wahrheit des ungeheuern Scherzes jenes alten Griechen, Glauben zu geben im Stande war, — „zeigt mir, sagte Archimed, einen festen Punkt, und ich will die Erde bewegen," — Sonnin hatte im

Jahr 1763, an dem Domsthurm, so wie später an den Thürmen der Nikolai und Katharinen Kirchen, die einem Wunder ähnliche Arbeit des Aufrichtens der von Nordost gegen Südwest etwas abgewichenen Thurmspize unternommen und mit Sheldons Maschiene *) eben so kühn als glücklich ausgeführt. Der Stadeschen Regierung selbst war, von eigennüzigen oder unwissenden Menschen, die Gefahr welche der Thurm lief, so bedeutend gemacht, dass sie das Abtragen desselben vorschlug, und es nur nach vielen Gegenvorstellungen des Kapitels dahin gebracht ward, dass bloss die vier schwerfälligen Eckthürme, die man auf dem obern Thurmgemäuer, wo jezt die Gallerie ist, noch auf alten Ansichten der Stadt und des Doms findet, weggebrochen wurden. Indess erhielt Sonnin vom Kapitel den Auftrag, die nach den genauesten Messungen vier Fuss über-

*) In Büsch's Mathematik zum Nuzen und Vergnügen, ist diese merkwürdige Maschiene beschrieben.

gewichene Spize zu untersuchen und daran die nöthigen Reparaturen vorzunehmen. Er untersuchte — und entschloss sich, das ganze abgewichene 176 Fuss hohe Balkenwerk der Pyramide mit einigen Rucken wieder gerade zu richten. Die grosse Operation war das Werk einer Frühstunde, und der kühne und feste Mann seiner Sache so gewiss, dass er mit der ungeheuern Spizsäule des Thurms, wie mit einer Hellebarde, spielte. Das furchtbare Krachen und Knarren des Thurmgerippes während des Aufschraubens, schreckte ihn nicht: er hob den Thurm, liess, um die auf verschiednen Standpunkten in der Stadt und auf dem Wall mit Messwerkzeugen ausgestellten Beobachter, die Zeit und das Maas der künstlichen Bewegung berechnen zu lassen, ihn wieder niedersinken, und richtet ihn zum zweitenmal auf. — Ein Mann wie dieser, war also berechtigt gegen das Geschrei des grossen Haufens seine Stimme entscheidend zu erheben. — Es war indess hohe

Zeit, dass die Untersuchung damals von ihm geschah. Der vor zwanzig Jahren verstorbene Zimmermeister des Doms, Pils, hatte das mittlere Mauerwerk des Thurms, durch die sinnlose Aufstellung von vielen Spreiz- und Strebebalken in augenscheinliche Gefahr gesezt. Diese Streben waren in der Gegend des Geläutes gegen die innern Mauern so unbehülflich und rückwirkend gestemmt, 'dass sie die Seiten des Thurms gerade an den Stellen wo die alten Risse sind, bei den Schwenkungen der Glocken, und durch ihren eignen Druck, immer weiter hinaus drängen und die Risse erweitern mussten. „Wäre" — sagt Sonnin über diesen Gegenstand in eben dem Gutachten — „wäre es dem Mann möglich gewesen, die Kräfte seines Holzes zu berechnen, und daneben zu erwägen, dass sein Grund auf welchem er Stüzzen sezte, der schwächere Theil sei, so hätte er nicht diese Anlage gemacht, womit er nur den Thurm auseinander spreizen und die Bor-

sten vergrössern konnte." — Seit den zwanzig Jahren, da dieser dem Kapitels Bauwesen gefährlich gewordene Mensch nicht mehr lebt, und der Thurm von seinen so nachtheiligen Anlagen befreiet worden, hat dieser, wie die periodischen Untersuchungen und Ablöthungen des jezigen sachkundigen und geschickten Domzimmermeisters Stammann beweisen, nichts durch weiteres Abweichen gelitten. Er steht fest und unerschütterlich auf seinen mächtigen Grundmauern, mit der schönen pyramidal Form seiner Spize, deren Zimmerwerk der Hamburgsche Bauhofinspektor Mehne für ein Meisterstück der Baukunst erklärt, das als ein Muster zur Nachahmung Bewunderung verdient, und deswegen von ihm und seinen Gehülfen mehrmals nach allen seinen Theilen sehr genau gezeichnet ist. Die Verbindungen des Ganzen sind äusserst einfach und zweckmässig gedacht; leicht und frei hängt das Gebälcke, von eisenstarkem Eichenholz, ineinander. — Eben so

merkwürdig sind die sechs Thurmglocken von einem Guss wie er in unsern Zeiten nur selten geräth. Sie wiegen zusammen 26000 Pfund und machen unstreitig das grösste, schönste und volltönendste Geläute unsrer Stadt aus. Hell und rein wie Glasklang tönt der Schlag einer der kleinern Glocken, von deren Masse man glaubt, dass sie mit Silber versezt sei. Die grösste Glocke wiegt 11000 Pfund, und hält unten beinahe sieben Fuss im Durchmesser der innern Weite. Unübertreflich erhaben ist der Ton dieser herrlichen Glocke besonders, die nach alter Sitte nur zweimal im Jahr an Heiligen Tagen angezogen ward, und mit zwölf Menschen in den ersten Schwung gesezt werden musste. Man darf nicht zweifeln, dass dieses trefliche und seltne Geläute beibehalten werde: es wäre aber auch zu wünschen, dass wenigstens die drei grössten zusammenstimmenden Glocken, ungetheilt einer der andern Stadtkirchen übergeben würden, unter welchen unsre neueste,

die Michaeliskirche, vor allen übrigen eines bessern Geläutes bedarf.

— Vom Todten — Wahrheit! — Noch einmal muss ich auf die für die Kirche und für das Kapitel höchst schädlichen Bauplane des verstorbenen Domzimmermeisters Pilz zurückkommen. Zum Verderben der Kirche, und um den Untergang vieler Domgebäude zu befördern, schien dieser vielleicht eben so unwissende als eigennüzige Mann geboren zu sein. Auf seinen dem Kapitel von jeher verderblich gewesenen Rath und den geheimen Betrieb eines auch verstorbenen eigennüzigen Beförderers desselben, fiel vor zwei und zwanzig Jahren der kleine Kreuzgang am St. Petersort, und bald darauf als Folge davon eine Reihe einträglicher Häuser daselbst, und ein öder mit hässlichen Ruinen und halb umgestürzten Gebäuden besezter Plaz trat an ihre Stelle. Das hiesige Publikum hat dem Kapitel oft den Vorwurf gemacht, den es bei der

Lage der Umstände wahrlich nicht verdiente, dass es diese in einer der bewohntesten, volkreichsten und nahrhaftesten Gassen gelegenen einträglichen Pläze, eine lange Reihe von Jahren hindurch, und gerade zu einer Zeit, wo es in der Stadt durchaus an Baupläzen fehlte, zu seinem eignen Schaden unbenuzt hätte liegen und sie endlich bloss mit leichten Holzschauern bebauen lassen. Der Vorgang, den ich zur Berichtigung der Sache hier kurz erwähnen zu müssen glaube, war dieser.

Im J. 1780 waren die schadhaft gewordnen Gewölbe des kleinen Kreuzganges am St. Peters Ort, von dem Domszimmermeister Pilz, nicht, wie es noch hätte geschehen können, durch zweckmässige Mittel hergestellt, sondern vielmehr nach seiner bei dem Thurm angewandten abscheulichen Theorie, durch spreizendes und gegen das Gewölbe wirkendes Strebenwerk aus einander getrieben, dadurch zum Plazen und dem Einsturz nahe gebracht. Der Kreuzgang musste nun, auf Be-

fehl der Regierung zu Stade, im Jahr 1782 mit dem daran stossenden alten, zum Theil auch nur schadhaften und immer noch Reparatur fähigen gothischen Kapitelsgebäude, der Reventher *) genannt, worin das Archiv, die Bibliothek und die Versammlungszimmer des Kapitels lagen, abgebrochen werden. Zum Behuf des Christmarkts ward statt des Kreuzganges, die noch, hoffentlich aber nicht lange mehr stehende hölzerne, Baraken ähnliche Gallerie aufgeschlagen. Zu gleicher Zeit mussten, auf wiederholten Befehl der Regierung, vier an dem Kreuzgang gränzende noch gute Häuser, plözlich, als ob ihr naher Einsturz drohe, von ihren Bewohnern geräumt werden. Viele Jahre noch standen diese Häuser öde, den Holzdieben zur Beute, und dem Publikum zum Gespötte **) halb in Ruinen, fielen nach und

*) Das verstümmelte Wort Refectorium, oder Speisehaus, Speisesaal der Mönche.

**) Ein von den Domsruinen in Kupfer gestoch-

nach ein, und wurden endlich weggeräumt. Und doch bewiesen, nachdem diese Häuser schon acht Jahre in diesem Zustande gewesen waren, die durch einen unpartheiischern Baumeister noch einmal vorgenommenen Untersuchungen derselben, dass sie mit einigen Kostenaufwand selbst damals noch einer Reparatur fähig waren, und folglich zu der Zeit, als ihre Bewohner daraus vertrieben wurden, um so viel weniger unheilbar gewesen sind, als es der Regierung und dem Kapitel durch die Entscheidungen des Domzimmermeisters und eines von Stade herüber gesandten Bauofficianten, des Moorkommissars Finndorff, welcher dieses dem Kapitel nachtheilige Bauunternehmen leiten sollte, aber eigentlich nur das Echo des erstern war, vorgespiegelt ward.

Mit glänzenden Planen und Rissen zur

nes Spottbild, erschien in der damaligen Hamburgschen Zeitschrift, das Journal aller Journale.

Wiederbebauung jener Pläze, ward nun dieses ohne bestimmte Aussicht zur Ausführung angefangne Unternehmen von den benannten beiden Officianten dekorirt; aber die Ausführung dieser luftigen Plane konnte nicht möglich gemacht werden. Dem Kapitel selbst fehlte es hiezu an den nöthigen Fonds, und die Hannöversche Regierung weigerte sich, die Mittel dazu darzureichen, oder die erforderlichen Anleihen auch nur zu garantiren. Eben so wenig gefiel es ihr, die in der Folge zu andern Benuzungen dieser öden Pläze oft geschehenen Vorschläge zu genehmigen. So lagen sie denn vierzehn Jahre ganz unbenuzt, und wurden dann zur Bebauung mit hölzernen Wagenschauern, u. dgl. vermiethet.

Das einzige Gute, was dieses für die königliche, wie für die Kapitels Kasse unglücklich ausgefallne Bauprojekt zu Wege gebracht hat, sind die unter Anleitung des Kommissär Finndorff, von einem Hannöverschen Kondukteur Kohl-

mann damals aufgenommenen genauen Grundrisse der Domkirche mit ihrem Gebiet, und der sämtlichen dem Kapitel angehörigen Gebäude und andrer liegenden Gründe in und ausser der Stadt. Noch ein, damals freilich nicht vorauszusehender, zufälliger Vortheil ist aus der Nichtbenuzung dieser ansehnlichen Baupläze, z. B. durch ihren vorgeschlagnen aber von der Regierung unbewilligt gelassnen Verkauf auf Grundhauer, nunmehr für die Stadt, als jezige Besizerin des Domgebietes, gewonnen worden; dass nämlich, wenn erst die Kirche weggeräumt ist, über das Ganze dieser sie umgebenden Pläze und Gebäude, ein vollständiger durch keine zwanganlegende Hindernisse gestörter Plan, zu neuen Anlagen eines Markts und einiger Gassen, wird entworfen und ausgeführt werden können.

Durch das Abbrechen eines der gothischen Nebengebäude der Kirche, worin die alte Kapitelsstube lag, ward der neue Bau des hohen

Chors in derselben und der jezigen Kapitelsstube veranlasst, und i. J. 1782 nach den Rissen des benannten Hannöverschen Moorkommissars, von dem Domzimmermeister Pilz ausgeführt. Dieser neue Sizungssaal des Kapitels ist nach guten Verhältnissen gebauet und nicht ohne Geschmack mit Stukaturarbeiten dekorirt. Von der Saaldecke, blickt das allsehende Auge von einer Glorie umstralt, und von einer Schlange, dem Symbol der Ewigkeit, umgeben, herab. — Hätte man damals die kurze Ewigkeit dieses neuen Baues mit voraussehendem Auge messen können, in der That, das Kapitel würde sich dann mit seinem alten gothischen Residenzsaal beholfen und einen Bau, welcher 14000 Mark kostete, nicht befördert haben, dem jezt, mit dem uralten Stammgebäude des Erzstiftes, ein gemeinschaftliches Schicksal bevorsteht.

Was die bereits im allgemeinen gefassten Ideen, und die noch zu entwerfenden nähern

Plane zur Benuzung so wohl des einst leeren, grossen und beinahe regulären Plazes den jezt die Kirche mit ihren Umgebungen von Häusern und Kirchhöfen einnimmt, als auch der Reihen aneinander gränzender Domkurien und Vikarienhäuser betrift; so ist es allerdings noch zu früh, davon zu reden, und ich mögte daher nur den Wunsch äussern, dass zum Entwurf und zur Ausarbeitung solcher Plane, deren Ausführung auf alle künftige Zeiten Hamburgs hinauswirkt, mehrere Ort- und Sachkundige Baumeister gehört würden, und ihre Gutachten abgeben mögen. Wenn ich einen Blick in die Zukunft hinaus werfe — sie würde nahe sein, wenn meine Wünsche sie herbei führen könnten, — so sehe ich in der Gegend der Kirche und auf dem Grund des vormaligen Stiftgebiets, ein neues und schönes Stadtviertel entstehn; ich sehe die Gasse hinter St. Petri sich bedeutend erweitern, und hinter derselben eine neue fast rechtwinklichte Gasse sich

bilden, die in der Zuchthausstrasse beginnt, durch die Kuriengärten hin, und mit einer Wendung gegen die erweiterte Papentwiete am St. Petersort, gegen einen neuen Marktplaz auslauft; ich sehe diesen Markt rechts von der grossen, mit einem bessergestalteten Dach versehenen und sonst zweckmässig eingerichteten Domhalle, — deren Erhaltung mit mir gewiss viele meiner Mitbürger wünschen — und übrigens umher mit auf offnen Arkaden ruhenden Häusern umschlossen, und ein länglichtes, im Kreuz durchschnittnes Viereck von Gebäuden sich ihm hinterwärts anschliessen. — — Wem Alterthum und Bürgerverdienst werth ist, der stimme mit mir dahin, dass diesem Markt und den neuen Gassen Benennungen gegeben werden, die das Andenken der Domkirche — dieses uralten Stiftungsdenkmals unsrer Vaterstadt — erhalten, und Namen um Hamburg verdienter Männer der ältern und neuern Zeit der dankbaren Nachwelt überliefern.

Rückblick auf die vormalige Dombibliothek.

Mit einer schmerzhaften Erinnerung schliesse ich die nicht reiche Aehrenlese der noch übriggebliebnen Merkwürdigkeiten unsrer Domkirche, indem ich einen Rückblick auf die im Jahr 1784 veräusserte — oder vielmehr verschleuderte — trefliche Bücher- und Handschriften Sammlung des Domkapitels werfe. Die Bremische Regierung, welche einen Vorschlag zum Verkauf einer solchen Bibliothek, deren seltnen Werth sie durch das in Händen habende Verzeichniss ihres Inhalts beurtheilen konnte, nie hätte genehmigen sollen, veranlasste ihn gewissermassen selbst, indem sie diesen Verkauf schon im Jahr 1781 in der Verhandlung über die

Bauangelegenheiten in Antrag brachte, damit, weil das Bibliothekzimmer in dem alten Gebäude baufällig war, bei dem neuen Bau — man denke wie wirthschaftlich! — die Einrichtung eines solchen Zimmers erspart würde — Unwiederbringlich ist durch diesen unglücklichen Einfall ein seit vielen Jahrhunderten sorgsam gesammelter seltner Schaz der alten Literatur zerstreuet und verlohren worden. — Dies beweise hier nur ein flüchtiger Ueberblick dieser sehr schäzbaren Büchersammlung, den ich aus ihrem vor mir liegenden traurigen lezten Ueberrest, dem Auktionskatalog ziehe, und mich dabei auf das Urtheil unsers grossen Bücherkenners des Herrn Professor Ebelings berufe, der die Sammlung durchgesehen hat. Als ich im Jahr 1784, um die Residenz des Kapitels anzutreten, nach Hamburg zurückkam, war der Bann unwiederruflich über die Bibliothek ausgesprochen und in der Vollziehung begriffen, es war also

vergeblich, mich an meine noch lebenden ältern Kollegen anzuschliessen, welche ihre Stimme gegen die Verschwörung zur Zerstreuung dieses Schazes der Literatur umsonst erhoben hatten.

Die Dombibliothek war von sehr alten Zeiten her, bis gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, da früher durch den Religions- und dann durch den Westphälischen Frieden die Existenz des sekularisirten Stiftes verändert und seine innere Kraft gelähmt ward, mit Kenntniss und grossen Kosten gesammelt und zum Theil durch die statutenmässigen Geschenke der die Residenz antretenden Domherren, so wie durch Freigebigkeit einzelner Mitglieder des Kapitels, bereichert worden. Als den Geber sehr vieler treflichen Werke, nenne ich mit dankbarer Achtung vor allen einen Dechant Gödersen, der in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts seine schöne und zahlreiche Sammlung der Dombibliothek ver-

machte. Der eigentliche Fond der Sammlung war nicht neuer als die Jahre 1650 und 60. Sie bestand nur aus viertausend und achthundert Büchern und Handschriften, aber die grösste Hälfte derselben war eine Auswahl höchst schäzbarer Werke, welche in den reichsten Bibliotheken oft vergeblich gesucht werden. In diesem verborgnen Schaz, den man nicht genug kannte und schäzte, bis das Verkaufsverzeichniss ihn zur öffentlichen Kunde brachte, hatten Mäuse, Würmer und Moder zwar lange ungestöhrt gehauset; doch aber war ein guter Theil davon verschont geblieben, oder hatte nur an dem Bande, den Titeln u. s. w. etwas gelitten. — Unter den Handschriften war eine Bibel in 3 Folio Bänden nach Hieronymus Version, auf Pergament im Jahr 1255 geschrieben; eine sehr künstlich geschriebene Märtyrer Legende in 2 Folianten, viele, grösstentheils sehr schön geschriebene und ausgemahlte, Messebücher und andre Lehrbücher. Alte juristische

Werke machten einen grossen Theil der lateinischen Bücher aus. In den theologischen Fach fanden sich verschiedene seltene Polyglotten, auch die Pariser; verschiedene seltne Bibeln, unter andern eine ungarsche vom Jahr 1590 in Folio; gute kirchengeschichtliche Werke und einige Kirchenväter. Unter den medicinischen waren seltne Werke. Wenig Philosophen; mehr mathematische, und darunter Hauptwerke. Die zu diesen gehörige Sammlung von mathematischen Instrumenten, war — von vielem Gebrauch hoffentlich — verdorben und veraltet. Am besten und reichhaltigsten war das historische Fach besezt. Alle die alten klassischen Corpora, auch die Pariser Original Ausgabe des *Corporis historiae byzantinae*, nebst andern lateinischen besonders in Italien gedruckten historischen Werken. — Zu den zahlreichen griechischen und lateinischen Klassikern, gehörten manche alte, in Deutschland, Frankreich, und Italien gedruckte Kernausgaben

Euripides, Plutarch, Plato, Aristoteles, Xenophon, Homer, Dion, Herodot, Thucydides, Manutii Cicero, Lipsii Erasmus u. a. verschiedene stephanische Ausgaben. — Einige gute antiquarische Werke. — Unter den Sprachwerken, war Ludolfs äthiopisches Lexikon, mit sehr vielen beigeschriebenen Zusäzen und Anmerkungen von Schlichting. — Aeusserst schäzbar waren unter den alten Pergament Manuscripten verschiedne Klassiker, als: ein Paar Handschriften von Virgil, *) verschiedene Werke Ovids, vier Lukane, ein Paar Juvenale, ein kommentirter Terenz u. dgl.; einige waren mit Scholien versehen, und mit andern alten Codicen konferirt. — Einen schönen und ansehnlichen Theil der Bibliothek machten endlich die Bücher in spanischer, italienischer, französischer und englischer Sprache aus, besonders solche, die zur Geschichte dieser Län-

*) Voss soll diese Handschriften neuerlich benuzt haben.

der gehören: eine Menge der schäzbarsten und seltensten Sachen; alle aber gingen nur bis 1660. Auch alte Drucke waren da, wenn gleich nicht von den ältesten: vor allen ein schöner Ptolemäus mit illuminirten Karten auf Pergament, zu Ulm 1486 gedruckt.

Das mag hinreichen, um einen Begriff von dieser verschwundnen treflichen Sammlung zu geben. Von diesen und ähnlichen grossen Werken sind nur einige in Hamburg geblieben, die von wenigen Bücherkennern und Sammlern, als, von dem verstorbenen Pastor Krohn, und den Herren, Professor Ebeling und Dr. Heine in der Auktion gekauft wurden. Die ganze Sammlung der Handschriften ging für einen unbedeutenden Preis nach Kopenhagen.

Um das Maas dieses Unfalles voll und die Verschleuderung der schönen Sammlung für jeden wahren Freund der Literatur empfindlicher zu machen, trafen noch manche von den hastigen Beförderern des Verkaufs, be-

sonders von dem verstorbenen Domsyndikus Detenhoff — auch in dieser Hinsicht sehr unrühmlichen Andenkens — veranlasste Umstände zusammen. Die Auktion ward so übereilt angesezt, dass das Verzeichniss nicht weit versandt werden konnte, um die Aufträge aus entferntern Gegenden zu erwarten. Daher war in den ersten Tagen, bei dem Verkauf der grössern Hälfte der Bibliothek, die Konkurrenz der Käufer nur sehr geringe; die Bücher wurden fast verschenkt: — erst während der Verkaufstage, und zum Theil nachher, gingen die Aufträge ein. Die ganze Summe des Verkaufs dieser seltnen Sammlung betrug wenig über dreitausend Mark. Hiezu kam noch, dass der sonst geschickte Verfertiger des Katalogs, mit allzuängstlicher Gewissenhaftigkeit, auch die geringsten an den Büchern befindlichen Wasserflecke und Spuren von Wurmfrass bemerkt und dadurch die Käufer abgeschreckt hatte; wie mir Heyne in Göttingen

mit grossem Bedauern über die erst nachher erhaltenen bessern Nachrichten sagte. — Manches treffliche und höchst seltene Werk ist, durch dieses zusammentreffende Misgeschick, von der Makulatur verschlungen worden.

Doppelt schmerzhaft sind diese Erinnerungen jezt, wo die Dombibliothek, mit einem Theil der oben erwähnten schönen Sammlung des Kapitels von Kirchenurkunden des Mittelalters *) vereint, für die Bibliothek der Stadt ein höchst wichtiger Gewinn geworden wäre.

*) Während dieser Bogen gedruckt ward, geschah ein kaum erhörter räuberischer Angriff auf diese Sammlung; wovon noch ein Wort als Nachschrift in dem folgenden Abschnitt.

Lezte Beraubung der Domkirche.

Ueber die Denkmäler des Hamburgschen Stifts, besonders über seine Reste der alten Literatur, und seine Urkunden des Mittelalters, scheint von jeher ein widriges Geschick zu walten, und sie durch alle Mittel, der Zerstreuung, und, wie dieses, dem Untergang zu weihen. Vor 300 Jahren veranlasste der Reformationseifer einen offnen Angriff der Stadt auf die Kirche und die Urkundensammlung des Kapitels; in dem Lauf der Folgezeit gingen durch äussre Vorfälle und vielleicht noch mehr durch Unachtsamkeit, wahrscheinlich manche wichtige Dokumente verlohren; verschleudert ward im lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts die trefliche Biblio-

thek mit den Handschriften des Doms; — und jezt, wo die Vereinigung des Stiftes mit der Stadt geschehen, und ihr die Kirche zum Eigenthum übergeben ist, wird ihre Urkundensammlung noch einmal bestürmt um sie zu verderben. — Der Vorfall ist in diesem Betracht immer merkwürdig genug, um ihn, als einen karakteristischen Zug der verlöschenden Geschichte der Kirche, anzuführen.

In den lezten Tagen des Juli dieses Jahrs, rottirte sich, durch die in öffentlichen Blättern als bevorstehend angekündigte Abbrechung des alten Stiftsgebäudes zum Raub gereizt, ein Haufen Pöbels am hellen Tage in der unverschlossnen und unbewachten Kirche, trieb, aus Vernichtungssüchtiger Lust, Unfug mit vorläufiger Zerstöhrung von Verzierungen u. dgl., erstieg dann unbemerkt eine sonst unzugängliche Vertiefung in dem höhern Theil der Seitenmauer des Chors, wo ehemals die oben erwähnten unverwesten Körper lagen, und

Bayerische Staatsbibliothek München

erbrach hier zwei Thüren zu einer verborgenen unbekannten Treppe, die zu dem obern Theil des Chors führt. Dort befand sich in einem nur durch die obern Gewölbe des Chors zugängigen Seitengemach, die alte zahlreiche Urkundensammlung aus dem zwölften und folgenden Jahrhunderten *) in einem Schrank, welcher mit einigen andern Kisten, worin alte Papiere lagen, erbrochen ward. Als der Pöbel seine Hoffnung, Schäze darin zu finden und zu rauben, getäuscht sah, warf er die Pergamente heraus, riss alle Wachssiegel davon ab, schleppte einen Theil der Urkunden weg, und liess die übrigen auf dem Boden zerstreut, und durch das Entwenden der Siegel halb zerrissen, liegen. Gassenbuben liefen mit den geraubten Pergamenten auf dem Kirchhof und in den Gassen umher, und verkauften sie für einige Schillinge; andre wurden in ganzen Bün-

*) Ihrer ist oben, S. 41 und 42, erwähnt worden.

deln verschleppt, aus den Siegeln Lichter gegossen u. s. w. Erst nach geschehener That ward der Raub entdeckt, und nun wurden von der Polizei Vorkehrungen getroffen, um den weitern Unfug des plündrungssüchtigen Haufens zu verhindern und die entwandten Urkunden wieder herbei zu schaffen. Man ist auch so glücklich gewesen, den grössern Theil derselben, die meisten aber sehr verunstaltet, wieder zu erhalten.

Ob nun gleich diese Urkundensammlung für die alte politische Geschichte der Stadt keinen bedeutenden Werth haben mag, so wird sie, auch selbst in ihrem durch diesen Unfall halbverdorbenen und unvollständigen Zustand, doch dem Forscher der Hamburgschen Stiftsgeschichte, und der Diplomatik des Mittelalters, gewiss noch sehr schäzbar bleiben.

Diese wenigen ehrwürdigen Reste der Vorzeit, werden nun, sei es in dem Archiv, oder,

in so fern die Urkunden zur Kirchengeschichte gehören, in der öffentlichen Bibliothek der Stadt, ein Denkmal ihres alten Stammstiftes bleiben, welches nach einigen Jahren, bis auf wenige Spuren seines ehemaligen Daseins, vielleicht verschwunden sein wird. — Wandelndes Schicksal aller menschlichen Dinge, so will es dein gebietendes Gesez! — —

Inhalt.

Vorerinnerungen . . . . . Seite 5

Ueberblick der Geschichte der Domkirche und des Kapitels. . . . . . S. 11

Umrisse ihrer Hauptepoken. — Stiftung durch Karl d. G. — Anschar. — Dreimalige Zerstöhrungen, und Wiederherstellungen der Kirche durch Anschar, Unwan, und Bezelin. — Lezter Bau der Kirche durch Graf Adolph von Schauenburg. — Raub der 14 Dörfer des Kapitels. — Innere Geschichte des Stiftes während des Mittelalters. — Reformationsunruhen und Bestürmung der Kirche. — Verändrungen durch den Religions- Westphälischen- und Stockholmer Frieden. — Ueberblick der Geschichte des Kapitels, und seiner Verhältnisse gegen die Stadt, bis zur Uebertragung des Domstiftes an Hamburg i. J. 1802.

Ansicht der Alterthümer in der Domkirche. . . S. 36

Armuth der Kirche an Kunstwerken von Werth, und des Archivs an wichtigen, die Geschichte der Stadt betreffenden, Urkunden. Wahrscheinliche Ursachen dieses Mangels. — Jezi-

ger Bestand des Archivs. — Gestohlene Kirchenschäze. — Vermuthungen wegen noch verstechter Urkunden.

Die grosse Halle der Domkirche. . . . . . Seite 46

Ihr wahrscheinliches Alter. Schöne Konstruktion. Granit Säulen. Grosser Karakter des Ganzen. Wunsch wegen Erhaltung der Halle.

Der Christmarkt. . . . . . S. 51

Denk- und Grabmäler. . . . . . S. 55

Unbekannte kriegerische Denkmale. — Epitaphe Ahlfeld's, Kielmannsegge's, Albert Cranz's, u. a. — Bildnisse des h. Anschars. — Der musikalische Esel und die Teufelsstiefeln. — Fabelhaftes Kenotaph des Pabstes Benedikts V. — Tomba der Hamburgschen Schirmvögte, Grafen von Schauenburg. Ihr zerstöhrter Altar und Ehrenmal. — Hochaltar und unterirdische Gewölbe. — Unverweste Leichen. — Kanzel. — Verloschne Gemälde.

Der Domsthurm und die Kirchengebäude. . . . S. 70

Vorgespiegelte Gefahr des Einsturzes. Sonnin's Gutachten, und seine Aufrichtung des abgewichenen Thurms. Des Zimmermeister Pilz Spreizwerke. Musterhafte Konstruktion des Thurms. Schönes Geläute. — Verunglückte Bauprojekte mit den Kirchengebäuden, der Officianten Pilz,

Finndorff u. a. — Neuer Sitzungssaal des Kapitels. — Ideen zur künftigen Benuzung des Domplatzes u. s. w.

Rückblick auf die vormalige Dombibliothek . . . S. 87

Verschleuderung dieses treflichen Schazes der alten Literatur, durch schlecht organisirten öffentlichen Verkauf. Ueberblick dieser schäzbaren Bücher- und Handschriftensammlung.

Lezte Beraubung der Domkirche. . . . . . S. 96

Auf der Titelseite des Umschlags, ist eine Kopie des alten grossen Kapitelssiegels befindlich. Der Form der Umschriftbuchstaben nach zu urtheilen, ist es aus dem zwölften Jahrhundert.

Des Erzbischofs Anschar's Bildniss auf der Rückseite des Umschlags, ist der Umriss eines alten Gemäldes, welches von einem Domprobst Middelmann, der im Jahr 1457 starb, der Kirche geschenkt ward, und an dem Eckpfeiler des Chors. hing. (s. Seite 59).

Wenig Tage vor der Erscheinung dieses Ueberblicks der Domkirche, ist der Anfang mit der Ausräumung derselben gemacht, und die Bildnisse Anschar's mit andern Gemälden, Epitaphen, u. s. w. abgenommen. Es finden sich, auch in der Nähe betrachtet, so wie ichs erwartet habe, keine Kunstwerke von besondern Werth darunter, und unter den alten Kriegsrüstungen und Fahnen nicht einmal Namen oder andre Denkschriften ihrer vormaligen Eigenthümer. Wahrscheinlich wurden diese Rüstungen und Waffen, an den Zeiten der in der Kirche begrabenen Holstein-Schauenburgschen Schirmvögte der Stadt, als Denkmale ihrer Kriegsthaten, hier aufgehängt.

S. ANSCHARIUS